
Basler Stadtbuch


VERITAS
SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANGL

d/l Tante Lella
Weihnachten 190[illegible]
v. Familie Vasley
Baul

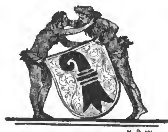


Meisenbach Riffarth & Co. Berlin

Basler Jahrbuch
1903.



Herausgegeben
von
Albert Burckhardt Rudolf Wackernagel
und
Albert Geßler.



Basel
Verlag von R. Reich
(vormals C. Detloff's Buchhandlung)
1903.


Basler Druck- und Verlags-Anstalt.

Inhaltsverzeichnis.





Dr. Carl Burckhardt-Burckhardt.



Von

Prof. C. Chr. Burckhardt-Schazmann.

Karl Burckhardt, dessen Leben hier mehr noch in seinem Werden als im Wirken erzählt werden soll, wurde in einer für unsere Vaterstadt schweren Zeit, am 5. Dezember 1831, als ältestes Kind des Bandfabrikanten Karl Burckhardt und seiner Frau Sophie geb. Vischer in Basel geboren. Im Vereine mit seinen drei jüngern Schwestern verlebte er im elterlichen Hause eine fröhliche Jugendzeit in der einfachen Weise, wie sie damals Sitte war und wie sie seinem Vater, einem richtigen Repräsentanten des alten Basel, zeitlebens eigen blieb. Pünktlich und gewissenhaft in seinem Berufe und mancherlei öffentlichen Stellungen hat er dem Sohne ein schönes Beispiel von Pflichttreue gegeben und mit seiner herzlich warmen Liebe ihm das Beste geschenkt, was ein Kind sich wünschen mag. Die Mutter, eine geistig reiche und strebsame Frau, die durch lange Kränklichkeit dem geschäftigen Nichtstun so mancher ihres Geschlechts ferngehalten war und die Muße für die Pflege tieferer Interessen auskaufte, hat in eben dieser Richtung eindrücklich auf ihn eingewirkt. Im Range immer unter den Ersten, besuchte er zuerst eine Privatschule, dann das hiesige Gymnasium und Pädagogium. Seine Aufsätze, Tagebuchnotizen und Reden, die aus dieser Zeit erhalten sind, tragen den Stempel einer minutiös ge-

nauen Beobachtung, knappen Ausdrucks und gesunden, etwas nüchternen Urteils. Auch sein Vortrag muß trocken, fast hölzern gewesen sein; von einer solchen Wiedergabe des bekannten Uhlandschen Gedichts erhielt er in der Pädagogia den Namen „Unstern.“ Er war bei Schülern und Lehrern als zuverlässig und tüchtig und als treuer Kamerad beliebt.

Länger darf bei seinen eigentlichen Studienjahren verweilt werden. Sie sind ja für das Werden eines jeden entscheidend, der nicht vorher verbildet und verkrümmt worden ist. Nun lernt man, bisher mehr geführt, erst selbständig gehen.

Was Burckhardt zum Studium und gerade zu dem gewählten Wissenszweige trieb, war, soweit ersichtlich, wirkliche Lust und Liebe, und der Vater ließ ihn freundlich gewähren. Man hatte ihn in der sechsten Klasse des Gymnasiums zwei Jahre behalten, da er noch allzu jung schien. Im Sommer 1850 ward der Achtzehnjährige als Student der Rechte an der heimatlichen Universität immatrikuliert und genoß während drei Semestern an der damals nur spärliche Schüler zählenden juristischen Fakultät die vorzügliche Schulung von Männern wie Heusler, Schnell und Windscheid. Daneben hörte er, der zeitlebens nicht im Fachstudium aufging, sondern sich allseitig zu bilden liebte, bei Jakob Burckhardt, Wilhelm Vischer und Wilhelm Wackernagel sprachliche und geschichtliche Kollegien. Er hat es Wackernagel nie genug danken können, daß er bei ihm schon im Pädagogium das geliebte Deutsch gründlich gelernt und Freude und Verständnis für schöne Litteratur gewonnen hatte; die Pflichttreue, mit der der Gelehrte dem Lehrerberufe oblag, erfüllte ihn mit gewaltigem Respekt. Und während seines späteren Aufenthaltes im Auslande konnte man ihm aus der Heimat nie zu viel über Jakob Burckhardts öffentliche Vorlesungen schreiben; noch als alter Herr ist er auf den Bänken der Universität zu dessen Füßen gesessen und hat keinen seiner Aulavorträge versäumt; das

„Kleine dicke Buch“ begleitete ihn stets auf seinen Italienfahrten, die übrigen Werke standen nicht als tote Schätze auf seinen Regalien, und in seinen letzten Jahren war ihm die Griechische Kulturgeschichte, was auch die Gelehrten davon sagen mochten, ein wahrer Hochgenuß. Zu den Lehrern, die ihm etwas boten, blieb er überhaupt in einem dankbar warmen Pietätsverhältnis. Wie er allmählich in öffentliche Stellen vorrückte, freute ihn vorab auch das, daß er nun der Kollege der einstigen Meister ward und hier wieder ihr Wohlwollen erfuhr. Der antiken Erscheinung Schnells und der charaktervollen Gestalt Heuslers hat er stets mit der größten Hochachtung gedacht. Ein Zug der Pietät war es auch, wenn er die in jenen Jahren und bis zum Abschluß des Universitätsstudiums mit Geschick und peinlicher Sauberkeit geführten zahlreichen Kollegienhefte sorgfältig gebunden aufbewahrte. Gebraucht hat er sie später schwerlich mehr; er war in seinem Wissen über sie hinausgewachsen; aber es war seine Art, sich schwer und womöglich nicht von Dingen zu trennen, die ihm etwas gewesen waren. Die unendliche Aufstapelung, die daraus erwuchs, war glücklicherweise durch einen so exakten und organisatorischen Ordnungssinn beherrscht und gegliedert, daß die tote Masse jederzeit lebendig verwertbar gemacht werden konnte. Und dieselbe Treue, die sich an der leblosen Natur zeigte, bewährte er auch an größerem und wichtigerem, an Freunden und Verwandten. Von Hause aus kritisch veranlagt, in seinem Wesen leicht herb, scheinbar verschlossen, jedenfalls ein geschworener Feind allem ins Gesicht loben, gab und widmete er sich, weniger in Worten, desto mehr aber in der Tat und im Herzen. Er schloß sich nicht leicht an, aber wen er erfaßt hatte, den hielt er fest; als Student schrieb er sich des Polonius Mahnung heraus: „Der Freund, der dein und dessen Wahl erprobt, mit ehernen Klammern schließ ihn an dein Herz.“ Man konnte sich durchaus auf ihn verlassen; was er zugesagt, hielt er unverbrüchlich und täuschte kein

Vertrauen; darum fand er auch solches und wurde vielfach und in allen möglichen Dingen um Rat angegangen; man war bei ihm eingehendster Erwägung und Teilnahme sicher. Er selbst hat über diese Konsultationen nichts verlauten lassen; er war verschwiegen; aber manche haben bezeugt, erleichtert von ihm weggegangen zu sein. Als er einst einem Freunde im Ausland aus Verirrung emporgeholfen und seine Mutter, für ihn selbst besorgt, Abbruch jener Beziehungen forderte, antwortete er: „Ich habe durch Neigung und durch meine Studien einen gewissen Sinn für das Historische, d. h. für eine Entwicklung der Verhältnisse wie sie sind, für einen allmählichen Fortschritt auf der gegebenen Basis. Ein Bruch mit der Vergangenheit ist stets an und für sich ein Unglück; wie im Leben der Staaten ist es auch in andern Verhältnissen. Einen Freund wechseln wie ein abgenutztes Kleid oder wie ein Geldjude seine Religion, hast du bedacht, was das heißt? Eine Freundschaft macht sich, sie wird nicht gemacht, und einen Freund aufgeben ist eine Untreue, die ich mir von niemand zugemutet wünsche. Gott aber, nach einer solchen gottlosen Tat, um einen anderen bitten, das wäre Blasphemie." Schon in der Schule, dann im Zofingerverein, dem er im November 1850 beitrat, später im Ausland und noch im Mannesalter in seinen mannigfachen Stellungen hat Burckhardt das Glück gehabt, wahre Freunde zu erwerben und sie fürs Leben zu bewahren, obschon sich die Wege dann trennten und der schwere Schatten, der auf sein häusliches Glück fiel, ihm die Pflege geselliger Beziehungen Jahre lang verunmöglichte. So entschieden er für seine Ueberzeugungen eintrat, sah er doch bald immer mehr das Einigende als das Trennende; er dachte wie seine Mutter, die ihm am Ende ihres Lebens schrieb: „Je mehr wir im Alter und im Leben fortschreiten, desto klarer wird uns die Schwierigkeit, Einigung durch Ansichten und Grundsätze zu erzielen; jedes Alter und jeder Einzelne ist für sich ein Ganzes und Anderes, und da

bleibt denn nichts als die Liebe, welche, wenn etwas versehen worden, wieder einlenkt und ausgleicht." Die horazische Frage: „Mitior ac melior fis accedente senectu?" war ihm ein liebes Citat, und er konnte etwa Ungerechtigkeiten in einer Weise hinnehmen, die den Gegner wirksamer entwaffneten als eine geharnischte Antwort.

Im Wintersemester 1851/2 trat er zum erstenmale aus dem Elternhause in die Fremde. Er siedelte für ein Jahr nach Heidelberg über, das damals fast als Schweizeruniversität in partibus gelten konnte. Als einziger Sohn und Bruder in einem Hause aufgewachsen, in dem wegen Kränklichkeit der Mutter kein lebhafter geselliger Verkehr gepflegt wurde, empfand er den Eintritt in diese freie Welt als Förderung und doch wieder als schwierig ungewohnt. Er mußte gegen eine angeborene, bisher zu wenig abgewöhnte Schüchternheit, Trockenheit, Eckigkeit und Einsilbigkeit im Verkehr ankämpfen, gegen eine Schärfe im urteilen und richten und gegen Verstimmungen, die teils aus häufiger Kränklichkeit, teils aus einem gewissen Sichgehenlassen resultierten. Seine Mutter, der er nun in fleißigem Briefwechsel womöglich noch näher trat als zuvor, hatte ihm schon vor Jahren geschrieben: „Laß deine öfteren Anwandlungen von Laune beiseite, daß sie dich nicht meistern, sondern sei ihr Herr, bald möchten sie dich sonst zum Knecht erniedrigen; vergleiche dich nie mit andern deinesgleichen, du hast einst für dich Rechenschaft abzulegen und das Trösten mit anderer Schwachheit wird dir keine Stütze sein. Habe etwas Hohes vor Augen und im Herzen; schaffe dir ein Vorbild, das dich nicht entschuldigt, sondern straft, wo es nötig ist, dir aber auch hilfreich vergebend entgegentritt, wenn du gefehlt und dich wieder zu ihm wendest." Und später noch dem 35-jährigen: „Daß du stets von Herzen wohlzutun wünschest, weiß ich wohl; du bist aber leider deiner Mutter Kind und scheinst oft trocken und bist kurz, wenn es in dir ganz

anders aussieht." Er hat gegen diese Schwächen beharrlich angekämpft und unaufhörlich an seinem nicht ganz leichten und ausgeglichenen Charakter gearbeitet; innerlich ward er mehr und mehr frei, aber äußerlich trat etwa noch ein Rest zu Tage, und die schweren Lebensführungen, die er mit sich allein durchkämpfen mußte, legten dann auf sein Wesen eine Zurückhaltung und einen Ernst, der oft mißverstanden worden ist, als Kühle, ja Kälte, als aristokratische Reserviertheit.

Zunächst freilich war dies alles noch unabgeklärt und er, der später etwa „die steigende Vervollkommnung der Basler im Absprechen" tadelte, erwies sich damals noch als Liebhaber scharfer Kritik, in politischen Fragen sowohl, in denen er sich dereinst so unabhängig zu stellen wußte, als in Kleinigkeiten des geselligen Lebens, dem er sich, ohne dies recht eingestehen zu wollen, nicht ganz gewachsen fühlte. Wie unbeholfen klingt es noch, wenn er über die Tanzstunden, zu denen er sich schweren Herzens entschlossen hatte, schrieb: „Sie stören mich sehr in meiner Bequemlichkeit, da ich, statt in Muße im Nachtrock auf dem Kanapee lesen oder studieren zu können, mich um- und ankleiden, ausgehen, ja sogar Frauenzimmer unterhalten muß. Doch im ganzen mag die Sache für mich gut sein." Anderthalb Jahre später, am Ende seines Berliner Aufenthaltes, wo er doch auch weidlich gegen die „steife Gesellschaft" losgezogen, lautete es schon einsichtiger: „ich habe einsehen lernen, daß mir sehr vieles fehlt, das ich wissen sollte und könnte, und daß mir ein freieres Benehmen in größerer Gesellschaft und Unbekannten gegenüber wohl anstehen würde." Damals aber war ihm noch wohl, wenn er größern Gesellschaften entgehen konnte; es gelang freilich nicht immer und dann regte sich leicht etwas einseitige Kritik; besonders entsetzt war er über die ästhetischen Thees in einem befreundeten Hause, wo klassische Meisterwerke mit verteilten Rollen gelesen und tunlichst geistreich gewürdigt wurden.

Da pflegte er zu verstummen; derlei treibe man mit mehr Genuß und Gewinn für sich allein, meinte er. Wohler war ihm im kleineren Kreise, im Verkehr mit Professoren und mit Freunden; da genoß er den geistig bedeutenden oder harmlos fröhlichen Umgang in vollen Zügen. Zu den zahlreichen Basler Kommilitonen gesellten sich Schweizer anderer Kantone; unter ihnen hat er in König von Bern, dem nachmaligen Professor, einen Freund gefunden, den erworben und bis zu dessen Tode in ungetrübter Zuneigung besessen zu haben er stets als einen der besten Gewinnste seines Lebens empfunden hat. „Breit, stark, ein guter Kopf, ein guter Redner, energisch, vielseitig, ein unermüdlicher Arbeiter; der wird es zu etwas bringen," so schilderte er die eindrucksvolle Figur an seine Mutter. Es ist später Jahrzehnte lang nichts in der Familie des Einen vor sich gegangen, das vom andern nicht wie von einem Bruder mitempfunden und miterlebt worden wäre, Freude wie Leid; man schrieb sich und sah sich, wo nur die Zeit es erlaubte, und stets war die Gemeinschaft eine Quelle reichen geistigen Austausches und voller Befriedigung.

Neben der Pflege der Freundschaft ward die Arbeit nicht vernachlässigt. Mit lobenswerter Pünktlichkeit ward bei Zöpfl deutsche Rechtsgeschichte, bei Renaud Civilprozeß, bei Brückmann Wechselrecht, bei Mohl Politik gehört; Kortüms Vorträge über neuere deutsche Geschichte und Henles Anthropologie gingen als Abwechslung nebenher; im Sommer folgte dann beim alten Mittermaier Kriminalrecht, nicht ohne Eindruck, wie die nachmalige jahrelange Beschäftigung mit dieser Disziplin beweist; ferner Encyklopädie der Staatswissenschaften bei Mohl, Nationalökonomie bei Rau, ein Dank den vielen Schweizerstudenten sehr zahlreich besuchtes Kolleg bei Kortüm über neuere Schweizergeschichte, vor allem aber römische Rechtsgeschichte bei dem juristischen Magnet Heidelbergs, Vangerow. Sein weit berühmteres Kolleg, die Pandektenvorlesung, die schon

mit sehr erklecklicher Stundenzahl begann, dann anwuchs, schließlich dank beständigem Zusetzen die Woche nahezu voll beanspruchte und in der trotzdem nicht geschwänzt wurde, hat Burckhardt erst in seinem Examensemester zwei Jahre später mit Bewunderung des in ihr zu Tage tretenden pädagogischen Talentes besucht; die Rechtsgeschichte dagegen kam ihm stark antiquarisch vor, sie ertrank im Detail.

Neben den Kollegien ward eifrig Privatlektüre getrieben; eine Vergleichung der semesterweise hierüber angelegten Verzeichnisse giebt einen Einblick in des Lesers allmähliches Wachsen. Damals trat die juristische Lektüre noch zurück; neben Gerbers deutschem Privatrecht, einem Werke Mittermaiers, Freys Quellen des Basler Stadtrechts und dem Aufsatz von Wyß über die schweizerischen Landsgemeinden findet sich als einzige civilistische Monographie, bei der es dann für geraume Zeit sein Bewenden hatte, Windscheids Lehre von der Bedingung. Im übrigen trifft man neben einer gewählten Gesellschaft, wie dem Torso von Bachofens römischer Geschichte, Perthes Leben, Guizots englischer Revolution, Dantes Inferno, Goldonis teatro comico, Shakespeare, Lenau, Eichendorff und Mörike, im Anfang auch die leichtgeschürzten Plattheiten Gerstäckers und Roquettes süßlich weinerliche Romantik, beides ein Genre, das nach diesem Versuch endgültig von der Bildfläche verschwand. Auch das bei Gerlach wohl erlernte Latein ward während der ganzen Universitätszeit fleißig geübt; Cicero, Horaz, Tacitus standen im Vordergrund; sie wurden auch später immer wieder zur Hand genommen, neben ihnen Cäsars herrliche Kriegsberichte, welche der Mißbrauch zum Anfangsunterricht so manchen entleidet, und an ihrem Schauplatz, in Rom, die Geschichten des Livius; so konnte Burckhardt seinem Sohn aus eigener Erfahrung versichern, er werde es nie bereuen, wenn er die Klassiker in der Schule mit Ernst betreibe; dann könne er sich auch nachher stets wieder an ihnen er-

frischen und erholen. Das Griechische nahm er mit Ausnahme des Neuen Testamentes, in dem er jeden Morgen bis zuletzt einen Abschnitt las, erst später wieder auf; in der trüben Zeit, da er durch die Krankheit seiner Gattin von ihr getrennt ward und als allmählich die Hoffnung, die Vereinsamung sei nur eine vorübergehende, zurücktrat, griff er nach dem hohen Lied des Heimwehs, der Odyssee, und nach Platos unsterblicher Weisheit.

In Heidelberg aber sang und klang das Leben noch; dann und wann zog das Theater von Mannheim den Studenten aus den Toren der Universitätsstadt zu einer Oper; als einst die Sonntag auftrat, spürte er, beim Andrang zur Kasse stundenlang in drangvoll fürchterliche Enge gekeilt und von den auf ihre Rettung bedachten Leidensgefährten gestoßen und getreten, noch lange seine Knochen, meinte aber, er sei dafür reichlich entschädigt worden. Er hörte Musik mit großer Freude und Genuß, ohne doch eigentlich musikalisch zu sein, ohne Gehör und Gedächtnis und Schulung zu haben, Erfordernisse, die doch fast unerläßlich scheinen; in der eigenen Ausübung hat er es nur bis zu bescheidenen Grenzen gebracht.

Abgesehen von diesen gelegentlichen Theaterbesuchen war sein Leben während des ersten Heidelberger Winters ein ziemlich seßhaftes. Die Kälte war ungewöhnlich hart, Teuerung und Armut schritten durchs Land, die Not erzeugte Unruhen. Unmutig verglich der Student, der aus einem Hause kam, wo man bei bescheidenen Lebensansprüchen fremdem Elend gegenüber die Hand weit öffnete, was er in der Fremde beobachtete, mit dem Altgewohnten: „Für die Armen im Odenwald,“ schrieb er, „sammelt man jetzt hier; die Regierung wird die Sache in die Hand nehmen; unterdessen schickt sie Soldaten hin; die Not ist sehr arg; aber während so viele hungern, sind hier nichts als Lustbarkeiten; dafür ist Geld vollauf, aber beim Geben sind sie nicht besonders bei der

Hand." Zwei Jahre später, kurz vor seinem Examen, zeichnete er das selbstzufrieden lustige Leben am Neckar mit folgenden Strichen: „Schenkel deklamierte heute in der Kirche wie immer gegen Formen des Kultus ohne Glauben, gegen Priesterherrschaft, gegen Wunder- und Zeichenverlangen, kurz gegen den Katholizismus; dabei rühmte er seine liebe akademische Gemeinde, die sich nicht an Aeußeres hänge, nicht nur leiblichen Durst und Hunger habe, sondern das einzig Wahre suche und danach hungere und dürste. Dabei war freilich die Zuhörerschaft nicht so zahlreich wie sonst, besonders beim schönen Geschlecht, das es sonst für guten Ton hält, in die Universitätskirche zu gehen statt in die Stadtkirche. Der Grund war ein gestriger Ball, der bis in den späten Morgen gedauert hat. Mit der Tanzwut geht es hier ins Unglaubliche. Da ist kein Professor, kein Beamter, kein Kaufmann, der nicht einen Ball glaubt geben zu müssen, womöglich in den Sonntag hinein, damit man bequemer ausruhen kann. Daneben ziehen täglich Scharen von Bettlern aus den benachbarten Gegenden durch die Straßen und haben kein Brot, um ihren Hunger zu stillen; Sonntags um elf Uhr aber hören die Tänzerinnen ihren Schenkel über alles Gute und Schöne predigen, und wenn er sie auffordert, für eine arme Gemeinde beizusteuern, so legt jede zierlichst drei oder sechs Kreuzer auf den Teller des Einsammlers und ist fest überzeugt, ihren anderen Pflichten nachgekommen zu sein und sechs Tage wieder tanzen zu dürfen."

Wo so viele Landsleute zusammentrafen, wurde natürlich der Heimat und dessen, was sie bewegte, nicht vergessen. Die Frage einer eidgenössischen Universität erregte damals die Gemüter, vor allem natürlich in den Hochschulkantonen. Burckhardts Vetter und treuer Freund Wilhelm Vischer, der später die neuerdings akut werdende Frage mit so vieler Einsicht erörtert hat, hielt ihn damals von Basel aus auf dem Laufenden und veranlaßte, daß auch in

Heidelberg eine sachlich kurze Gegenpetition inszeniert wurde. Als das Projekt zwei Jahre nachher begraben ward, war auch dort, unter den Baslern wenigstens, der Jubel groß; sie „versäumten nicht, dem Ständerat ein frohes Hoch zu trinken;" doch war Burckhardt unbefangen genug, ob den Basler Interessen und den Nebenabsichten der Befürworter jenes Planes, das, was an ihm groß war, nicht zu übersehen; er meinte, im Nationalrat seien dessen Gegner mitunter tief unter dessen Befürwortern gestanden, denn von diesen hätten manche aus wahrer Begeisterung für ein Ideal und ohne jede Selbstsucht gehandelt. Er hatte also im gerechten Beurteilen der Gegner Fortschritte gemacht, gewiß nicht zuletzt Dank seinen geschichtlichen Studien, und das Wort, das er sich einst aus Zachariäs Büchern vom Staat notiert hatte, war ihm allmälich zu eigen geworden: „In einer Meinung, die von einer großen Anzahl Menschen geteilt wird, liegt allemal, sollte sie auch noch so irrig sein, wenigstens ein Zusatz von Wahrheit; es ist belehrender, diesen Zusatz auszuscheiden, als die Meinung schlechthin zu verdammen."

Mit dem Herannahen wärmerer Tage mußten Heidelbergs herrliche Umgebungen den allzeit tüchtigen Wanderer oft und gern von den Büchern, der Geselligkeit und dem studentischen Treiben weg und ins Freie locken. Der weite Gottesgarten, der sich dort um Strom und Hügel ausbreitet, machte ihm jenen Aufenthalt ganz besonders lieb. Wenn er von einem sinnenden Gang auf den waldigen Höhenzügen zurückkam oder einen goldenen Abend auf der Terrasse des Schlosses zugebracht hatte, konnte er in seinen Berichten über das Geschaute die wahrsten und wärmsten Töne echter Poesie finden. Er hatte ein tiefes Verständnis für die Natur im großen wie im kleinen; nie fühlte er sich gehobener und freier als in ihrer Mitte. Auch später hat er sich den Seinen in den Ferienwochen immer am rückhaltlosesten gegeben; an diese Tage sorgen-

losen Zusammenlebens und tüchtiger Märsche knüpfen sich für **sie** die frohsten Erinnerungen.

Das Jahr 1852 brachte eine reiche Fülle von Reisen; in den Pfingstferien mit Freund Rosenburger nach der burgreichen Pfalz, in den Fronleichnamsferien in den Odenwald, wo die Erbachsche Sammlung bewundert ward, im August dann, nach seiner Weise wohlvorbereitet, über Koblenz, Köln und Achen zum kurzen Besuch der im Seebad Heilung suchenden Mutter nach Ostende, dann nach Brügge, Gent, Brüssel, Antwerpen, Mainz. Nichts entging seinem eifrigen Schauen, und er genoß es in vollen Zügen und mit reichem Gewinn. Es war das erstemal, daß ihm die Kunst in reicher Fülle und gewaltigen Werken entgegentrat. Er ist ihr in seinem Leben schauend, lernend und sammelnd in steter Uebung immer näher getreten und hat sich ein Urteil und Kenntnisse erworben, wie sie bei Laien nicht gewöhnlich sind.

In Basel war seines Bleibens nicht lange; südwest- und dann wieder nordostwärts ging es in raschem Fluge zu den Gestaden des Genfer- und dann des Bodensees; hier sagte er der Heimat für ein weiteres Jahr ade. Neben Ulm, dessen altreichsstädtische Physiognomie ihn frappierte und wo ihn die Verwahrlosung des Domes bekümmerte, ging es nach Augsburg, wo ihm wiederum, wie in Heidelberg, die deutsche Renaissance mächtig entgegentrat, und dann zu einwöchentlichem Aufenthalt nach München, diesem seltsamen Gemisch gemütlich sumpfenden Bierphilisteriums, eifriger Arbeit und Wittelsbach'schen Prunk- und Kunstsinns. Die Pinakothek war nur stückweise, aber doch in einem ihrer ganz großen Wunder, den Rubenssälen zu schauen; um so mehr Zeit widmete er der Glyptothek; immer und immer wieder könnte er sie sehen, schrieb der Enthusiast. Auch sonst ward die Zeit ausgekauft, wie es eben nur der Jugend möglich ist; das Oktoberfest, ein Trauergottesdienst für König Max, irgend eine Posse im Volkstheater,

die Antigone des Sophokles und das typische Kellerleben ließen sich ohne Störung harmonisch vereinigen. Nur schwer riß man sich aus einem heitern Phäakenleben los; für Nürnberg blieb nur ein Tag übrig, denn in Berlin klopfte das Semester schon an die Türe.

Die Stadt bot damals nicht den heutigen Anblick; bei ihrem Wiedersehen nach 33 Jahren traute Burckhardt seinen Augen kaum. Und auch politisch durfte er sich damals wohl noch fragen, ob Macaulay Preußen als Macht zweiten Ranges nicht allzu hoch eingeschätzt habe. Sei dem wie ihm wolle, an der Universität und am Berlinerleben fand er volles Genüge. In Keller trat ihm nun doch ein Lehrer und Gelehrter ganz andern Schlages als Vangerow entgegen; da war nicht die spiegelglatt ebenmäßige voraussetzungslose Darbietung eines wie Baumöl zu schluckenden Lehrstoffes, sondern bald eine Skizze nur, ein überraschendes Streiflicht, bald ein tiefes Eindringen, eine frappante Parallele; im ganzen ein Miterleben, eine ungeheure Plastik gewesenen Rechtslebens, aber nur dem, der schon etwas mitbrachte, aufpaßte und den Kopf zusammennahm, zugänglich. Keller wirkte stark auf Burckhardt ein; er erschloß ihm das römische Recht ganz eigentlich; Quellen- und Litteraturstudien aller Art waren die Folge. Für den Romanisten hatte der Student eitel Bewunderung, so wenig ihm der Privat- und der Staatsmann sympathisch war. Er erblickte in seinem politischen Gesinnungswechsel keine Evolution, sondern eine Umwälzung, und verstand nach den Zürcher Antecedentien das heiße Bemühen um Erhebung in den Adelsstand nicht, zu dem der Kladderadatsch damals boshaft bemerkte, die Wiederaufnahme des früher in Zürich geführten Namens „Keller vom Steinbock“ würde trefflich passen, da sein Träger in seinen Ansichten inzwischen den Wendekreis des Krebses zurückgelegt habe. Burckhardt hörte bei ihm Hermeneutik, exegetische Uebungen und mit besonderem Interesse römischen Civilprozeß. Kälter ließ ihn Stahls Naturrecht, z. T.

wohl wegen der nicht tendenzfreien Darstellung, dann aber lag es auch am Fach an sich; obschon Burckhardt spekulativ zusammenfassender Betrachtung der Dinge sein Interesse nicht versagte, neigte er seiner ganzen Anlage nach weit mehr zu historisch-praktischer Anschauung und positiver Stoffkenntnis, im Rechte vor allem. Im übrigen waren es Kirchenrecht bei Richter, Strafprozeß und Völkerrecht bei Heffter, gerichtliche Medizin bei Casper, deutsches Privatrecht und Wechselrecht bei Homeyer und französisches Recht bei Daniels, die ihn jenes Jahr beschäftigten und wozu er sich durch Privatstudium mannigfache Notizen zusammentrug. Von Nichtfachkollegien ward nur noch Kunstgeschichte bei Guhl gehört; im übrigen trat mehr und mehr eigenes Arbeiten in den Riß. Den kriminalistischen Studien kam es zu gute, daß er unter den Fittigen eines sich als „Regierungsrat" präsentierenden und darum dienstwillig empfangenen Basler Ratsherrn das große Zellengefängnis eingehend besichtigen konnte; er notierte sich vieles über das Geschaute, das ihm später als Justizdirektor nützlich sein mochte. Eine Stadt wie Berlin nur zum Fachstudium und Bücherlesen zu benützen, lag aber nicht in seinen Absichten. In ganz anderem Umfange als in Heidelberg genoß er Theater und Konzerte; er addierte sich schließlich selbst mit Schrecken, daß er sie in sieben Monaten wohl gegen neunzig Mal besucht habe; aber was er an Eindrücken empfangen, wie er seine Kenntnisse erweitert, was er von allerbesten Kräften angehört und geschaut, und was er später, wenn einmal im angestrengten Berufsleben, in dieser Richtung sich werde versagen müssen, das, meinte er, rechtfertige diese Fülle vollauf, umsomehr als diese Genüsse selbst einer Studentenbörse leicht erreichbar gewesen seien. Seine Geschmacksrichtung mag die Thatsache kund tun, daß ein Sechstel jener Abende auf wiederholtes, drei- bis viermaliges Anhören von Alceste, Fidelio, Figaros Hochzeit, Don Juan, Freischütz, Euryanthe, und fast die Hälfte auf Opern über-

haupt entfiel. Spaß bereitete es ihm, in Schillers Tell an Stauffachers Hause eine Menge Kantonswappen, darunter auch das von Basel zu erblicken.

Ueber der poetisch verklärten Schweiz ward ihrer damals oft traurig prosaischen Zustände nicht vergessen. Leidenschaftlich meinte Burckhardt angesichts der Tessiner Zustände, es müsse einem jeden, der eine Ehre dreinsetze, ein Schweizer zu sein, die Schamröte ins Gesicht steigen, wenn er das Markten des Bundesrates mit Oesterreich ansehen solle; es sei traurig, sich sagen zu müssen: wir können nichts mehr, wir sind nichts mehr ohne andere; lieber bei ehrlicher Verteidigung untergehen, als diese Scheinselbständigkeit fortführen. Der Freiburger Aufstand, urteilte er, könne jetzt, wo alles gegen Außen einig sein sollte, bei keinem Schweizer Anklang finden. „Das aber entschuldigt jene nicht, die den unnatürlichen Zustand dieses Kantons herbeiführten; der Putsch zeigt ihnen von neuem laut genug, daß es nicht so leicht hält, ein Volk von seinen hergebrachten Sitten und Gebräuchen abzubringen, ihm sein Heiligstes zu verkümmern, ihm neue Gewohnheiten und Ansichten aufzudrängen. Wäre Carrard vor zehn bis zwanzig Jahren auf der entgegengesetzten Seite gefallen, so wäre er von den Radikalen als Märtyrer verehrt worden. Sein Tod hat wirklich nichts Gemeines; er wollte sterben, weil es ihm unerträglich war, vom Volk für einen agent provocateur der Regierung gehalten zu werden. Die siegreiche Regierung und ihre Leibwächter rühmen sich ihrer Milde, daß sie Perrier nicht zum Tode verurteilt haben, sondern nur zu dreißig Jahren Zuchthaus! Sie konnten nach Bundesrecht gar nicht anders, thaten also das Aergste, was ihnen möglich war. Milde gegen Aufständische ist überhaupt nur radikaler Grundsatz, wenn die Strenge *sie* treffen könnte; man denke an Nessi. Der ‚Bund‘ kann natürlich die Regierung nicht genug loben und ihr danken; sie that doch nur das Natürlichste, wenn sie für ihre

Selbsterhaltung sorgte. Wie anders wurden die Luzerner Freischarenzüge seinerzeit beurteilt, und doch war in Luzern nicht dieselbe mächtige Mehrheit des Volkes gegen die Regierung, wie jetzt in Freiburg."

Solche Gedanken sowie Mitteilungen über seine Beschäftigungen und die Erlebnisse des Tages beherrschten seine Briefe; über sein tiefstes Innenleben zu sprechen, war seine Art nicht, wie er es auch bei anderen nur schwer ertrug; er ward den Vergleich mit einem Wegwerfen aller Kleider nicht los. Ob dieser Tatsache, die doch an ihm altgewohnt war und ob dem ganzen bunten Berlinertreiben ward der um das seelische Wohl ihres Sohnes besorgten Mutter Angst. In ihrem stillen, häuslichen Leben kam ihr jene laute Welt fremdartig und feindselig vor; sie fürchtete den Sohn in ihren Strudel mitgerissen und aus dem in der Jugend sorglich gepflegten Boden alten, frommen Glaubens entwurzelt zu sehen; da sie ihn wenig von Kirchenbesuch berichten hörte, schloß sie aus dem Schweigen auf ein Fehlen der Gesinnung; sie mißtraute seiner Umgebung; selber kränklich und mit einer kranken Tochter fern von zu Hause in einer ihr unsympathischen Gesellschaft abwesend, steigerte sie, der Möglichkeit der Aussprache beraubt, immer mehr ihre quälende Furcht; sie ward sie Tag und Nacht nicht mehr los, und als ihr ein Traum Schlimmes gezeigt, redete sie ihm eindringlich ernst ins Gewissen, forderte Rechenschaft über seinen Kirchen- und Abendmahlsbesuch, eine Revision seiner Freundschaften und Aufschluß über Fortgang und Abschluß seiner Studien. Die Korrespondenz ist für beide Teile zu charakteristisch, als daß sie in diesem Lebensbilde fehlen dürfte. Keiner Schuld bewußt, antwortete er: „Wenn mich alle Briefe, die ich erhalte, freuen, so ist es doch bei den Deinen ganz besonders der Fall. Das entspringt wohl nicht nur aus einem Gefühl kindlicher Pietät, sondern noch mehr daraus, daß ich weiß, wie unsere Gefühle und Gesinnungen

in so vielem übereinstimmen, wie wir eins das andere begreifen und daher auch gegen einander ein offenes Zutrauen hegen. Darum lese ich Deine Briefe stets mit Freude, auch dann, wenn sie von untergeordneten Dingen handeln; denn es entscheidet nicht die Sache, die geschrieben und gelesen wird, sondern die Gesinnung, in der man sie schreibt und in der man sie liest. Ich würde aber Unrecht tun, wollte ich Dir verschweigen, daß Dein letzter Brief mich nicht so ganz recht erfreut hat. Es fehlte mir darin das Zutrauen, sogar hie und da eine liebevolle Betrachtung der Dinge. Es ist darin vieles, das meiner und auch Deiner früheren Anschauung widerspricht. Was ich von der Kirche halte, weißt Du, und Du weißt, daß ich sie auch hier besuche; aber es ist etwas anderes, es zu Hause mit allen Bekannten und Genossen oder in der Fremde mit Unbekannten zu tun. Und das Gemeindegefühl ist ja gerade beim Kirchenbesuch etwas Wesentliches; denn eine Predigt, ja noch besseres als Predigten könnte ich auch daheim lesen. Ebenso ist es beim Abendmahl; auch hier ist die Gemeinschaft das Wesentliche, und sie kann für mich keine so rein geistige sein, daß ich mich hier, wo keine Seele mich kennt, dabei so recht mit anderen eins fühlen könnte. Da bleibe ich lieber zu Hause, oder gehe still für mich und sinne nach oder lese. Der Kirchenbesuch ist doch höchstens ein Beweis des inneren Zustandes; er schafft ihn nicht und ersetzt ihn nicht. Ich bin durch meine Erziehung und Anlage in der Möglichkeit, über diese Dinge nachzudenken und nachzuforschen; eine Predigt mag mich belehren und anregen, aber sie wird mir nicht den vorhandenen Sinn erst schaffen oder umändern müssen. Es ist gewiß unrichtig, wenn Du Kirchbesuch Nichtkirchbesuch und Glauben Unglauben so zusammenstellst, als ob nur ein Ungläubiger nicht jeden Sonntag zur Kirche ginge. Gewiß sucht sich ein rechter Christ mit Gottes Hilfe im Guten immer weiter zu bringen und wird die Mittel dazu nicht verschmähen; aber die Mittel ohne den guten Willen

sind nichts und es giebt auch noch andere Mittel. Daß da nun auch andere Schuld sein sollen, die mich überhaupt von allem Guten abhielten, kann Dein Ernst nicht sein. Ein solches Richten und Messen anderer ist mir in Deinen Briefen neu; ich selbst bin dazu nur gar zu oft aufgelegt, aber es ist heilsam, wenn ich dann stets an meine Schwachheit denke und wie nötig ich Nachsicht habe. Mit meinen Freunden und ‚Pseudofreunden‘ bin ich hier im Reinen; von meinen Meinungen bringen sie mich nicht ab und ich bin für die Erfahrungen, die ich mit ihnen gemacht, dankbar (folgt der früher erwähnte Passus über die Freundschaft). Was mein Examen betrifft, so könnte ich es wohl bis in einigen Monaten machen; da mir aber Zeit und Umstände erlauben, noch mehrere Jahre meiner Ausbildung zu widmen, so ziehe ich es vor, nächsten Winter noch Pandekten zu hören und dann im Frühling zu doktorieren."

Bei der offenen Aussprache zerstreuten sich die Wolken rasch. „Ich danke für Deinen Brief," schrieb die Mutter; „denn Deines Herzens Gesinnungen sind mir dadurch wieder einmal klar geworden. Ich bin krank und ich bin in der ungewohnten Fremde; da mußt Du mir Verkehrtes etwa hingehen lassen. Daß Du denkst, ich wollte Dich kränken, schmerzt mich, weil ich darin ein zu geringes Erkennen meiner Liebe wahrnehme. Sag Dir zehnfältig bei jedem meiner Briefe: es ist die alte Mutter, die schreibt; nur ihre Liebe ist noch jung. Angst führte meine Feder; sie entsprang der Liebe. Ich fürchtete, alles zu sehr gehen zu lassen und mich um Dein Inneres zu wenig zu kümmern, mich zu sehr auf Deine Selbständigkeit zu stützen und aus Bequemlichkeit der Pflicht der Ermahnung nicht nachzukommen; ich fürchtete, mein Zutrauen zu Dir sei zu groß. Bist Du denn allein verantwortlich für Dein Seelenheil? Angenommen auch, ja von jetzt an, so habe ich vielleicht doch frühere Vernachlässigung verschuldet und sollte das Versäumte wenigstens nachzuholen suchen. Aber wenn Du nur stets

in Dir fortschreitest und ein wirklich inneres Leben von Dir gehegt und gepflegt wird, so bin ich zufrieden; Gott wird das andere versehen. Zwangsweises Ueberzeugenwollen in diesen Dingen ist verkehrt. Aber würdest Du der historischen Kontinuität stets folgen, so müßtest Du das Kirchenversäumen als einen Bruch mit der Vergangenheit ansehen; denn von Kind auf warst Du ans Kirchengehen gewöhnt. Und ich dächte, die Kirche sei eine Gemeinschaft aller Gläubigen, nicht bloß der Freunde und Verwandten. Ich wünsche bei Dir nicht Sinnesänderung, sondern Sinneserhaltung. An mir selber finde ich so vieles zu richten, daß ich dachte, bei Dir möchte es vielleicht auch nötig sein, und da wir doch etwelche Aehnlichkeit haben, denke ich, eine gewisse Schüchternheit sei vielleicht eher die Grundursache Deines Zurückziehens, wenn es gilt, öffentlich seine Gesinnung zu betätigen. Was die Freundschaft betrifft, so bezog sich meine Zumutung nicht auf einen Freund im schönen ganzen Sinn, sondern bloß auf einen, der den Namen trägt, im Grund aber uns herabzieht. Ist dies der Fall nicht und bist Du stärker als ich gedacht, so bin ich von Herzen froh und ist mir Deine Treue goldeswert; ich will glauben auch wo ich nicht sehe. Mich hat im ganzen Leben nichts mehr gehärmt, als wenn ich in Dingen, die mein Innerstes betrafen, von meinen Liebsten nicht verstanden wurde; Dir hätte ich dieses Glück gewünscht, und ich weiß, daß der Umgang der Nächsten unendlichen Einfluß ausübt und wir unsere Selbständigkeit eben dann leicht einbüßen, wenn wir jemand lieben und alles mit ihm teilen möchten. Weil ich selbst oft eines Ermannens aus der Schlaffheit, eines Aufraffens aus geistigem Schlaf, eines Zerreißens der mich hemmenden irdischen Bande bedarf, eines gewaltsamen Rucks, um wieder zur Freiheit zu kommen, setzte ich dies Bedürfnis auch bei Dir voraus. Nun mag ich Buße gepredigt haben, wo solche nicht von Nöten ist, wenigstens nicht auf diese Weise. Arbeiten

wir also, jedes auf seine Art, zum Frieden mit Gott zu gelangen. Was Dein Studium betrifft, so schien mir, wir verständen die Sache zu wenig, niemand kümmere sich um Deinen Fortgang, Du fühltest vielleicht die Last des Alleintragens und möchtest Dir bei Männern Deines Faches in Basel Rat erbeten. Nun, ich werde wohl ferner, um nicht fehl zu gehen, diesen selten angestimmten und deshalb disharmonisch gewordenen Ton fallen lassen müssen und wieder die angewöhnte und angeborene Rolle des Liebens und Mitteilens mehr als die des strengen Ermahnens übernehmen; es ist mir lieber und leichter, und ich bin froh, wenn ich bloß dieses anwenden darf." So kam die beidseitige Aussprache zum guten Ausklang; in der Hauptsache hatte man sich doch Eins gefunden, und als Jahrzehnte später Burckhardt selber als Vater die Frage stellte: „Gehst Du regelmäßig zur Kirche und stehst Du täglich mit Gott in ernsthaftem, aufrichtigem Verkehr?" verstand er die Sorgen seiner Mutter, die Bedeutung steter Uebung und das Unzulängliche bestgehegter Festigkeit weit besser als damals.

Die Pfingstferien des Berliner Aufenthaltes brachte er, überrascht, weil nicht mit allzuviel Erwartung hingereist, in der sächsischen Schweiz zu; im Sommer besuchte er dann auf fünfwöchiger Reise mit zwei Freunden Greifswald, Rügen, Stralsund, Rostock, Warnemünde, Dobberan mit seinen seltsam trinkfreudigen Grabinschriften, Schwerin, Lübeck, Hamburg, Hannover, Amsterdam, Haag, Scheveningen, Leyden, Rotterdam, Antwerpen, Brüssel, Köln, Wiesbaden und Frankfurt, dann rasch die Mutter am Genfersee; und nach kurzer Rast ging es, diesmal mit seinem Vetter und nachmaligen Schwager Adolf Burckhardt, zum letztenmal fürs Wintersemester 1853/54 nach dem geliebten Heidelberg. Die Eltern hätten ihn gerne bei sich behalten; aber sie ließen seinen Selbständigkeitstrieb gewähren. Immerhin wünschten sie nun zu erfahren, wo das Studium hinauswolle und wie der Sohn von

zukünftiger Tätigkeit und Beruf denke. Stand doch der und jener der Altersgenossen schon in oder vor einer praktischen Laufbahn; eine solche für den Sohn ins Auge zü fassen mochte dem Vater wohl nahe liegen, während die Mutter im Hinblick auf den früh verstorbenen trefflichen Schwager Christoph Burckhardt und den noch in vollstem Wirken stehenden Bruder Wilhelm Vischer wohl an akademische Betätigung dachte. Die Antwort lautete dahin, er könne nur Eins sagen: einstweilen trachte er so zu studieren, daß er in seinem Fache kein bloßer Dilettant sei. Das stehe ihm fest: dem wissenschaftlichen Berufe als Dozent oder Schriftsteller werde er sich nicht widmen; so gut ihm diese Tätigkeit an und für sich behagen würde, so komme es da eben nicht aufs Wollen, sondern aufs Können an und da fehle es. Andrerseits, als Notar in eine Schreibstube zu sitzen, Vermögen zu verwalten und Zinse einzuziehen, kurz, diesem trockensten aller Geschäfte des Geldvorteils wegen sich zuzuwenden, dazu könnte er sich nur entschließen, wenn er durchaus darauf angewiesen wäre; soweit wolle er es bringen, daß er, wenn nötig, das betreffende Examen wohl bestehen könnte; aber lieber wäre er dann noch ein ganzer Kaufmann geworden. Es gebe aber doch auch praktische Beschäftigungen anderer Art, wozu er mehr Neigung spüre, zum Beispiel als Richter. Soweit die in mancher Hinsicht bezeichnende Antwort; im ersten Teil eine Selbstbescheidung, wie sie in diesem Lebensstadium wohl nicht eben häufig ist; sie hat ihn auch 1866 veranlaßt, die von unserer andersdenkenden juristischen Fakultät durch ihren Dekan G. Hartmann an ihn gerichtete Aufforderung, ihr als Ehrendozent beizutreten, mit derselben Motivierung abzulehnen. Daneben äußert sich in jener Antwort ein gewisser Freiheitstrieb, ein etwas einseitig gestimmtes Ablehnen erwerbender Tätigkeit, und positiv der Wunsch, der Allgemeinheit irgendwie, sei es auch nicht in vorderster Linie, zu dienen. Politische Karriere zu machen, darauf ging er nie aus;

jedes neue Amt ward ihm je und je Anlaß zu neuer Prüfung, ob er wohl bestehe; aber jene Richtung seiner Gedanken sprach sich, klarer noch als in diesem Ausschluß, schon in der während des ersten Heidelberger Aufenthaltes erfolgten Niederschrift aus Ciceros Buch vom Staate aus: „Nicht dazu hat uns das Vaterland erzeugt und erzogen, um nichts von uns zu fordern, um nur seinerseits uns zu dienen und unserer Ruhe und Muße eine sichere Zufluchtsstätte zu gewähren, sondern um die besten und stärksten Kräfte unseres Herzens, Verstandes und Urteils zu seinem Nutzen als Pfand zu nehmen und uns nur soviel zum eigenen Gebrauche übrig zu lassen, als es entbehren kann." Es war gewiß nicht vorab das historisch Typische, das für die Erfassung einer längstvergangenen Zeit ethisch Interessante, was ihn an diesem altrömischen Credo anzog, sondern es war ein ihm aus der Seele gesprochenes, die eigenen Lebensanschauungen wiedergebendes Bekenntnis. Daß die Verhältnisse ihm die Freiheit gaben, es zur Tat umzusetzen, dafür war er stets dankbar.

Einstweilen handelte es sich aber noch darum, mit Macht Pandekten und andere Examensvorbereitungen zu treiben. Für beides wie auch für den Abschluß selber schien ihm Heidelberg sowohl von seiten der vertrauten Lehrer und Examinatoren als der ungestörten Arbeitsmuße der geeignetste Boden. Die Basler Professoren waren indessen mit diesem erneuten Aufenthalt am Neckar nicht allzufrieden und versetzten mit ihrem Urteil über die dortigen Kollegen die Eltern unseres Studenten in nicht geringen Schrecken; speziell Vangerow ward abfällig eingeschätzt und daneben angetönt, es wäre passender, wenn der junge Basler den Doktorhut in der Vaterstadt und nicht im Auslande holen würde. Der ließ sich das aber nicht anfechten. „Ich gebe zu," antwortete er auf die mütterlichen Warnrufe, „daß unter unseren Professoren hier vielleicht nicht einer gerade ein Genie ist, das auf Jahrhunderte einen Namen haben

wird. Aber Windscheid, wie er vor zwei Jahren Vangerow hörte, rühmte mir, er habe seit Savigny keinen solchen Lehrer mehr gesehen. In der Tat ist er in seiner Art ausgezeichnet; alles, was er sagt, könnte nicht deutlicher und klarer sein; in diesem Bestreben geht er freilich oft etwas weit und wird breit. Uebrigens hat man auch noch auf anderes zu sehen als auf die Kollegien; jeder ist gerne hier und jeder spricht noch in seinen späteren Jahren gern von der Zeit, die er hier verbracht. Was den Doktor betrifft, so gebe ich zu, er ist hier leichter zu machen als an manchen anderen Orten. Aber was beweist schließlich so ein Examen? Bei uns ist der Titel ein notwendiges Uebel und einerlei, wo man ihn geholt hat."

Am 14. März 1854 ward denn auch dies Uebel in der Neckarstadt ohne Dissertation mittelst zweier schriftlicher Arbeiten und einer mündlichen Prüfung glücklich absolviert. Das peinliche Verhör vollzog sich nach löblichem Usus abends beim Schmause in der Wohnung des Dekans. Der Graduierte sandte tags darauf der Mutter folgendes Genrebildchen gemütlichen Universitätskleinlebens: „Das prächtige Wetter lud gestern zu allem eher ein als zu einer dreistündigen Examenssitzung; die Herren waren wohl so ungern bei der Sache wie ich und kamen alle von Spaziergängen, waren daher mit einem guten Durste versehen; dem konnten sie abhelfen, indem auf dem runden Tisch, um den man saß, vier große Weinflaschen bereit standen. Bei den zwei ersten, Roßhirt und Mittermaier, ging die Sache gut und ich stärkte mich an der Ragoutpastete, die der Herr Oberpedell jetzt servierte. Unterdessen ward es dem alten Mittermaier zu lange, und er verließ uns, um sich im hiesigen Theater den Hamlet anzusehen. Nun kam Renaud; da ging es minder gut; er inquirierte auf eine odiose Art über Erbverträge bis ins kleinste Detail: über die Einteilung in pacta constitutiva, conservativa, restitutiva, devolutiva, dispositiva, über

die Form, über die Frage, ob Testamentsfähigkeitsalter genügt u. s. w.; er will mehr zeigen, was er weiß, als sehen, was der Kandidat gelernt hat. Bei Zöpfl war es wieder besser, und nun rückte eine Pause und zu ihrer Ausfüllung ein excellenter Rehbraten mit Lattichsalat an, von dem ich jedoch nicht mit großem Appetit aß, da Vangerow mit den Pandekten drohte. Doch bestand ich dann gerade hierin gut und bekam dadurch Mut und Appetit, so daß mir die nun folgende Torte nicht übel mundete. Zuletzt kam Mohl, der mich über schweizerisches Staatsrecht der letzten 60 Jahre fragte, worin er recht gut beschlagen ist. Endlich war es gegen neun Uhr vollbracht und der Herr Dekan hieß mich abtreten ins Nebenzimmer. Jetzt wurde das Urteil gefällt und ich dann wieder hineingerufen; es war mir äußerst lieb, als es hieß, der Herr Kandidat habe sein Examen summa cum laude bestanden und es werde mir hiezu gratuliert. Vangerow forderte mich nun noch auf, mit den Herren anzustoßen, was ich mit Freuden tat, worauf ich mich sofort mit einem Knix entfernte. Es war mir bedeutend wohl, wie ich das Haus im Rücken und meine harrenden Freunde vor mir hatte; Ihr könnt Euch denken, daß es an diesem Abend etwas spät wurde."

Der neue Doktor war nicht gesonnen, sich straks in die Praxis einspannen zu lassen. Er meinte, jetzt fange das Studieren erst recht an; um sich allseitig zu bilden, müsse er seine Fachkenntnisse vertiefen, sich tüchtig in andern Wissensgebieten herumtummeln und allerlei Land und Leute sehen; wer könne wissen, wie weit sich dazu noch Gelegenheit biete, wenn man erst einmal in Basel festsitze. Die Eltern willfahrten dem Sohne in der weitherzigen Weise, mit der sie sein Selbstbestimmungsrecht je und je achteten, und so ward die errungene Freiheit zunächst noch einen Sommer lang im schönen Heidelberg genossen; die mannigfache Lektüre und diesmal noch mehr die viele Bewegung im Freien, beides Lebensbedürfnisse, die ob der Examensvorbereitung etwas waren vernach-

läſſigt worden, wurden wieder aufgenommen; neben Mohls, Bluntſchlis, Mittermaiers und Feuerbachs juriſtiſchen Werken wurden Macaulays Eſſays, Heuslers Trennung des Kantons Baſel, Monnards Fortſetzung der Schweizergeſchichte durchgeleſen und von ſchöner Litteratur einige Dutzend Werke genoſſen, von Ariſtophanes über Calderon, Leſſing, Wieland, Schiller, Goethe, Jean Paul, Manzoni und Immermann bis hinunter auf Hauff und Heyſe. In den Pfingſtferien wurden dann die Rheinlande, nach Semeſterſchluß Stuttgart, Ulm und Augsburg und im Hochſommer die bündneriſchen Rheinthäler, das Engadin und das Bergell, wo ein alter Zofingerfreund heimgeſucht ward, bereist; ein prächtiger Gemskopf, eine Beute ſeines Führers, des berüchtigten Jägers Collani, hielt zeitlebens die Erinnerung an die gelungenen Berg- und Gletſcherfahrten lebendig. So ward der Sommer im weſentlichen mit fröhlichem Bummeln zugebracht. Bei all dieſem Wandern fehlte es nicht an Geſellſchaft. Die gelungenſte Epiſode war doch wohl die, wie er einen in Bonn ſtudierenden Freund beſuchte, ihn aber ausgeflogen, und als er dann nach Heidelberg zurückkehrte, dort vorfand; jeder hatte dem andern dieſelbe Ueberraſchung zugedacht; natürlich ward nun die Tour verlängert und dem abgeriſſenen Bonner nach beſtem Vermögen mit Geld und Garderobe unter die Arme gegriffen. Ein Bild, das der Mutter dieſen und einen Heidelberger Freund ſchilderte, mag als Zeugnis für Burckhardts ſicheren Blick hier ſeinen Platz finden: „X. iſt ganz deutſcher Student, voll Phantaſie, voll friſcher Lebensluſt, voll Liebe und Begeiſterung für alles Schöne; das Alltägliche verachtet und vernachläſſigt er oft bis zur Affektiertheit; Geld und Geldeswert ſind ihm ganz gleichgültig; dagegen iſt er ein trefflicher Begleiter in der freien Natur oder in Kirchen und Muſeen, freut ſich an jeder ſchönen Ausſicht, an jedem maleriſchen Punkt, bleibt entzückt und erſtaunt vor jedem Kunſtbilde. Z. dagegen iſt das Urbild eines ſoliden Baslers: immer ſich gleich,

wenigstens nie so bewegt, daß es äußerlich hervortritt, nüchtern alles betrachtend und dann seine oft richtigen Ideen anbringend, auf das Geld leider nur zu hohen Wert setzend, dagegen zuverlässiger auch im Kleinen als X., praktischer, solider. Aergerlich war es mir, wenn er oft an den schönsten Punkten sein Rechnungsbuch hervorzog, die Ausgaben berechnete und abwog, was teuer, was wohlfeil sei. Z. sah in X. nicht viel mehr als einen Lump und X. schalt Z. einmal übers andere einen Pedanten."

Der Abschied von Heidelberg ward Burckhardt nicht leicht; er fand aber im Herbst einen freilich anders gearteten Ersatz in Paris. Von seinem dortigen Aufenthalt hat er immer mit besonderer Freude gesprochen. Er war ein zu guter Beobachter, als daß ihm die Schattenseiten des französischen Wesens und speziell des Pariser Treibens unter dem zweiten Kaiserreiche entgangen wären; er pflegte über derlei schonungslos zu urteilen und es womöglich zur Seite liegen zu lassen; aber er wußte unbefangen das Echte und Große voranzustellen, das sich ihm dort bot, und wie einige vierzig Jahre nachher in seinem Hause ein guter Wuppertaler Missionsgast mit Entsetzen von dem „modernen Babel" unter derber apokalyptischer Benennung sprach, geriet er weidlich in Harnisch und meinte, man möchte doch zuerst vor den Türen von Berlin kehren. Neben verschiedenen Kursen an der Ecole de droit und der Sorbonne waren es besonders die Sitzungen der Gerichtshöfe, die den jungen Juristen anzogen. Er studierte in seiner methodischen Weise eifrig die verschiedenen Zweige des französischen Rechts, die Verwaltung, speziell die Armenpflege, das Civilstandswesen und den Staatsschuldendienst, dann Strafrecht, Strafprozeß, Handelsrecht, Verschollenheit, Hypothekarwesen und Eherecht; es ist ihm manches davon später direkt zu gute gekommen. Daneben trieb er französische und vergleichende Litteraturstudien, forschte speziell auch dem Einfluß Shakespeares auf die neuern Dichter nach und schenkte der französischen Kunst

eingehende Beachtung. Die goldene Altartafel im Hotel de Cluny weckte alte Schmerzen; vielleicht ist damals der erste Grund zu seiner späteren Publikation über den Basler Kirchenschatz gelegt worden. Daneben besuchte er die großen Sammlungen, die Konzerte des Conservatoire und die Theater mit der unermüdlichen Leistungs- und Aufnahmefähigkeit, die ihm bis in sein Alter in einer für die Begleiter stets unbegreiflichen und mitunter recht fühlbaren Weise eigen war, und erfreute sich mancher gastlicher Beziehungen, sowohl in Baslerhäusern als auch mit Künstlern, zu denen er sich je und je gern hielt; er liebte von ihnen manches in Dingen der Kunst zu lernen und in ihrem ungezwungenen Verkehr war ihm stets besonders wohl. So hat er später von einem Besuch bei Arnold Böcklin in Florenz, dessen Endergebnis der Ankauf des Opferhains fürs Museum war, bekannt, er habe in einer Stunde angeregtesten Gesprächs mehr gelernt als jahrelang in Büchern. In Paris ging er damals bei Kupferstecher Weber aus und ein und sah auch häufig Landerer, Winterhalter und Bürkli. Daß auch sein Freund Dr. Karl Stehlin in Paris weilte, erhöhte die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Frankreich stand damals mitten im Krimkrieg. Der Kontrast zwischen dem Jammer in der Ferne und der ungetrübten Hetze der Lustbarkeiten in Paris gab Burckhardt nach seiner Weise viel zu denken. Er war nicht erfreut über die Art, wie offiziell das Elend vertuscht, für die gloire theatralisch Stimmung gemacht, der nationalen Eitelkeit geweihräuchert, der Feind als verächtlich, halbwild, lügenhaft, feig, trunkenboldig und grausam, das verbündete Heer dagegen und vorab der französische Soldat als liebenswürdig, tapfer, selbstlos, kurz als Ausbund der Ethik dargestellt wurde. Die enorme Zugkraft eines Spektakelstückes, Schlacht an der Alma betitelt, im théâtre du Cirque, wobei wohl auf höhere Veranlassung ostentative Blusenmänner in den stalles saßen und im passen-

den Moment in Beifall arbeiteten, täuschte ihn nicht darüber, daß im Kaiserreich nicht alles, was glänzte, Gold war. Er notierte sich mit Staunen die nur allzu offen versteckten Persifflagen schlimmster Art, die in den Theatern und Blättern trotz aller Censur über Kaiser und Kaiserin ausgeschüttet wurden, und die Thatsache, daß in einem Abendkurse einfache Arbeiter mit gespannter Aufmerksamkeit und, wie die Klarheit und Schärfe ihrer Fragen und Antworten zeigten, mit bestem Erfolg sich über Recht und Verwaltung belehren ließen. Er erschrak vor dem Gedanken, daß Dumas in seiner demi-monde wahr und nicht dramatisch übertrieben könnte geschildert haben und bewunderte die Treue, mit der Ponsard in „l'honneur et l'argent“ das rücksichtslos materielle Strebertum und den Geldkultus geschildert hatte. Er, der im Reichtum eine Verantwortung und eine Quelle von Pflichten sah, hatte für egoistisch-genüßlerische Vermögensanhäufung, für Geldstolz und für soziale Wertung je nach der Zahl der Nullen keinerlei Verständnis. 1852 hatte ihm Kortüm aus der Seele gesprochen, als er das kommunistische Schatzgraben der Berner und das konservative der Wiener Spekulanten, das Treiben des Fabrikadels gegenüber dem von ihm geschaffenen Proletariat, überhaupt das ganze genuß- und geldgierige Wesen tadelte, dem höhere Ideen und Zwecke fern lägen. Bei Ponsard fand diese Stimmung ein willkommenes Echo; die Verse:

„et quand on est pourvu de tout ce qu'on souhaite
il faudrait être un sot pour ne pas être honnête“

erschienen ihm als Mahnung, Fehltritte und Ehrbarkeit vorsichtig und nicht satt zufrieden moralisch zu würdigen.

Neben alledem hatte er in Paris englische Geschichte, Litteratur und Rechtsverhältnisse zu studieren begonnen, um sich zu einem Aufenthalte in London vorzubereiten. Er führte ihn im Sommer 1855 aus, besuchte mit erschöpfender Gründlichkeit die Stadt und

ihre Umgebungen, mit besonderem Entzücken die Gartenanlagen und kunstgeschmückten Behausungen der englischen Großen, Richmonds liebliche Hügel, den Pflanzenreichtum von Kew, die Schätze des Britischen Museums und der Nationalgallerie, nicht minder eifrig aber auch die Gerichtshöfe und die Bibliothek. Abends bildete er sich gerne im Cigar Divan gegen Erlegung der üblichen halben Krone bei ambulanten Lehrmeistern im Schachspiele aus. Er ist der edeln Kunst bis in die letzten Jahre, wo ihn jeweilen nach den ersten Zügen das Asthma anpackte, mit Eifer obgelegen und hat Mußestunden gerne zur Lösung von Schachaufgaben und zum Studium einschlägiger Litteratur verwendet. Was ihn damals in England alles interessierte, zeichnete er mit später nicht wiederholter Vollständigkeit auf; neben Tagebuchnotizen über alles, was er geschaut, finden sich da in bunter Reihe Bemerkungen über englische Kunst und über fremde Kunst in England, über Macaulays Friedrich den Großen, über Goldsmiths Leben und Werke, über John Russels Politik, markante Assisenfälle, neuere englische Architektur, englisches Theater, Elgin Marbles, antike Epigraphik, englischen Prozeß, Civilrecht, Strafrecht, Verfassung und Verwaltung, Thomas Moore, Burke, Guizots Macchiavelli, englische Ansichten über die Jury, Straßenscenen, englisches Armenwesen, Kirchenverfassung und Militärwesen, politische Geschichte, die Grenzen zwischen Justiz und Verwaltung, um nur einiges aufzuzählen. Er las mit Gewinn Shakespeares Königsdramen, die Juniusbriefe, Blackstone, Bacon, Macaulays englische Geschichte, DeLolmes englische Verfassung und eine reiche Zahl von Werken schöner Litteratur und von Biographien. Seinen Aufenthalt beschloß er mit einer Reise durch England, Schottland und Irland, die schönste, die er je gemacht, meinte er damals, wo er Italien noch nicht kannte. Dann kehrte er für einige Monate nach Basel zurück, wo er sich zum erstenmale dem Staat als Verhörschreiber im Lohnhof nützlich erwies

und im übrigen die englischen Studien, denen er immer treu blieb, fortsetzte. Seine Wanderperiode beschloß er dann Ende Januar bis April 1856 mit einem letzten Aufenthalte in Paris im Hause des trefflichen Waadtländer Dichters Juste Olivier, den litterarische Zwecke von seinen stillen Jurahöhen in die französische Centrale getrieben hatten, wo sein Stimmchen verloren war wie das eines Heimchens in einem tosenden Maschinenraume. Burckhardt trieb hier französische und englische Rechtsgeschichte und Geschichte des Mittelalters; er machte sich ans Chroniken- und Urkundenlesen; so wurden z. B. Barante, Philipp de Commines und Froissard mit Genuß und unbeschadet moderner französischer Historiker, Gerichtsredner und Nationalökonomen durchgenommen; daneben stand in vorderer Reihe das moderne Recht, vor allem Strafrecht und Strafprozeß; die Kurse von Baudillard, Arnould, Janin, Nisard, St. Marc und Loménie wurden besucht; nebenher ging der Besuch der Pariser Wohlfahrtseinrichtungen; die oeuvre centrale und die oeuvre évangélique, der französische Protestantismus überhaupt und kirchliche Fragen aller Art fanden, durch G. Monods Predigten angeregt, sein lebhaftes Interesse. Paris und seine Umgebung wurden nach allen Seiten in Begleit trefflicher Freunde, die er hier gefunden, besonders der nachmaligen Professoren His und Hagenbach, durchstreift, Theater und Konzerte, trotz unwillkommener Krankheitsunterbrechung, eifrig frequentiert, als sollte hier noch ein Reservevorrat auf Lebenszeit angelegt werden, und in der Tat wurde dann in Basel Thalia stark vernachlässigt. Die Geburt des Prinzen und der ersehnte Friedensschluß brachten eine Reihe glänzender öffentlicher Schauspiele, Illuminationen, Gratistheater, Te Deum &c. Ein fünftägiger Osterausflug nach Rouen, Havre und Caen schenkte tiefgehende Kunsteindrücke und fröhlichen Verkehr mit Landsleuten; einen traurigen Eindruck dagegen machte ihm das Begräbnis Heinrich Heines am 20. Februar, wo er als

einer der wenigen Begleiter dem Leichenwagen zum Cimetière Montmartre folgte. A. Dumas und Théophile Gautier hatten sich als einzige französische Autoren angeschlossen, daneben einige Journalisten, Neugierige und Verehrer des Dichters. Wort-, sang- und klanglos ward der Sarg in die Gruft versenkt; das kleine Häuflein zerstreute sich und ein Tagesblatt faßte den trostlosen Eindruck dahin zusammen: „on était indifférent à la mort d'un homme indifférent.“ Eine schreckliche Wahrheit, meinte Burckhardt; ihm schien das Schicksal des im glänzenden Paris selbstverbannten und dort als ein gleichgültiger Fremder gestorbenen Poeten trauriger als das Ovids in Tomi.

Sechs Jahre hatte Burckhardt zu seiner Ausbildung verwenden können. Er hatte sie vielseitig ausgenützt und freudig genossen; er kehrte tüchtiger, fester und geförderter zurück, als er fortgegangen. Er war nun doch froh, in heimische Verhältnisse zurückzukehren und für andere nutzbar machen zu können, was er sich erworben. Er hat später den Segen, der in der täglichen mitunter auch unerquicklichen Berufsarbeit liegt, immer und immer wieder betont; damals aber hatte es mit der Ausführung jener Vorsätze zunächst doch noch gute Wege. Es ist nie leicht, sich aus großen Verhältnissen und aus der Freiheit eines Lebens, das man sich nach Belieben gestaltet hat, mag es noch so gut verwendet worden sein, in das Joch einer von außen herantretenden, in oft engen Schranken sich bewegenden Tagesaufgabe zu begeben. Burckhardt, der einen gewissen Hang zu beschaulichem Studium und wesentlich receptiver Tätigkeit hatte, ließ den Beruf mehr an sich herankommen, als daß er ihn suchte; bei dem öffentlichen Wirken, das er erhoffte, war dies auch kaum anders möglich. Er trat etwa als Verteidiger in Strafsachen und als Protokollführer in Tätigkeit; im ganzen aber fuhr er zunächst fort, seine Privatgelehrsamkeit zu fördern. Er beschäftigte sich mit amerikanischem Recht und Verfassung, mit Arbeiterfragen,

Ehescheidungsrecht, Moralstatistik, Gefängniswesen und geschichtlichen Studien. Nach den Wanderjahren kamen die Wartejahre, und mit ihnen ein reiches, aber jäh abbrechendes Glück.

Er gründete im Jahre 1857 mit seiner Jugendfreundin und Cousine Elise Burckhardt seinen eigenen Hausstand. Von dem in frühen Jahren vor ihrer Geburt verstorbenen trefflichen Vater, dem Professor und Ratsherrn Christoph Burckhardt, und von ihrer geistig hochstehenden Mutter, einer Tochter des Zürchers David Heß, hatte sie ein wunderbar reiches Geistes- und Gemütsleben empfangen, einen tief ergreifenden Zauber der äußern und innern Erscheinung, einen lebhaften Sinn für alles Große und Schöne und einen warmen Eifer, an und um sich stets fördernd und veredelnd zu wirken; sie war ein tief beglückendes Wesen von ungewöhnlichem Reichtum innerer Gaben, Liebe und Freude schaffend, wo sie hinkam. Ein dauerhaftes inniges Glück schien gefestigt. Aber nach achtjähriger Ehe, in der sie ihm drei Kinder schenkte, ward sie den Ihrigen durch eine Anfangs jahrelang in stetem Wechsel Angst, Trauer und Hoffnung mit sich bringende intermittierende, dann unheilbare geistige Erkrankung in zunächst vorübergehender, dann dauernder Trennung entrückt. Ein schwerer ernster Schatten lag seitdem auf dem Leben des vereinsamten Gatten und Vaters. Was er durchgekämpft, wie er diesen dunkeln Weg ging als einer, der die Anfechtung erduldet und überwindet, wie er nicht nur in der Arbeit Trost fand und was er nun, von seinen Eltern, Verwandten und treuen Pflegerinnen unterstützt, in verdoppeltem Maße seinen Kindern wurde, läßt sich hier nur andeuten. Am Ende seines Lebens angelangt, blickte er aber darauf zurück „mit Dank gegen Gott für das viele Gute, daß er ihm getan und in der Hoffnung, daß auch das erfahrene Leid zu seinem Heil dienen müsse."

Auf jene Wartejahre waren rasch die Jahre einer Tätigkeit gefolgt, die bis zum letzten Atemzuge nicht nachließ. Er wuchs

in Aemtlein und Aemter und von kleinen in große Aufgaben hinein. Was und wie er da gewirkt, läßt sich nicht so im einzelnen schildern, wie die frohen Jugendjahre. Nicht nur, weil mit am Besten das war, wovon sich eben nichts sagen läßt: die Erfüllung der täglichen laufenden Berufsarbeit, sondern auch weil die Zeiten und die mithandelnden Personen geschichtlich zu nah und doch dem Schreiber dieser Zeilen wieder zu fern stehen.

Was sich in der Lehrzeit gebildet, kam jetzt zur Reise und zur Verwendung. Damals war der Eintritt in die Gerichte der Beginn öffentlichen Wirkens. Und das mit Recht. Denn hier, in der das Tatsächliche sorgfältig feststellenden, im Vereine mit Kollegen und nach allseitiger Erörterung aller Standpunkte an gerechten Normen messenden Tätigkeit bildet sich der Sinn für exaktes Arbeiten und unparteiisches, allseitig durchdachtes Entscheiden weit vollkommener als im frühzeitigen politischen Kampfe um die verwirrenden Fragen des Tages. Was Burckhardt hier gelernt, ist ihm auch in seiner administrativen Wirksamkeit nicht abhanden gekommen und hat ihm auch später noch, z. B. als Präsidenten der Petitionskommission des Großen Rates, erheblichen Einfluß verschafft. Er suchte das Recht unbekümmert um Opportunität, um Parteiinteresse und Parteistandpunkt, wollte nichts für sich, weder Macht noch Einfluß, und hielt sich in seinem Verfahren frei von den kleinlich schlauen Mittelchen und Kniffen, die für manche das ABC der politischen Weisheit bedeuten. Im Jahr 1858 war er zum Mitglied und bald darauf zum Statthalter des Kriminal- und Ehegerichts, 1861 auch zum Polizeirichter gewählt worden 1862 ward mit dem Eintritt von Karl Felix Burckhardt in den Kleinen Rat die Präsidentenstelle des Ehegerichts für ihn frei, deren Kümmernisse er nicht eben leicht trug; die Tätigkeit am Civil- und am Waisengericht war ihm eine willkommene Abwechslung. Das Richteramt absorbierte aber seine Zeit nicht völlig; er

saß seit 1862 im Großen Rat, seit 1863 im Kirchenrat, beides nun auf Lebensdauer, schrieb in die „Basler Zeitung" und eine Reihe von Zeitschriften, machte, ohne große Begeisterung, eine Anzahl militärischer Uebungen als Justizsekretär mit, am Luziensteig, in Lenzburg, in Sitten (wo damals nirgends ein Bad zu bekommen war, außer im Spital, wenn man es zwei Tage vorher bestellte!) und widmete sich daneben gemeinnützigen Dingen, so dem Kinderspital, dem er fast 45 Jahre lang, zuletzt 15 Jahre als Präsident, treu blieb. 1858 zog er fürs Staatsarchiv Regesten über zirka 3500 Urkunden des Augustinerinnenklosters Klingental und der Karthause Margaretental aus und publizierte dann mit C. Riggenbach im achten bis zehnten Heft der Mitteilungen der Gesellschaft für vaterländische Altertümer Arbeiten über das Klingentalkloster und den Kirchenschatz des Münsters in Basel. Er hatte, obschon durch seine Studien und die Tätigkeit als Kommissionsmitglied der Mittelalterlichen Sammlung wohl vorbereitet, diese letztere Aufgabe nur zögernd übernommen: „ich verstehe nicht viel davon und mache mir nicht gar viel daraus," sagte er, „aber da sich sonst niemand dran machen will, muß ich es wohl oder übel tun." Endlich saß er auch in der Kommission für das neue Civilgesetz, um das uns kurzsichtiger Unverstand zum dauernden Schaden unseres Rechtes bringen sollte. Nimmt man zu all diesen Dingen die eben hiefür wie zum sonstigen Weiterschreiten erforderlichen vielseitigen Studien, so ergiebt sich ein wohl ausgefülltes Pensum.

Er hatte sich nach manchen Seiten so tüchtig bewährt, daß er am 2. Dezember 1867, als es galt, Karl Vischer und Emanuel Burckhardt-Fürstenberger zu ersetzen, neben seinem Onkel Wilhelm Vischer zum Mitglied des Kleinen Rates gewählt wurde. Ueberrascht forderte er Bedenkzeit. Es fiel ihm sehr schwer, die ihm lieb und geläufig gewordenen gerichtlichen Geschäfte zu verlassen,

zu denen ihn Neigung und Fähigkeit, wie er meinte, mehr hinzog, und aus den angenehmen persönlichen Beziehungen zu den bisherigen Kollegen zu scheiden; er war ungewiß, ob er sich im administrativen Gebiete ebenso leicht werde zurechtfinden und bewegen können, besonders bei dem komplizierten Kollegialsystem; anderseits lockte ihn die neue Aufgabe und freute er sich, Kollege von Männern wie Karl Felix Burckhardt, Adolf Christ und Alfons Köchlin zu werden. Er nahm nach kurzem Bedenken die Wahl an; an seinem Geburtstag kam ihm seine Ernennung mit dem großen Staatssiegel bekräftigt zu. Wie ihm dabei zu Mute war, zeigt ein bald nachher zum Jahresschlusse an seine kranke Gattin geschriebener Brief: „Gebe Gott, daß Du im neuen Jahre bald Deine Kräfte wieder erlangest und wir dann wieder vereint die Pflichten und Aufgaben unseres Lebens können zu erfüllen trachten. Wenn ich für mich noch einen anderen Wunsch habe, so ist es der, daß ich in meinem neuen Wirkungskreise meine Stellung ausfülle und das in mich gesetzte Zutrauen rechtfertige." Er dachte eben von den Anforderungen, welche öffentliches Wirken stellt, hoch und von den eigenen Fähigkeiten bescheiden. Manchem, der ihn nicht näher kannte, und der aus seinem nötigenfalls recht bestimmten Auftreten andere Schlüsse zog, ist dies erst in seiner selbstverfaßten Personalie überraschend entgegengetreten; er, der jeder Phrase abhold und ein Feind des Zumarkttragens innerster Gefühle war, sprach da u. a. aus, er erhoffe Vergebung für seine vielen Sünden und Schwächen, deren er sich gar wohl bewußt sei.

Justiz und Erziehung waren die zwei Gebiete, in denen er fortan tätig war, und Schlag auf Schlag kamen nun neue Anforderungen: Justiz- und Erziehungskollegium, Kuratel, Notariatsprüfungskommission, Bürgerrat, Synode, seit dem Tode von Andreas Heusler das Präsidium der Akademischen Gesellschaft und die Inspektion des Gymnasiums, der auch sein Schwiegervater der-

einst vorgestanden und sein Großvater Oberst Vischer dreißig Jahre lang angehört hatte. Er wohnte häufig dem Unterrichte bei und unterzog sich bei den Promotionen dem wohltätigen Zwang, seine Scheu gegen öffentliches Auftreten zu überwinden. Von dieser Erwägung aus wurden ihm auch die mancherlei Festlichkeiten, denen er als Mitglied der Regierung fortan beiwohnen mußte, erträglich. Er war in kleinem geistig hochstehenden Kreise ein guter Gesellschafter und konnte mit den verschiedensten Leuten Anknüpfung und Tauschverkehr finden, aber die Bankette mit ihrem Phrasenschwall und ihrer endlosen Sitzerei waren seine Sache nicht. Gegen jene Scheu vor öffentlichem Reden und Auftreten hat er zeitlebens kämpfen müssen; er pflegte, wenn er länger zu sprechen hatte, sich sorgfältig womöglich wörtlich vorzubereiten; dann war er zuverlässig, erschöpfend, sachlich, kurz, klar und fließend, so daß man ihm gerne und mit ruhiger Sicherheit zuhörte. Bei ernster Beratung in kleinen und großen Kollegien, so auch in den Kommissionen fürs Obligationenrecht, zu denen er wiederholt einberufen ward, stellte er seinen Mann vollauf, und im Großen Rat wußte er sich aufmerksames Gehör zu verschaffen; aber es hält schwer zu glauben, daß er in einer Volksversammlung zündend gewirkt hätte. Dazu fehlten ihm allerlei Nachteile und allerlei Vorzüge, vor allem aus in der Regel ein sichtbarlich kommunicatives Feuer, etwas Hinreißendes. Er gewann auch im persönlichen Umgang nicht sofort; so geachtet er war, so war er eigentlich nicht populär; seine Kurzsichtigkeit und sein schwaches Personengedächtnis, das zu seinem sonstigen nie versagenden Erinnerungsvermögen seltsam kontrastierte, spielten ihm manchen Streich. Wer aber mit ihm näher zu tun hatte, den überraschte er durch die Wärme seines Interesses für die vielgestaltigsten Gebiete, durch die geistige Freiheit und Feinheit seines Urteils und durch ein von Herzen kommendes persönliches Wohlwollen.

Im Gebiete des Erziehungswesens war es besonders die Kuratel der Universität, die ihm angelegen war. Als ihr Mitglied, und nach Wilhelm Vischers Tode als ihr Präsident, arbeitete er bis im Jahr 1890 am Ausbau der Universität mit unermüdlichem Eifer. Der reiche und rege Verkehr mit ihren Angehörigen, den er amtlich und gesellig unterhielt, war ihm eine Quelle schönsten Genusses. Seine mannigfachen Verbindungen und sein eigenes sachliches Urteil machten ihn gerade für diese Stellung besonders geschickt; er hat an ihr auch nach seinem Ausscheiden aus der Regierung festgehalten, bis ihm die aus wiederholten Erfahrungen geschöpfte Ueberzeugung, in wichtigen Fragen nutzlos mitzuarbeiten, den Austritt aus den Erziehungsbehörden zur unabweislichen und schmerzlich empfundenen Pflicht machte. Die Aufzeichnungen, die er in diesen und anderen Stellungen über die Geschäfte führte, zeigen, wie genau er alles nahm und wie sachlich er vorging; das wohlerwogene Gemeinwohl war hier wie sonst für seine Stellungnahme allein entscheidend. Der Belehrung war er stets zugänglich, aber brutale Majorisierung und unloyale Kampfweise kränkten ihn aufs tiefste; da konnte er den schärfsten Ton anschlagen.

Es zeigte sich das u. a. nach seinem Austritte aus der Regierung, bei Anlaß des etwas spät nachhinkenden Kulturkampfes, der anfangs der achtziger Jahre das Basler Leben erregte und die Aufhebung der katholischen Privatschule zur Folge hatte. Jeder Intoleranz feind und durch seine geschichtliche Bildung überzeugt, daß Knechtung hier nur zum gegenteiligen Erfolge führe, trat er im Großen Rate gegen die formell, wie ihm schien, anfechtbare und materiell tadelnswerte Stellungnahme der Regierung zu dem von der katholischen Gemeinde erhobenen Rekurse mit kräftigen Worten auf. Er bekämpfte die Anträge der Regierung und der Kommissionsminderheit als reglementarisch unzulässig und rief dem Regierungspräsidenten, der wegwerfend meinte, man solle sich bei

solchen formellen Einwänden nicht aufhalten, die Sache sei zu wichtig, zu: „Ein trauriger Mut! gerade in einer so wichtigen Sache, wo man unseren katholischen Mitbürgern recht eigentlich einen Stoß ins Herz versetzen will, sollte man auch den Schein eines ungesetzlichen Vorgehens vermeiden und sich nicht dem Vorwurfe aussetzen, man habe in der Parteileidenschaft nicht einmal die äußere Form gewahrt." Und nachdem er diese rein juristische Frage erörtert, fuhr er fort: „Es ist bemühend, im Berichte des Erziehungsdepartements zu lesen, wie es auf die Suche ausging nach Jesuiten und Jesuitenverwandtschaft, und wie erfolglos dieses Suchen war; es ist bemühend zu lesen, wie man vergeblich versuchte, das Zusammenleben der katholischen Lehrer und Lehrerinnen als Klosterleben zu konstruieren und wie man schließlich den konfusen Artikel 27 der Bundesverfassung dehnte und zerrte, um die Omnipotenz des Staates über die Privatschulen zu deduzieren. Auf diesen Artikel 27 und dann auf unser Schulgesetz, welches anerkanntermaßen die Kongregationen nicht aufheben wollte, stützte man schließlich den Entscheid, welcher der katholischen Schule das Leben unmöglich machen sollte. Von diesem Boden springt nun aber der Regierungsrat in seiner Rekursbeantwortung plötzlich ab. Es ist darin nicht mehr von der Bundesverfassung und nicht mehr vom Schulgesetz die Rede. Der Ratschlag belehrt uns, daß es sich empfehle, ‚den schwierigen und bestrittenen Weg der Interpretation der Bundesverfassung' zu verlassen und die katholische Schule unter Hinweis auf einen allgemeinen Artikel der Kantonsverfassung durch den Rekursentscheid aufzuheben. Es ist schade, daß man das nicht früher einsah, man hätte sich viel Schreiberei und den Mitgliedern des Großen Rates viel unnützes Lesen ersparen können. Aber mit dieser Schwenkung nicht genug, verläßt der Regierungsrat auch diese zweite rechtliche Position und schließt sich wieder der Minderheit der Petitionskommission an, welche die Schule nicht aufheben,

aber durch ein Spezialgesetz die Lehrbrüder vom Unterricht ausschließen will. Man fragt sich wirklich, warum die Regierung sich nicht lieber dem Antrage des Herrn S. anschließt, der sich in erster Linie auf das fünfte Buch Mosis stützt und als Grund der Aufhebung angiebt, daß kein Bedürfnis für eine katholische Schule da sei. Diese völlige Unsicherheit in der rechtlichen Begründung beweist, wie schlecht es mit einer Sache stehen muß, die man auf diese Weise verteidigt.

„Eine große Rolle in der Beweisführung des Erziehungsdepartementes spielt der Expertenbericht, und auch hier ist vor allem zu konstatieren, daß bei Aufstellung dieser Experten von den elementarsten rechtlichen Grundsätzen abgegangen worden ist. Der eine dieser Experten hat in der letzten Sitzung zugestanden, daß er Mitglied eines radikalen Vereines sei und daß dieser Verein die Aufhebung der katholischen Schule verlangt habe. Der Verein und seine Mitglieder waren also in dieser Sache Partei; nichtsdestoweniger wird ein solches Mitglied als Experte ernannt. Er sagt uns nun, er habe den Auftrag nur ungern angenommen; ich begreife das, aber ich begreife nicht, warum er ihn nicht abgelehnt hat. Daß dieselbe Person Partei und unparteiischer Sachverständiger sein kann, wäre im kleinsten Prozesse nicht möglich; es ist ein Widerspruch in sich selbst. Nun ist derselbe Herr auch Mitglied des Großen Rates. Ich weiß nicht, ob er bei dem Entscheide mitstimmen wird; wir hätten dann gewiß auch ein baslerisches Unikum, nämlich einen Mann, der in derselben Sache Partei, unparteiischer Sachverständiger und Richter ist! — Ich konstatiere übrigens, daß schon im Erziehungsrat, und zwar von einem radikalen Mitglied, eine Expertise durch unbeteiligte auswärtige Sachverständige verlangt wurde, aber umsonst. — Der Bericht der Experten ergeht sich mit sichtlichem Behagen in Aufzählung einer Reihe von Verstößen, die beim Unterricht oder in den Lehrmitteln

der katholischen Schule vorgekommen seien. Einige der leidenschaftlichsten Ausfälle sind übrigens bei der letzten Revision für den Großen Rat unterdrückt worden. So hieß es früher beim Unterricht in der Naturkunde mit unwürdiger Verhöhnung: ‚Daß hiebei ab und zu ganz neue Aufschlüsse gegeben werden, ist für die Wissenschaft wohl nicht ohne Interesse;‘ — und bei einem Wandatlas, er sei ‚so gut erhalten, daß die Vermutung nahe liegt, die Tafeln werden selten gebraucht.‘ Was hätte man wohl gesagt, wenn der Wandatlas schlecht erhalten gewesen wäre? Da liegt die Vermutung auch nahe! — Auch der von Herrn Speiser citierte Satz betreffend Schreibunterricht ist in der neuen Auflage nicht mehr vorhanden.

„Es ist für mich kein Zweifel, daß man bei unsern öffentlichen Schulen, wenn man dasselbe kritische Seziermesser gebrauchen wollte, ganz ähnliche Dinge eruieren könnte. Was speziell die Lehrmittel angeht, so hat vor einer Anzahl Jahren dem Erziehungsrat ein deutsches Lesebuch vorgelegen, das von einem Lehrer unsrer höhern Schulen verfaßt war und von Fehlern und Verstößen wimmelte. In jenem Buch war z. B. zu lesen, daß das Lied ‚Freut euch des Lebens‘ von Mathias Claudius sei; was hätten unsere Experten gesagt, wenn das in der katholischen Schule wäre doziert worden? Und jetzt zirkuliert beim Erziehungsrat ein Geschichtsbuch, das in der Mädchen-Sekundarschule soll eingeführt werden, und das Stoff zu reichen Aussetzungen liefern würde!

„Der Expertenbericht verdammt nun die ganze Schule, während es heißt, daß vier Spezialberichte von je einem Experten vorliegen, und daß die zwei, welche die Primarklassen betreffen, durch aus nicht so ungünstig lauten. Leider sind diese Spezialberichte nicht einmal den Mitgliedern des Erziehungsrats gezeigt worden. Allein auch für die obern Klassen steht die Sache offenbar nicht so schwarz wie man sie darstellen will. Einmal zeigen die Rekrutenprüfungen, daß die katholischen Schüler denen der frühern Real-

schule und der Landschulen gleich oder überlegen sind. Nun will man freilich diesen Prüfungen plötzlich keinen Wert beilegen, und der Regierungsrat führt in seinem Bericht als seinen Gewährsmann Herrn Nat.-Rat Segesser an; man sieht, daß je nach Bedürfnis Autoritäten aus allen Lagern citiert werden. Sonst war dieses anders, und neulich noch bei Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule waren jene Prüfungen ein wesentliches Element.

„Sodann läßt sich nicht leugnen, daß man bei unsern Geschäftsleuten eine ganz andere Ansicht über die in der katholischen Schule gebildeten jungen Leute findet, und schließlich ist die Schule doch für das Leben da, und nicht für Examina und für Expertisen!

„Auch die Experten können nicht umhin, den Knabenklassen wenigstens im Betragen ein gutes Zeugnis ‚nicht zu versagen,' und bei den Mädchen versteigen sie sich sogar zu einem positiven Lob in Bezug auf Ruhe, Anstand und Reinlichkeit. Auch den Lehrern wird Hingebung und der beste Wille zuerkannt — aber sie haben nicht die rechte Methode! Auf dieses Gebiet will ich mich nun nicht wagen, bis auf weiteres glaube ich, daß man auch im Schulwesen auf verschiedenen Wegen zum Ziele kommen kann, und daß man auch hier jeden nach seiner Manier soll selig werden lassen.

„Um nun noch ein Wort über die Opportunität der Maßregel zu sagen, so fällt auf, daß man nicht warten konnte, bis die Bundesbehörden die Frage der Lehrschwestern entschieden haben. Eine Gefahr im Verzug liegt hier sicher nicht vor. Statt dessen zieht man es vor, unsere zahlreiche katholische Bevölkerung durch das einseitigste Vorgehen zu verletzen. Man bedenkt nicht, daß wir ein kleines Gemeinwesen sind, das zu seinem Gedeihen der Mitwirkung aller guten Kräfte bedarf. Wir haben in den letzten Jahren viele Arbeiten unternommen, fast zu viel, und noch viele Aufgaben sozialer Art warten dringend ihrer Erledigung. Diese

Aufgaben aber gerade können nicht nach einer alten Parteischablone gelöst werden, sondern nur mit Hilfe aller, die es mit unserm Gemeinwesen wohl meinen. Das ist aber nicht möglich, wenn ganze Klassen der Bevölkerung in dem Staat nicht mehr den Hüter des Rechts und den Schützer aller berechtigten Interessen sehen, sondern nur das Organ einer ihnen feindlichen Partei.

„Wir sind vor acht Tagen mit einer Flut von Urteilen bekannter und unbekannter Autoritäten überschüttet worden. Ich erlaube mir auch eines, nur ein einziges, aber es ist als ob es für uns geschrieben worden wäre. Jules Simon sagt in seinem Buche über ‚Gott, Vaterland, Freiheit' folgendes:

„Andern eine Meinung aufdrängen, welche nicht die ihrige ist, und eine Haltung, die sie mißbilligen, ist weder etwas neues, noch etwas seltenes. Es ist vielmehr ein jederzeit und überall sehr bekanntes Verfahren, welches mit seinem wahren Namen Tyrannei heißt. Die frühern Anhänger der Lehrfreiheit und aller Freiheiten, welche es jetzt unternommen haben, das Leben Frankreichs zu retten, indem sie alle Kinder in den gleichen Ideen und nach den gleichen Methoden erziehen, geben vor, man müsse auf die Freiheit verzichten, aus Furcht, Frankreich zu teilen. Aber auch das hat einen sehr alten Namen: es ist der Fanatismus. Der Fanatismus unsrer Leute ist von dem anderer darin verschieden, daß dieser andere die Freiheit einer Idee opfert, und daß er sie einer Negation opfert; aber, vom Standpunkt des Rechts und dem des Verfahrens ist die Analogie vollständig." Und einem Freunde, dem er über das Geschehene berichtete, sandte er als Charakterisierung des getroffenen Entscheids Bulwers Worte: „Right! down with those who take the liberty to admire any liberty except our liberty; that is liberty! Die Schlagwörter Ultramontanismus und Jesuitismus haben wie immer ihren alten Zauber ausgeübt. Der Rednererfolg war auf Seiten der Opposition, aber schließlich

haben weder Reden noch Gründe, sondern die Zahl der aufgestreckten Hände entschieden."

Mit derselben Entschiedenheit wandte er sich gegen die Verfolgung der Heilsarmee und ihre laue Beurteilung im Jahre 1887: „Leider hat Basel sich den Ruhm nicht wollen nehmen lassen, nach dem Vorgang der edeln Gemeinden Biel und Außersihl auch seinerseits seine fortgeschrittene Bildung durch Störung der Uebungen der Heilsarmee zu dokumentieren, und ebenso leider wird bei uns die Polizei über den süßen Pöbel bei solchen Gelegenheiten nicht Meister oder will nicht Meister werden." Ebenso unerbittlich trat er in Dingen der eigenen Kirche gegen alles intolerante Wesen und für die Möglichkeit auf, ungestört seines Glaubens zu leben. Gewiß, die Organisationsgesetze der Jahre 1874 und 1878 haben nicht jedermann befriedigt und viele im eigenen Lager haben Burckhardt damals nicht verstanden. Und doch war eine andere Lösung im Interesse der Landeskirche selber, die damals schweren Spaltungen entgegenging, nicht möglich, sollte nicht ihre völlige Zertrümmerung eintreten. Das freimütige Referat, das er im Dezember 1873 im Großen Rate hielt, ist für seine Stellung zu einer Reihe von Grundfragen bezeichnend; es wirkt in seiner ruhig irenischen Weise echt empfunden und vornehm. „Wie auf staatlichem, so wohl auch noch mehr auf kirchlichem Gebiete," schloß er, „ist nun freilich die Verfassung nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist der Geist, in welchem sie gehandhabt wird. Und so werden auch die hier vorgesehenen Einrichtungen, namentlich die Synode, nur dann ihren Zweck erfüllen, wenn der wahre Geist christlicher Liebe in ihren Mitgliedern herrscht, wenn Verständnis auch für andere Standpunkte und Anschauungen, wenn ein weiter Blick auf das allen Gemeinsame vorhanden ist und ein jeder nicht das Seine, sondern das Beste des Allgemeinen im Auge hat. Unter diesen Voraussetzungen werden die neuen Formen ein Segen sein für unsere Landes-

kirche und zu ihrer Kräftigung und Weiterbildung beitragen können.“ (Allg. Schweizer Zeitung Nr. 56. 58.)

Das Kirchenwesen lag im eigentlichen Arbeitsfelde Burckhardts; er hat vornemlich das Justizdepartement verwaltet. Unter seiner Leitung wurden eine Reihe wichtiger Gesetze erlassen. Er war nicht bloß formell leitend und andern die Arbeit übertragend, sondern eifrig in vorderer Reihe schaffend tätig beim Notariatsgesetz, dem Erlasse des kantonalen und der Durchführung des eidgenössischen Civilstandsgesetzes, der Anlegung des Grundbuchs, der Kodifikation der Strafgesetze, den Gerichtsorganisations-, Civilprozeß- und Betreibungsgesetzen der 1870ger Jahre und der Unifikation des stadtbaslerischen Rechtgebiets, und als die eidgenössische Rechtseinheit, deren Erwartung dem baslerischen Civilgesetzentwurfe verhängnisvoll geworden war, sich nur teilweise verwirklichte, griff er das Ziel einer Neuordnung des kantonalen Rechts auf einem andern Wege, dem der Spezialgesetzgebung, an. Soweit sich das von der Arbeit eines Mannes sagen läßt, waren seine Schöpfungen das Nachbarrechtsgesetz, z. T. auch das Gesetz über eheliches Güterrecht und Erbrecht, vor allem aus das Vormundschaftsrecht von 1880, welches das Vormundschaftswesen auf die Niedergelassenen ausdehnte, materiell neu ordnete und einer besonderen staatlichen Centralbehörde zuwies. Daß damit den Zünften, die es bisher als bürgerliche Behörden besorgt hatten, die Existenzberechtigung eigentlich entzogen wurde, ist ja wahr; aber die Aenderung mußte kommen, und ihn reute nur, daß die neue Behörde nicht noch einheitlicher, etwa nach Art der Grundbuchverwaltung, gestaltet worden war. Hier und in andern Gebieten erwies sich Burckhardt, wie einer seiner Nekrologe zutreffend sagt, als eingreifender Neuerer, der sich die Aufgaben weit stellte und sie ohne ängstliche Rücksicht auf in sachlicher oder persönlicher Beziehung Hergebrachtes löste. Ein gegnerisches Blatt urteilte in ähnlicher Weise, sein Wirken habe ihn zum

Fortschrittsmann im besten Sinne gestempelt, weil er mit umfassendem Blick und klarer Einsicht in die Bedürfnisse der Zeit jeweilen mit festem Willen und starker Hand eingriff, um im Staatswesen diejenigen Formen zu schaffen, die er als zu dessen Gedeihen notwendig erkannte. Damals freilich ist dies bei Gegnern und Freunden nicht immer anerkannt worden; vielen Konservativen galt er dann und wann als ein gefährlicher Mann von erzradikalen Allüren, während ihn die Gegenseite als der konservativen Partei zugehörig befehdete. Er war eben unabhängig, und darum bald da bald dort angezweifelt. Gewiß war er historisch veranlagt und naturgemäßer Fortentwicklung zugeneigt, aber darum auch nicht für Stehenlassen und nicht für Regierung, so lange sich überhaupt positiv mitarbeiten ließ. Ein kleiner Zug, der die nicht ganz leichte Stellung charakterisiert, ist der, daß er im elterlichen Hause von Politik zu sprechen vermied; als er seiner Mutter einst von einer radikalen Größe, die er kennen gelernt, schrieb, der Mann sei merkwürdig konservativ, erhielt er zur Antwort, dies Urteil wundere sie nicht, da er selbst in Diversem ultraradikal sei.

Nachdem er die alte Zeit vor den siebziger Jahren noch miterlebt und dann nach der eingreifenden Neuorganisation von 1875 noch sechs Jahre der Regierung angehört hatte, schienen ihm 1881 die politischen Verhältnisse seinen Abgang zu diktieren. „Tempus est abire," schrieb er damals einem Freund, „oder tempus est abeundi; der alte Fechter hat uns seinerzeit den Unterschied so fein auseinandergesetzt, daß wir schließlich nur darüber klug wurden, in der Hauptsache komme es aufs Selbe heraus. Und jetzt merke ich, es kann im Interesse der Sache selber zur Pflicht werden." Er blieb diesem Entschluß treu und war auch 1890 nicht mehr für eine Kandidatur in die Regierung zu gewinnen.

Die so errungene Muße war keine arbeitslose. Er kehrte zur ersten Liebe, der richterlichen Tätigkeit zurück. Seit 1882 war er

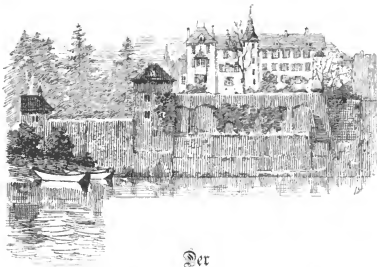
als Mitglied, seit 1883 als Statthalter im Appellationsgericht bis ans Ende tätig. Die Aufgabe dieser Behörde faßte er, den Appellanten vielleicht nicht immer zu Dank aber doch gewiß richtig dahin auf, sie habe eklatante Unrichtigkeiten gut zu machen, nicht aber mit kleinlichem Besserwissenwollen und neuerungssüchtigem Flicken an allen Ecken das Ansehen der Untergerichte zu schädigen. Daneben präsidierte er den Münsterbauverein seit seiner Gründung bis zum Abschluß der Restauration und bis zu seiner Auflösung (1879 bis 1901), war in einer Reihe von Anstalten, wie Alumneum, Kinderspital, Gemeinnütziger Gesellschaft, und wie schon erwähnt, geraume Zeit in den Erziehungsbehörden tätig, gehörte dem Verwaltungsrat der Centralbahn, in dem er seinerzeit Regierungsvertreter gewesen, und einer Reihe anderer Institute an, erledigte Aufträge des Justizdepartements, saß bis zuletzt in der Synode, dem Kirchenrat, der Justiz- und der Kunstkommission, betätigte sich in nunmehr freierer Weise im Großen Rate und besorgte als Haupt der Familie die stets wachsenden Aufgaben, die ihm für verwaiste und verwitwete Angehörige erwuchsen. Kurz, ein reiches Maß von Anforderungen aller Art sorgte dafür, daß er sich der Tätigkeit für andere nicht entwöhnte. Immerhin konnte er sich nun wieder mit besserer Muße und einem Gefühl der Befreiung, denn die letzten Jahre hatten schwer auf ihm gelastet, den geliebten Privatstudien zuwenden. Seine schöne Bibliothek, die er stets vielseitig vermehrte und aus der, wenn der Platz auszugehen drohte, die Bücher körbeweise in allerhand öffentliche Bibliotheken zu wandern pflegten, bot ihm reichen Genuß; er schrieb auch wieder juristische und historische Publikationen, die ihn mit der Vergangenheit seiner Familie und, wie das bei solchem Austausch willkommen ist, mit einer Reihe trefflicher Männer bekannt machten. Der alte Wandertrieb, der sich Jahre lang nur in den Ferien hatte betätigen können, erwachte wieder mit Macht und lockte ihn in manche Lande, vor

allem aber wiederholt in das geliebte Italien, das er schon auf seiner Hochzeitsreise und 1872 nach schwerem Typhus monatelang als stets bewährten Jungbrunnen besucht hatte. Im Sommer aber erquickte er sich, so oft er die Stadt verlassen konnte, an seinem Landhause oberhalb Pratteln, das ihm schon seit langem als Heim der Eltern teuer gewesen war. Dort, in der Stille auf sonniger Höhe am grünen Bergeshang, ließ er die innige und gewaltige Stimme der Natur zu sich sprechen, wenn er von des Tages Geschäften ermüdet hinaufkam; nirgends lieber als dort versammelte er seine Freunde und seine Familie, die allmählich sich erweitert und mit Ausnahme einer treu für ihn sorgenden Tochter sein Haus verlassen hatte. Lektüre aller Art, Wanderungen, botanische Studien, denen er seit jeher mit Eifer obgelegen, und die Besorgung der Bedürfnisse des Gutes wechselten hier ab. Er empfand die Wahrheit des Wortes: „God made the country and men made the town“ und beherzigte als Weiser Senecas Rat: „Auch zu Gunsten ruhiger Muße muß etwas gewagt werden, wenn man nicht im Getriebe städtischer Arbeit altern will, in diesem Getümmel, dieser stets neuen Hochflut, der doch niemand entgehen kann.“

Seine Gesundheit, die nie stark gewesen, obschon er ein einfaches, abhärtendes Leben führte, kam in den letzten Jahren mehr und mehr ins Wanken und wiederholte heftigere Krankheiten mahnten ihn, nachdem ihm viele Verwandte und Freunde vorangegangen, an sein Ende. Am Morgen des 7. Juli 1901, eines Sonntags, ist er auf seinem Landsitze nach kurzem Krankenlager mitten im Gespräch plötzlich und den Seinen unerwartet gestorben. Er hatte bis fast zuletzt seine mancherlei Pflichten willensstark und gewissenhaft erfüllt, seine vielen geistigen Interessen wach erhalten und mit dem alten Eifer, wenn auch nicht mehr mit alter Kraft, stets neues hinzuzulernen gesucht. Seine Bestattung fiel mitten in den Sturm

und Drang der Rüstzeit der Basler Bundesfeier, vielen gewiß ungelegen. Er selber hätte sicherlich lieber, um nicht zu stören, einen anderen Zeitpunkt ausgewählt. Aber das ungewöhnlich zahlreiche Geleite, das seinem Sarge folgte, zeigte, daß trotz dem alles beherrschenden Erinnerungsfeste Raum blieb für das Bewußtsein, auch hier habe ein kleines Stück baslerischer Geschichte seine Verkörperung und seinen Abschluß gefunden.





Der letzte offizielle Kaiserbesuch in Basel.

Von Rudolf Luginbühl.

Am 4. Januar 1563, einem Montage, verbreitete sich gegen Abend in Basel die Kunde, daß der deutsche Kaiser Ferdinand I. in den nächsten Tagen die Stadt zu besuchen wünsche. Diese Nachricht war soeben von Freiburg im Breisgau her mündlich und schriftlich überbracht worden. Noch waren die Wunden nicht vernarscht, welche der plötzliche Hinschied des allzeit umsichtigen Bürgermeisters Franz Oberried, der gerade vor acht Tagen zu Grabe getragen worden, der Stadt geschlagen hatte; sie schien also nichts weniger als zu einem freudigen Feste, wie doch der Kaiserbesuch eines sein sollte, disponiert zu sein. Trat nun auch diese Nachricht nur in Gestalt eines Wunsches auf, so haftete doch solch kaiserlichen Wünschen etwas Kommandohaftes an, denen nicht zu willfahren sich selbst der gewandteste Diplomat nicht getraute. Uebrigens war

die Nachricht wohl für das Gros der Stadtbevölkerung eine Ueberraschung; für ihre Häupter und Ratsherren war sie es nicht; denn sie wußten schon seit zwei Tagen um den Wunsch des Kaisers, seinen Weg über Basel und nicht über den „Wald" nach Konstanz zu nehmen.

Ferdinand I., Bruder des deutschen Kaisers Karl V., und wie dieser Enkel Maximilians I., hatte sich Böhmen und Ungarn angeheiratet, war seit 1531 römischer König und seit 1558 als Nachfolger seines Bruders auch Kaiser; allein unaufhörliche Aufstände und Kämpfe hatten ihm die Freude am Besitz der neuerworbenen Gebiete vergällt. Erst jetzt, am Abend seines Lebens gestalteten sich die politischen Verhältnisse günstiger für ihn; nicht nur hatte er mit der Türkei Frieden geschlossen und war als König von Ungarn allgemein anerkannt, sondern es war ihm auch gelungen, die Wahl seines Sohnes Maximilian zum römischen König durchzusetzen; eben — im November 1562 — war sie in Frankfurt vollzogen worden. Im Dezember hatte er seine Reise nach Innsbruck angetreten und war über Straßburg, Colmar und Breisach zwei Tage vor Weihnachten in Freiburg im Breisgau eingetroffen. Hier hatte er einen Landtag abgehalten, der die Erhebung des „bösen Pfennings" (Abgabe von Wein) auf sein Betreiben beschlossen. Wie verlautete, gedachte der Kaiser nach den Festtagen seinen Weg über den „Wald" nach Konstanz einzuschlagen.

Die schlimmen Zeiten machten es damals jedem Staatswesen zur Pflicht, ein wachsames Auge über alle wichtigeren Vorgänge, namentlich an maßgebender Stelle zu haben und sich durch Gesandte oder sonstige Vertrauensmänner davon rechtzeitig in Kenntnis setzen zu lassen. Wohl aus diesem Grunde — denn ein spezieller ist uns nicht bekannt, — hatte die Basler Regierung den Johann Basilius Herold nach Frankfurt und dann nach Freiburg im Breisgau gesandt. Herold von Höchstädt an der Donau gebürtig, als Schriftsteller

geschätzt, von einigen sogar für berühmt gehalten, als Uebersetzer klassischer und italienischer Werke geachtet, von den Basler Buchdruckern aus einer baslerischen Landpfarre in die Stadt gerufen, hier 1556 mit dem Bürgerrecht beschenkt, stets sprachgewandt, in historischen Dingen außerordentlich versiert, schien sich für politische Missionen ganz besonders zu qualifizieren. Vom Hofmarschall erfuhr Herold, daß der Kaiser gewillt wäre, nach Basel zu kommen, wenn er vom Rate dazu eingeladen würde. Letzterer, davon sofort benachrichtigt, beriet darüber am 2. Januar. Der kaiserliche Wunsch setzte ihn in große Verlegenheit. Warum? Scheute der Rat etwa die großen Kosten, welche ein solcher Besuch verursachte? Fürchtete er etwa, der Kaiser werde alte Rechte geltend machen, um diesen vom deutschen Reiche abgebröckelten Teil wieder ans Stammland zu kitten? Oder fürchtete er, der Kaiser könnte in religiösen Dingen einen Druck ausüben, um dem Katholizismus wieder Eingang oder gar Herrschaft zu verschaffen? Was die Kosten betrifft, so hüteten die Stadtväter die Finanzen wohl mit peinlicher Sorgfalt und mieden jede unnütze Ausgabe, aber einer Ehrenpflicht entzogen sie sich nie. Durchziehende Fürstlichkeiten, und solcher gab es beinahe jedes Jahr, wußten die Gastfreundschaft Basels nicht genug zu rühmen. Die Furcht vor politischen Eingriffen des Kaisers war hingegen nicht ganz unbegründet; denn kurz darauf bat die Stadt St. Gallen die Tagsatzung um Rat, da der Kaiser seinem Kanzler Matthias Straßberger die Steuer ihrer Stadt an sich zu lösen bewilligt habe, worauf ihr geantwortet wurde, man glaube, daß der Kaiser nur einen Versuch habe machen wollen und darauf nicht beharren werde; sie solle zuwarten, auch nichts darauf antworten, wenn eine fernere Intimation einlangen sollte, sondern es vor die Eidgenossen bringen, denen leicht das Nämliche zustoßen könnte, da Baden, Bremgarten, Mellingen und Thurgau ebenfalls Pfandschaften des Reiches seien. Auch die Furcht vor Eingriffen reli-

giöser Art entbehrte nicht des Grundes; galt der Kaiser auch für tolerant, so blieb doch seine gut katholische Gesinnung unangezweifelt, und gerade jetzt wußte man nicht, wozu er sich dem Papst gegenüber hatte verpflichten müssen, um die Wahl seines Sohnes zum Nachfolger durchzusetzen. In Frankreich hatte der Religionskrieg begonnen; am 19. Dezember 1562 waren die Hugenotten bei Dreux geschlagen und ihr Haupt, Prinz Condé, gefangen genommen worden. Auch Schweizersöldner hatten sich daran beteiligt; durch sie erhielt das Gift des Religionshasses in ihrem Vaterlande neue Stärkung. Hier hatten sich die konfessionellen Gegensätze durch das schroffe Auftreten der katholischen Orte gegen die reformierten Glarner und ihre Parteinahme für das katholische Savoyen gegenüber dem protestantischen Bern so sehr zugespitzt, daß jeden Augenblick der Ausbruch eines Religionskrieges zu befürchten war. Am folgenden Morgen sollten die Ratsherren Bonaventura von Brunn und Meyer zur Tagsatzung nach Baden verreisen, um hier ihr möglichstes zum Frieden zu tun. Aber weder der Kostenaufwand noch die Furcht vor Eingriffen politischer oder religiöser Art waren es, die der Stadt die Ehre des kaiserlichen Besuchs als zweifelhaft und nicht wünschbar erscheinen ließen, sondern ihre staatliche Stellung als Glied der Eidgenossenschaft und ihre offiziell nicht anerkannte oder wenigstens nicht ausgesprochene Abgelöstheit vom deutschen Reichsverbande. So lange Basel wirklich Reichsstadt gewesen, hatte sie den Kaiser als ihren Oberherrn empfangen, so Heinrich VII. im Jahre 1309, Karl IV. 1348 und 1365, Sigismund 1414 und 1433/34, Friedrich III. 1442 und 1743, Maximilian I. 1493; allein seit 1501 war Basel ein eidgenössischer Stand; als solcher folgte er weder den Einladungen zu den deutschen Reichstagen, noch entsprach er den namentlich in den 1540ger Jahren oft wiederholten Forderungen des Reichs um Truppen oder Geld. Gleichwohl hatte Basel so gut wie andere Schweizerstädte Mühe, sich in

den Gedanken einer vollständigen Trennung zu finden. Der Ablösungsprozeß erforderte eben mehrere Menschenalter, bis er sich ganz vollzogen hatte. Noch zählte Basel „draußen“ unter die Reichsstädte; ihre Ausscheidung war offiziell, d. i. von Seite des Reiches weder anerkannt noch ausgesprochen, bloß geduldet. Während wir heute scharf umgrenzte Verhältnisse lieben, alles hübsch säuberlich auseinanderhalten, gefiel man sich damals mehr in flüssigen Verhältnissen, die der Passivität des einen ebenso vorteilhaft sein konnten als der Energie des andern. So befand sich Basel, wenn auch nur formell, in einer Zwitterstellung, die es ihm ratsam erscheinen ließ, auf die Ehre des kaiserlichen Besuchs zu verzichten. Ueberdies mochten gerade die beiden letzten Kaiserbesuche nicht in angenehmster Erinnerung stehen. Friedrich III. nämlich hatte 1473 an seinen Besuch die Forderung der Huldigung geknüpft und Maximilian I. 1493 an den seinigen diejenige eines Anleihens von 2000 fl., nachdem ihm vorher ein solches von 6000 fl. und auf die Verweigerung desselben ein reduziertes von 2000 fl. war abgeschlagen worden, so daß sein Besuch wirklich in eine Geldbettelei ausgelaufen war. Ein rein äußerer, unpolitischer Grund mochte hauptsächlich die Aenderung des kaiserlichen Reiseprogramms bewirkt haben: der nahezu 60-jährige Mann zog in dieser rauhen Jahreszeit die Route über Basel derjenigen über den „Wald“ vor. Daß dabei auch politische Motive bestimmend eingewirkt, kann wohl mit Recht bezweifelt werden.

Aus obigen Gründen kam der Rat am 2. Januar 1563 zum Entschluß, Herold zu beauftragen, dahin zu wirken, daß der Kaiser auf seinen Plan, Basel zu besuchen, verzichte; er teilte ihm dies in nachfolgendem Schreiben mit:

Dem ersamen, wolgelerten, unserm lieben besondern Johann, Herolden by zyten zu Fryburg im Pryßgow.

Unsern gunstigen gruß zuvor, lieber besonder. Wessen sich der remisch kheiserlich majestät unsers allergnedigsten herren marschalck

inn einem gehaltnen gesprech hat heren vnnd vernemmen lassen, wie dieselbige, wann si durch die herren von Basell geladen, villicht ir reys hiedurch nemmen vnnd ein statt Basell besuchen wurde, das haben wir, durch üwer schriben an gestern unns zugesandt, innhaltes verstanden. Wiewol dann wir alles, was hechstgenannter kheiserlich majestet dienstlich vnnd gemeyner unser statt eerlich vnnd rümlich sin kendt vnnd mecht, gern befürdert sechen welten, so wurd doch von schwere wegen ingerissner Krankheiten vnnd sterbenden leuffen, damit nach gottes gefallen ein gute namhaffte anzal der unsern allhie glich hechen alls nydern standes angriffen vnnd beladen sind, by uns bedacht, das es uns kheinen wegs thuulich sin wolle, die hechsternante kheiserlich majestet in sollichen sterblichen lufft vnnd prüte zu beruffen. Derhalben vnnser begirliche meynung dahin statt, das ir, doch kheiner andern wys dann für vch selbs, obernenten herren marschalckhen der dingen mit güetigen frundtlichen vnnd bescheydenlichen dienstlichen reden vnnd worten verstendigen, der zuversicht, ermelter herr marschalck hieruff dero kheiserlich majestet gnedigstes bedenckhen vnnd reysen nach gutem vnnd besserm luffte, dann jetzt by unns, richten vnnd leyten werde. Dessen wir vch hiemitt berichten, dis hienach ußzefueren haben. Vnnd ist hiemitt vnnser gentzlicher gepietender will, das ir dis vnnser schriben nyemandem zeuggen, noch alls von vnns kommen sin, offenbaren, sonder sellichs by vch selbst behalten oder dem ihnen bevolchen. So schickhen wir vch hiemit zehen thaler, dieselben zu eurem bedürffen glichwie die vorigen zegepruchen habenn.

Datum 2. januarii anno 1563.

Die geheymen rät, genannt
die dryzechen der statt Basell.

Daß damals in Basel schwere Epidemien oder gar die Pest, „sterbende leuff," geherrscht hätten, wie hier der Rat behauptet, davon wissen zeitgenössische Chronisten nichts; es war wohl eher

nur ein Vorwand, wenn übrigens nicht bestritten werden kann, daß die Stadt selten feuchenfrei war. Die furchtbare Pest des Jahres 1564 begann nach Wurstisen erst im Winter 1563/64. Das Schreckgespenst scheint auf den Kaiser die erhoffte Wirkung ganz verfehlt zu haben; denn schon am 4. Januar gelangte der Bericht nach Basel, „wie höchst ernennte kheyserlich majestet einen ganz gnedigen vnnd begirlichen lust vnnd willen hett, durch ein statt Basell zu reysen, wozu jene majestet wissen oder vernemmen möchte, das es den herren zu Basell gevellig vnnd nitt zuwider were." Jetzt konnte der Rat dem Besuche nicht mehr ausweichen. Er beschloß, sogleich die offizielle Einladung an den Kaiser ergehen zu lassen und betraute damit Werner Wölflin, Hans Rudolf Fäsch, Heinrich Petri und Bernhard Brand, die sich unverzüglich auf den Weg nach Freiburg i. Br. machen sollten, um dort die Einladung vorzutragen. „Ist geordnet, das h. Heinrich Petri alls der elter die red thun solle." „Ist auch bedacht, das si sich des Fußvalls gepruchen sollen, vnnd wegen sie befünden denn danyden anndern bericht, das sellich zu underlassen wäre." Nach diesem im Ratsbüchlein eingetragenen Beschluß wurde die prinzipielle Frage, ob der Kaiser als Gast oder als Oberherr zu empfangen sei, im letzteren Sinne entschieden, da der Fußfall ohne Zweifel als Zeichen der Untertänigkeit aufgefaßt wurde. Indem der Rat die äußeren Formen früherer Untertänigkeit beobachtete, hoffte er vielleicht, den Monarchen den Verlust der Stadt nicht fühlen zu lassen und ihn für seine Wünsche in guter Stimmung zu erhalten. Immerhin ging auch darin Basel nicht so weit wie etwa nachher das österreichische Städtchen Rheinfelden oder wie 1414 die Reichsstadt Bern, die beide dem einreitenden Monarchen der Stadt Schlüssel darbrachten. Die Abordnung wurde vom Kaiser aufs huldvollste empfangen und die Einladung, wie zu erwarten, von ihm angenommen, was ein berittener Bote unverzüglich nach Basel meldete.

In der gleichen Sitzung traf der Rat die Dispositionen zum Empfang. Frühere Monarchen waren vom Bischof in feierlicher Prozession an der Landesgrenze abgeholt worden. Da nun aber die Stadt ihr eigener Herr war, verstand es sich von selbst, daß die „Häupter“ den Empfang zu besorgen hatten. Der Bürgermeister Kaspar Krug, die beiden Oberzunftmeister Sebastian Doppenstein und Jakob Rüdin und der Stadtschreiber Heinrich Falkner sollten dem Kaiser bis zum Zollhaus an der Wiesenbrücke entgegenreiten. Ihnen sollten sich unter der Führung des Werner Wölflin und Lux Gebhardt die junge Burgerschaft zu Pferd anschließen und diejenigen „Ratsfründ vnnd (andern) Burgere, zum sübersten gebutzt vnnd angelegt, die lust hetten, mit der jungen burgerschaft hinauszuritten;“ Wölflin und Gebhardt „sollten denselben maß vnnd ordnung geben wi sy ritten sollen.“ Bis an den Bürgermeister hatten alle diese dem kaiserlichen Zuge vorauszureiten. „Unter dem St. Blasienthor sollendt die herren, so den himmel zu tragen verordnet: Hans Rudolf Fesch, Heinrich Petri, Ulrich Schultheiß, Theodor Merian, Bernhard Brand vnnd Hans Eßlinger warten vnnd die kheiserlich majestet, wann si daselbs ankumpt, mitt gebiehrende reverentz bedeckhen vnnd allso biß zu der kheiserlich majestet losament beharlich fürfaren vnnd dann iren abscheid nemmen.“ Ferner wurde beschlossen, daß die Burgerschaft und Hintersessen sich wohl mit Harnisch und anderen Kriegsrüstungen versehen und auf den Straßen Spalier bilden sollten und zwar die Kleinbasler von der Wiese bis zur Rheinbrücke, die Großbasler aber von hier bis zum Utenheimerhof, wo der Kaiser absteigen sollte. Zwei Vorgesetzte oder Sechser jeder Zunft hatten für Ruhe und Ordnung bei ihren Zunftbrüdern zu sorgen. Das Nachlaufen am Zuge sowie der Aufenthalt auf der Straße während des Einritts wurde untersagt. Auch ward ein Bankettkomite bestehend aus Lux Gebhardt, Jakob Murer, Hans Leiderer, Ulrich Bratteler und Diebold Beck eingesetzt.

Ganz besonders lag der Regierung die Sorge für die Sicherheit der Stadt am Herzen: drei Tore: St. Alban-, St. Johann- und das Heer- oder Steinentor sollten geschlossen, die übrigen mit je zehn Mann, acht unten, zwei oben, besetzt werden; auch alle „Grendel" vor den Toren wollte man schließen „vnnd sie nur den wanderern vnnd herreisenden mit bescheidenheit öffnen." Die Nebengassen sollten durch Ketten von denen, die die Schlüssel dazu hatten, abgesperrt, die Lichter wohl in Stand gesetzt werden. Sobald der Einritt stattgefunden, hatte jede Zunft zwei wohlausgerüstete Mann auf das Zeughaus zu schicken, die hier so lange Wache zu halten hatten, bis der Kaiser verreist war. Während des Aufenthalts des Kaisers durfte kein Bürger hinausgelassen werden. Die große Sorge für die Sicherheit der Stadt, eine Sorge, die wohl ein gewisses, aber für damalige Zeiten völlig gerechtfertigtes Mißtrauen verrät, offenbart sich auch in einem Schreiben des Rats an die Landschaft, von wo er zwar nicht, wie es 1473 geschehen, einige hundert Mann zum Schutze der Stadt einberief, sondern sich mit der Mahnung, sich gerüstet zu halten, begnügte. An die Landvögte von Liestal, Waldenburg und Farnsburg erließ der Rat folgenden Befehl:

„Gestrigen tags sind wir inn aller yle verstendiget (worden), wie die remisch kheiserlich majestet uff nechst kommende fritag hie by uns ankommen werde. Hierumb ist unser ernstlicher bevelch, das du unsere underthanen in dinem ampt verwarnest, daß sie sich gerüstet hallten, damit, wann wir dero ein zall berüeffen wurden, das sie zum besten gerüstet harkommen, auch sonst dessen, so wir ine zumuten möchten, erwarten. Hiermit ist auch unser will, das du ine sagest, vnnd gepietest, wenn sie vögell oder hüener hetten oder überkämen, das si dieselben des vermellten tags zu veillem kauff hie inn unser statt pringen. Doran gschicht unser gepietende meinung. Datum, Dienstag, den 5. jannarii 1563.

(P. S. So ist unser begirlicher bevelch, das du nach wildprett trachtest, und so du etwas sachen und bekommen magst, vnns dasselbig gedachten tags zu fertigen lassest."

Um allfälligen Reibereien zwischen Kaiserlichen und Baslern vorzubeugen, sollte mit dem Hofmarschall gesprochen werden, das Fußvolk zu ermahnen, sich so zu verhalten, daß „niemandem khein unzucht begegne." Natürlich mußte der Kaiser und die ihm Zunächststehenden auch mit den üblichen Geschenken in Geld, Wein und Getreide bedacht werden. Die Höhe derselben bestimmte man nach dem Usus anderer Städte, namentlich Straßburgs und früherer Zeiten.

Jetzt entstand in Basel eine fieberhafte Thätigkeit; alles Interesse konzentrierte sich auf die Vorbereitungen zum Empfang, wozu man ja kaum drei Tage Zeit hatte. Jeder suchte seine militärische Ausrüstung in präsentationsfähigen Zustand zu setzen. Ueber die offiziellen Präparatorien giebt uns die Staatsrechnung einigen Aufschluß. Zur Erstellung des Baldachins kaufte man 24 Ellen weißen und schwarzen Damast im Wert von 41 Pfund, zur Einfassung desselben 52 Lot venetianische Seide um 17 Pfd. 12 Batzen. Als Macherlohn wurde für jede Elle 2 Batzen bezahlt. Der Baldachin ruhte auf sechs mit den Standesfarben bemalten und mit vergoldeten Knöpfen gezierten Stäben. Was die Geschenke betrifft, so hielt die Regierung immer ziemliche Quantitäten Weins und Getreide in Vorrat, so auch jetzt, und dies obgleich sie kurz vor Weihnachten der Stadt Freiburg im Breisgau auf deren Gesuch 400 Säcke Haber käuflich überlassen hatte. Aus 515 Ellen Tuch im Wert von 50 Pfd. ließ sie 155 Säcke machen und diese mit dem Baselstab bemalen. Dem obrigkeitlichen Keller sollten 20 Faß oder halbe Fuder enthoben werden, wovon 13 zur Verschenkung, die andern sieben ohne Zweifel zur Verteilung in die kaiserliche Gäste beherbergenden Privathäuser und Gasthöfe gelangen sollten.

Das Bankettkomite, dem auch die Fouriere, d. i. das Quartieramt unterstellt gewesen zu sein scheinen, hatte unterdessen auch seine Vorbereitungen getroffen. Den Kaiser wollte man im Utenheimerhof logieren, der, laut gütiger Mitteilung des Herrn Vischer-Bachofen bald nachher, sehr wahrscheinlich durch Erbschaft aus dem Besitze der Utenheim-von Eptingen in denjenigen der Hohenfirst-von Eptingen gelangte. Auch der große Ramsteiner-, oder, wie ich durch die Güte des Herrn Dr. Stehlin erfahre, Rechburgerhof, Rittergasse 17, wurde ihm reserviert. Für die Hartschiere und ihre Knaben nahm man die Gasthöfe zum roten Ochsen und zum Silberberg in Aussicht; die übrigen Gäste wurden wohl meist in Privathäusern untergebracht. Zu diesem Zwecke „theilten die furier die herbergen auß vnnd zeichneten sie an, nit allein in gemeinen herbergen, sunder auch in den firnembsten vnnd kumlichsten mit gemachen vnnd stallungen (versehenen) heuseren, do man auch mandiert, alle sachen zum besten anzerichten." Im Schlüssel sollten die festlichen Mahlzeiten abgehalten werden; man rechnete dabei auf cirka 100 Personen. Das Silbergeschirr wurde in guten Stand gesetzt; der Rat zahlte nachher „fürs ußbutzen" desselben dem Goldschmied 6 Pfd. 3 Batzen 3 Heller. Das Bankettkomite nahm an, daß der Kaiser im Verlaufe des Nachmittags ankommen werde und sah deshalb zwei Bankette: ein „Imbißmahl" und ein „Nachtmahl" vor. Für das erstere wurde das Menu wie folgt bestellt:

1. zum voressen uff jeden Tisch ein pasteten mit jungen tuben oder hünlen;
2. suppen vnnd follgenz fleisch vnnd inn jeder pfannen 2 versottne hennen;
3. ein essen heißgsotten fisch;
4. wildprett in einem pfeffer;
5. gebrotes, junge hennen, tuben vnnd salmen rückhen;
6. kaltsannen;

7. obs vnnd käs.

Im fall man aber kein wildprett uberkommen, sollt man für den pfeffer ein ryßmuß geben.

Zum nachtmohl mocht man darstellen:

1. zu einem voressen: broten rhüemlin von sallmen vnnd ein zimmetbrüelin darüber;
2. zum andern ein mandelmilch vnnd in jeder blatten 2 althennen;
3. ein essen heyß gsottner fischen;
4. gepraten junge hüner, tuben vnnd was man bekommen mag;
5. kaltgsottene salmen;
6. käs vnnd obs.

Das „Nachtmahl" benötigte 80 Pfd. Rindfleisch, „2 kelber, 4 gyzi oder lamber, das wildprett, 50 alter hennen oder Kappunen, 100 junge hüner vnnd 50 tuben."

Das Komite verteilte die Arbeit der Beaufsichtigung am Bankett auf folgende Weise unter sich:

die essen anzetragen, zführen	Lux Gebhardt.
in der stuben uffsechens zhaben vnnd die essen uffzheben	Hans Leiderer.
inn huß unden uffsechen zhaben	Jakob Murer.
die abtragende spyß uffzehabenn	Diebold Beck.
des weynns zu warten	Jörg Spörlin.
des silbergschirrs zwarten	J. Mentelus.

Auffallen mag, daß das Bankettkomite für das Silbergeschirr einen eigenen Aufseher beizog. Wenn es nicht nötig gewesen, wäre es wohl nicht geschehen. Als die Berner seinerzeit den König und späteren Kaiser Sigismund in Silbergeschirr bewirten wollten, da wehrte ihnen der Hofmeister: „Nein, die beheim mügen nit ane steln sin; es wurde bald verstoln; also trank der küng us dünnen welschen glesern." Der kaiserlichen Majestät Ferdinand I. mit

„Ryßmuß“ an Stelle des Wildprets aufzuwarten, ward nicht von nöten; denn noch rechtzeitig wurden aus dem Farnsburgeramt zwei erlegte Hirsche gebracht, wofür man die Ueberbringer reichlich bewirtete.

Die Vorbereitungen waren nahezu vollendet, die Stadt zum Empfange bereit. Freitag, der 8. Januar 1563, war herangekommen. Der Kaiser ließ lange auf sich warten. Erst gegen Abend, d. i. gegen fünf Uhr, traf er, von Neuenburg am Rhein, wo er übernachtet, herreitend, an der Landesgrenze ein; hier harrten die Stadtverordneten seiner. Sobald sie einander ansichtig wurden, begannen die kaiserlichen Trompeter zu blasen und die Pauker zu schlagen. Von den Wällen Basels knallte das Geschütz. Der Kaiser, einen hübschen Schimmel reitend, hielt an und reichte den Baslern nach deren „gepiehreuder reverentz“ huldvollst die Hand. Der Bürgermeister Kaspar Krug hielt hierauf stehend folgende Ansprache:

„Allerdurchluchtigester, großmechtigester, unuberwindtlichester remischer keyser! allergnedigster herr! Nachdem eure keiserliche majestet uff der räten vnnd burgern der statt Basell, vnnseren lieben Fründen, unterthenigistes pitten allergnedigist bewilligt, in diser irer k. m. vorhabenden reyß ein statt Basell allergnedigst ze besuchen, dessen vnnd das v. k. m. in frolicher guter gesundtheit yetzunder hie ankhemmen ist, sagen die rät vnnd burgere der statt Basell dem allmechtigen gott demüetig danck; hiermit i. k. m. vndertheuigst pittende, si wellen iren inrytt frolich und mit gneden nemmen vnnd sich yederzitt gegen einer statt Basell, auch dero burgerschafft vnnd gemeinde alls ein gnediger herr vnnd keyser erzeugen, ihro auch dieselbe allzit in gnaden lassen bevolchen sin. Was dann rat vnnd gemeinde ihrer k. m. zu dienst thun konndten oder mochten, das wurden sie mit underthenigst geneigten willen vnnd gern thun. Sollte hiemit gott, dem allmechtigen vnnd gmeyner statt Basell in freuden willkommen sin.“

Hierauf stieg der zur Rechten des Kaisers reitende Hofmarschall vom Pferde und beantwortete die Ansprache Krugs mit den Worten:

„Es hette die remisch keiserlich majestet der statt Basell underthenigestes beruffen, frolocken, dero frolichenn ankhommens vnnd underthenigstens erpietens allergnedigst angehert vnnd vernommen. Daruß si wüssen sollten, das i. k. m. ein statt Basell uß gantz gnedigem willen zu besuchen nitt unterlassenn wollen; die wëre auch bedacht, sich gegen einer statt Basell allzit alls ein gnediger herr vnnd keyser zu erzeugen."

Hierauf setzte sich der Zug in Bewegung: voraus 80 Basler zu Pferd, Söldner und Burger mit „ettlichen trommeter — wir folgen hier den Aufzeichnungen des Augenzeugen Felix Platter, insofern sie nicht mit den amtlichen Akten kollidieren — wol ausgebutzt vnnd beritten, hatten alle casagen uber schöne pantzerhembdt angethon, die ermel doran ußgethan vnnd hangendt, die hient mit weißen strausfedern geziert, dorunder ettlich, die in ersten glideren ritten, gulde ketten auch am halß fürten. Doruff die regierung zu Ensisheim, deren edle iungen mit schefelinen vorreiten; doruff die keiserschen grafen, herren vnnd prälaten vom adel; auf solche die keiserlich majestet vnnd vor derselbigen vil trummeter mit des reichs fanen, herbeuken, die vast kurzwylig vnnd lustig spillten, vil drabanten ze füß um ihr majestet. Doruff volgten die archier in harnist ze roß, fürten schwartze fanen, hernach die reuter in großer zal. Neben ihr majestet ging zu füß der herr burgermeister Krůg, drug sein schweitzerbarretlin in der handt;" „redte biß in den hoff hinuffe mit irer majestet; dan er ein man solchen libs, das er fast keiserlich majestet ze pferdt sitzende glich lang was." „Er wardt von irer majestet von vil sachen im inzug, was eins oder das ander were, auch was es betheüte, gefrogt; do dann under anderem die erste frag war, die statt Basel were nit seer befestiget; doruf der burgermeister, man habe gute nochburen, wißlich, erstlich die Öst-

reicher vnnd andre anstoßende, alß mit denen man kein gespan, demnach die Eidtgnosschaft, von deren man schirm hette, antheuthende geantwortet."

Unter dem Bläsitor harrten des Kaisers die Baldachinträger „in iren burgers ratsröcken angethon mit entdeckten heupteren." „Also zog man auß der kleinen statt über die bruck, die ysengassen auf, über den kornmerckt, die fryenstros bim beumlin hinuf bis für Uotenheimerhof vnnd Rechburgerhof. Und stunden vom thor an die gantze stroßen, dardurch der inritt geschach, auf beiden seiten ein burger an dem andere in harnest, gewer vnnd kleidung zum zierlichsten gerist vnnd gebutzt."

Schon war Dunkelheit eingebrochen; die Stadtväter verschoben den feierlichen Akt mit der Ueberreichung der Geschenke auf den folgenden Tag; einzig eine größere Zahl Fische wurde in den Utenheimerhof gesandt, nämlich Forellen, Aeschen und andere Mundfische im Wert von 18 Pfd., 41 große Hechte zu 15 Batzen das Stück, also im Wert von 30 Pfd. 15 Batzen; 136 Karpfen à 5 Batzen = 34 Pfd. und sechs große Aale à 10 Batzen = 3 Pfd. In Anbetracht der vorgerückten Zeit wurde nur ein Bankett abgehalten oder gar keins und nicht wie vorgesehen zwei. Lustig mochte es im roten Ochsen, wo 94 Hartschiere mit 54 Knaben untergebracht worden und im Silberberg, wo 17 Hartschiere mit 11 Knaben logierten, hergehen; der Rechnung nach zu schließen — nahezu einen Gulden für einen Hartschier — haben sie nicht gehungert. Auch in den Privathäusern mochte es lustig zugehen. Felix Platter erzählt, daß er bei Ambrosius Froben zu nacht gegessen habe, bei dem des Kaisers Herold, ein „lustiger" Mann, einquartiert war.

Am folgenden Morgen hörte der Kaiser im Rechburgerhof, wo man einen Altar aufgeschlagen, die Messe. Hierauf empfing er die Häupter in Audienz, die ihm abermals mit „geziemender reverentz" entgegentraten. Krug verdankte ihm nochmals den Besuch,

gab auch der Freude über die Wahl des kaiserlichen Sohnes zum römischen König Ausdruck[1]) und empfahl die Stadt dem Wohlwollen des Kaisers. Nach einer „ganz gnediglichen“ Antwort des Vizekanzlers überreichte Krug die Geschenke der Stadt, nämlich:

Ein silbervergoldetes Trinkgeschirr im Wert von 150 Pfd.

Darin 1000 rheinische Goldgulden = 1600 Pfd.

10 Faß oder halbe Fuder Weins, wovon 3 Faß „von dem Wyn des 40. jars vnnd die andere 7 vaß von gutem wyßem und rothem wyn.“

50 Säcke Haber.

Ferner erhielten zum Geschenk:

Der Hofmarschall 1 Faß Wein und 15 Säcke Haber.

Der Vizekanzler des Reichs 1 Faß Wein und 10 Säcke Haber.

Der böhmische Kanzler 1 Faß Wein und 10 Säcke Haber.

Die kaiserlichen Trompeter 8 Thaler = 12 Pfd.

Die kaiserlichen Herolde dito.

Die „innern“ Torhüter 9 Pfd.

Die untern Portner 3 Pfd.

Die kaiserlichen Trabanten 20 keiserisch Kronen = 40 Pfd.

Die kaiserlichen Lakaien 20 Thaler = 30 Pfd., „alls man damit den himell von inen widerumb geloßt.“

---

[1]) Ochs behauptet in seiner Geschichte der Stadt und Landschaft Basel VI. Bd., S. 226, der Kaiser sei mit seinem Sohne eingeritten. Das kann nicht richtig sein; denn sonst wäre der Sohn auch beschenkt worden, wie einst Maximilian, als er 1473, damals noch Erzherzog, mit seinem Vater, dem Kaiser Friedrich III. nach Basel kam und 500 Aurei erhielt wie dieser 1000 Die Geschenkliste vom Jahr 1563 erwähnte aber seines Sohnes mit keiner Silbe. Hingegen gedenkt der schwer leserliche Bericht Falkners des Sohnes mit folgenden Worten: „Krug empfieng ire majestet abermale vnnderthenigst mit frolockchen ires harkhommens, wunscht dero zu ir keiserlich majestet geliepten sun Maximiliano nüer erwelter remisch khenig durch gott den herren höchstes Glück.“ Also handelte es sich bloß um eine Gratulation, die Krug dem Kaiser für die Wahl seines Sohnes darbrachte.

Verbrecher benutzten solche festliche Anlässe, um Begnadigung zu erlangen. Von einem wenigstens, nämlich vom Diener des Hans von Andlau, wissen wir, daß er auf Wunsch des Kaisers vom Rat der Stadt Basel begnadigt worden ist. Am zeitig gehaltenen Mittagsbankett hielt der Stadtschreiber Heinrich Falkner die Rede oder „Abdankung." Was er gesagt, wissen wir nicht; doch läßt sich's leicht denken. Um Mittag brach der kaiserliche Zug von Basel auf, bis Augst, d. i. bis zur Landesgrenze von den Basler Berittenen begleitet. Zwischen drei und vier Uhr traf der Kaiser in Rheinfelden ein, wo er dann beim Junker von Schönau übernachtete. Von hier setzte er seine Reise über Waldshut, Schaffhausen, Konstanz ꝛc. bis nach Innsbruck fort. Die Hofleute charakterisierten hernach den Empfang einer jeden Stadt mit einem treffenden Epitheton. Der Kaiser wurde aufgenommen in „Frankfurt unbesinnlich, Mainz fürstlich, Oppenheim vermöglich, Speyer tapferlich, Landau liederlich, Weißenburg nachgültiglich, Hagenau demütiglich, Straßburg prächtig, Schlettstadt bäurisch, Kolmar freundlich, Breisach kriegerisch, Freiburg christlich, Basel herrlich, Rheinfelden zierlich, Waldshut einmütiglich, Schaffhausen einfältiglich, Konstanz stattlich, Ueberlingen listiglich, Isny mäßiglich, Kempten ehrlich, Innsbruck keiserlich."

Felix Platter dagegen sagt: „es gieng ein red auß, ir majestet were zu Straßburg am reicheſten, zu Basel am zierlichſten, zu Schafhusen am krigiſten empfangen worden."

Der Kaiser pflegte seinen Dank für festlichen Empfang und Geschenke in der Form von Erhebung der Hervorragendsten der Stadt in den Adelsstand und von Erteilung von Privilegien auszudrücken. Der Bürgermeister Kaspar Krug erhielt für sich, seine Brüder und Descendenten den Adel; desgleichen B. Brand und Heinrich Falkner, der Stadtschreiber, die alle drei vom Adelstitel keinen Gebrauch machten. Merian bekam einen Wappenbrief, der

sein bisheriges Wappen mit einem Sternchen vermehrte. (Nach Basler Chroniken I, 170, Anmerkung 8.) Ob den Adel noch andere erhielten, konnte nicht eruiert werden. Hans Rudolf Fäsch, Ratsherr, der ihn nach einer 1811 in Wien ausgefertigten Urkunde erhalten haben soll, scheint ihn doch nicht empfangen zu haben, da sich diese Urkunde als Falsifikat herausgestellt hat. Sein Enkel, der bekannte Bürgermeister gleichen Namens, sagt in seinen Aufzeichnungen nichts davon, was ihm Ochs (Bd. VI, S. 226) irrtümlich als Bescheidenheit auslegt.

Ungleich wichtiger als dieser papierne oder pergamentne Tribut der Fürsten an die menschliche Eitelkeit, der vom Empfänger gewöhnlich teuer genug bezahlt werden mußte, schien das zu sein, was die Stadt als bleibenden Gewinn des Besuchs zu erhalten anstrebte. Die Reichsstädte benutzten solche Besuche, um sich ihre Privilegien vom Kaiser bestätigen und vermehren zu lassen. Der deutsche Kaiser besaß aber damals in Basel nichts mehr, das er der Stadt hätte schenken können, und die von frühern Kaisern ausgestellten Privilegien bestätigen zu lassen, schien ganz zwecklos zu sein. Wohl angesichts der schweren Zeiten glaubte der Rat es nicht unterlassen zu dürfen, auch von diesem Kaiser eine Bestätigungsbulle auszuwirken, wie er seiner Zeit, nämlich 1536 und 1541, trotzdem Basel damals schon schweizerisch war, solche Bullen von Karl V. erhalten hatte. Ganz besonderes Gewicht glaubte er auf die Bestätigung der vom Kaiser Sigismund 1431 erteilten Privilegien legen zu müssen, die der Stadt nicht bloß das Besteuerungsrecht auf ihrem eignen, sondern auch Steuerfreiheit ihrer Besitzungen in fremdem Gebiete, sowie Bestätigung aller ihrer bisherigen Privilegien zusicherten und alle diejenigen, welche die Basler an ihren Gütern und Steuern, Bete oder Gewerff beschweren oder sie von ihren Rechten, Freiheiten und Gewohnheiten drängen wollten, mit empfindlicher Strafe bedrohten. Unbegreiflicherweise

wurde der 1488 von Maximillian I. erworbenen Privilegien gar nicht Erwähnung gethan. Neben diesem politischen Desideratum erhob Basel noch einige andere mehr materieller Natur, auf welche sich zu beschränken es wohl besser gethan hätte. Seit circa 40 Jahren besaß es Großhüningen als Lehen. Kurz vorher war ihm vom Kaiser die Verlängerung der Pfandschaft zugesichert worden. Sein Begehren mochte nun auf vollständige Erwerbung ausgehen. Daran knüpfte es einen Wunsch die Münzprägung betreffend, ferner das Gesuch um Aufhebung oder Herabsetzung einiger Zölle im benachbarten österreichischen Gebiet und reklamierte für sich und die andern dabei interessierten Städte, Breisach und Freiburg, den fünften Teil des im elsässischen Leberthal, und in andern vorderösterreichischen Orten ausgegrabenen Silbers.

Der Bürgermeister trug dem Kaiser diese Wünsche vor; letzterer aber verschob die Beantwortung. Schon am 11. Januar beriet der Rat darüber und beschloß, daß Bernhard Brand und Heinrich Falkner, die den Basilius Herold mit sich nehmen möchten, dem Monarchen nachreisen sollten. Sie machten sich am 18. Januar auf den Weg, trafen aber den Kaiser nicht mehr in Konstanz, suchten ihn also in Innsbruck einzuholen. Der Kaiser sicherte ihnen die Bestätigung der Privilegien zu, gab aber über die andern Punkte ausweichende Antwort. Die weitere Verfolgung der Angelegenheit, sowie die Ausfertigung der Bestätigungsurkunde warteten sie nicht ab, sondern überließen sie Herold und begaben sich am 22. Februar auf die Heimreise. Sie trafen am 8. März wieder in Basel ein und hatten laut Rechnung 370 Pfd. 5 Batzen 10 Pfg. „verzehrt, verlept, verschmidet, versattlet, verert und umb gotts willen geben.“ Ohne Zweifel waren sie es auch, welche noch vor ihrer Abreise von Innsbruck den Gattinnen des Hofmarschalls und des Vizekanzlers Geschmeide im Wert von 86 Pfd. 11 Batzen 8 Pfg. verehrten, natürlich mit der Absicht,

dadurch deren einflußreiche Männer für Basel noch günstiger zu stimmen.

Herold blieb noch etwa 50 Tage; über seine Verrichtungen sind wir ganz genau unterrichtet; denn sein Tagebuch, seine sieben an den Rat in Basel geschriebenen Briefe, sowie seine detaillierte Rechnung geben uns allen wünschbaren Aufschluß. Seine Briefe gelangten nur auf Umwegen an den Rat. Herold schickte z. B. den ersten Brief vom 27. Februar an einen Arzt in Freiburg i. B.; denn zwischen Freiburg-Ensisheim und Innsbruck bestand ein ziemlich reger Postenlauf; von Freiburg aus gelangte der Brief an Oporin in Basel, und dieser erst fand dann beim Oeffnen die Adresse an den Rat. Der zweite Brief vom 6. März 1563 ging über Ensisheim und Heinrich Petri an seine endliche Adresse. Was den Inhalt dieser Briefe, des Tagebuches und ganz besonders der Rechnung anbetrifft, so gewähren sie uns vor allem aus einen klaren Einblick in die Geldmacherei der kaiserlichen Kanzlei. Herold sollicitierte bald bei diesem Hofbeamten, bald bei jenem, lief bald zu diesem Sekretär, bald zu jenem; aber er kam in kurzem zur Ueberzeugung, daß ohne reiche Spenden aus der kaiserlichen Kanzlei nichts erhältlich war. Voller Verzweiflung ruft er einmal aus: „Will man etwas gefürdert haben, so ist des bettelwercks khein end." Herold sah sich genötigt, beim österreichischen Statthalter, dem Grafen von Helfenstein, 220 fl. zu entlehnen. Der Rat der Stadt Basel vergalt nachher bei der Rückerstattung des Geliehenen, die Gefälligkeit des Grafen mit einem kostbaren Goldschmuck. Herold hatte es unter anderm auch mit zwei Sekretären zu tun, die ihn glauben machen wollten, „alls ob sye allein die sache förtigten." „Der Zoller" — einer der beiden Sekrätere — „sang wider syn alt lied: wöllte das best thon." „Ich sitz warlich inn dörnnen," dann wurde Herold wieder getröstet „gut ding will wyl haben; habt ein klein wenig geduld." Während er ungeduldig

der Ausfertigung der Urkunden harrte, zog er Erkundigungen ein über die Gewinnung und den Preis des dortigen Salzes und berichtete darüber nach Basel. Auch über die Forderungen des Kaisers an das Tridentinerkonzil erfahren wir Näheres. Als Herold endlich die goldene Bulle erhielt, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß der Urkunde die Kontrasignatur des Vizekanzlers Seld fehlte; als er aber diese erhalten, wußte er nicht, wo er sie sicher verwahren konnte. Wie teuer Basel dieses Aktenstück zu stehen kam, erfahren wir aus Herolds detaillierter Rechnung:

176 pfd. 11 batzen 3 heller in die Kantzley von wegen kheiserlich majestet confirmation vnnd gegeben guldin bull uber hochloblicher gedechtnuß künig Sigmunds fryheit, namblich für die tax 50 goldgulden vnnd für die bull, so 45 ducaten ungerischen goldes gehalten hat.

6 pfd. 1 batzen 8 heller umb drigg unzen gold, so zu der schnur verprucht, die an die bull kommen ist.

1 pfd. 5 batzen daran zu machen.

2 pfd. 10 batzen dem registrator für sin recht di zu behencken.

22 pfd. 10 batzen dem hoffgoldschmidt die bull zu machen.

1 pfd. 18 batzen für ußwechsel des ungerischen ducatengolds.

15 pfd. 8 batzen für das doppelschriben uff die golden bull.

26 pfd. 11 batzen 3 heller für cantzleirecht vnnd vererung vnnd dann 8 secretarien, 4 schribern, dem taxator, dem cantzleiknecht, pedellen, uffwarter vnnd thorhüter: yedem ein guldin gebenn.

4 pfd. 10 batzen in die hofkammer von sollicitierens vnnd befürderens wegen verert.

5 pfd. dem kammerknecht ouch herren Zollers kammerschribern vnnd dienern verert.

71 pfd. 18 batzen 9 heller geben umb ettliche bicher, so inn die cantzlei zu Innspruck verert sind worden. (Es waren folgende Werke: Ph. Melanchthons Chronikon und Opus christianae doctrinae, Frisii dictionarium, Sleidanus, Jovius, S. Münsters Cosmo-

graphey, Kräuterbuch, Luthers neugedruckte Postille, deutsche Bibel, Josephus, Herolds Heidenwelt, Ovid Wunderbücher.)

So kostete diese Urkunde über 300 fl., während Herold für die andere, die Großhüningerpfandschaftsverlängerung betreffend, bloß 22 fl. 10 batzen notiert. Dazu kamen noch die Privatauslagen Herolds von nahezu 200 fl. Schlagen wir die Conti Brands und Falkners noch dazu, so belaufen sich die Kosten für die goldene Bulle vom Jahre 1563 auf rund 1000 fl. Unter den Kaiserurkunden, deren das hiesige Staatsarchiv eine stattliche Zahl enthält, ist sie eine der schönsten, aber auch die letzte. Basel hat es von nun an nicht mehr für nötig erachtet, seine Privilegien jeweilen von dem Kaiser bestätigen zu lassen. Uebrigens fehlt dieser letzten Kaiserurkunde Basels der sonst in ähnlichen Aktenstücken enthaltene Passus von der Bestätigung sämtlicher von römischen Königen der Stadt erteilten Privilegien. Hätte damals der Rat eine Ahnung von dem 20 Jahre später eingetretenen Kampf mit dem Bischof gehabt, so hätte er sich ohne Zweifel auch das am 12. August 1433 vom Kaiser Sigismund erhaltene Privileg konfirmieren lassen, das der Stadt alle Pfandschaften „von wem auch die gekommen sind," zusicherte.

Dieser letzte Kaiserbesuch kam die Regierung Basels auf wenigstens 5000 fl. zu stehen, eine Summe, die für sie den Wert eines Dorfes ausmachte. Die Staatsrechnung jener Zeit weist folgende Zahlen auf:

1561/62	Einnahmen	46,892	Pfd.	2	Batzen	7	Heller.
	Ausgaben	27,914	„	—	„	11	„
	Einnahmeüberschuß	18,978	Pfd.	1	Batzen	8	Heller.
1562/63	Einnahmen	44,963	„	5	„	1	„
	Ausgaben	38,703	„	13	„	9	„
	Einnahmeüberschuß	6,259	Pfd.	11	Batzen	4	Heller.
1563/64	Einnahmen	45,297	„	9	„	11	„
	Ausgaben	32,264	„	13	„	—	„
	Einnahmeüberschuß	13,032	Pfd.	10	Batzen	11	Heller.

Wir können mithin annehmen, daß der Kaiserbesuch Basel auf etwa 15% der Staatsausgaben oder 10% der Staatseinnahmen zu stehen kam.

Unwillkürlich drängt sich uns zum Schluß der Vergleich dieses letzten offiziellen Kaiserbesuchs mit dem vor kurzem gefeierten Bundesfest auf: dort ein aufgelöster, in Fakto nicht mehr vorhandener Staatsverband, hier ein 400-jähriger, durch gemeinsame Kämpfe, Leiden und Freuden gehärteter Bund; dort Herr und Untertan, hier Bürger gleichen Rechtens; dort Verlegenheit bei der Kunde des Besuchs, hier ein freudiges Begrüßen und Fördern der Feier von Seite der ganzen Bevölkerung; dort ein Mißtrauen, allgemeines Bewaffnen und Vorsorge gegen eine allfällige Vergewaltigung, hier das Gefühl vollständigster Sicherheit; dort starrt Basel in Waffen, hier zeigt es den Bundesgenossen sein künstlerisches und gewerbliches Können; dort empfing man Leute, die Basel fremd waren und blieben, hier kommen gute Bekannte und Freunde; dort genügt Basel einer durch die geschichtliche Entwicklung verjährten Untertanenpflicht und sichert sich dadurch für die Zukunft das kaiserliche Wohlwollen, hier hingegen feiert Basel, dem freudigen Drang seines Herzens folgend, ein patriotisches Fest und fördert damit vaterländische Gesinnung.

Vorliegende Arbeit schöpfte hauptsächlich aus folgenden handschriftlichen Quellen im hiesigen Staatsarchiv. Oesterreich B. I.; Kleines Weißes Buch, Fol. 201 ff.; Verfassung A. 1. 2; Ratszeddel; Ratsbüchlein; Missivenconzepte; Angariabuch; Wochenausgabenbuch. Auch das Autographon Felix Platters auf hiesiger Universitätsbibliothek wurde zu Rate gezogen.





Der Paßwang.

Von Dr. Fritz Baur.



Der Paßwang, ein von Westen nach Osten sich lange hinstreckender Bergrücken im Südwesten von Basel, gehört zu den höchsten von dieser Stadt aus in einem Tage ohne Schwierigkeit erreichbaren Punkten im Jura. Seine Aussicht, wenn auch nicht so ausgedehnt und so reich an Abwechslung wie die des Weißenstein oder des Chasseral, umfaßt doch einen Umkreis von vielen Stunden und wird von drei Gebirgen begrenzt, den Vogesen und dem Schwarzwald im Norden, den Alpen im Süden. Seine Besteigung geht für Basler am leichtesten vor sich von Grellingen an der Jurabahn oder von Oberdorf an der Wallenburger Bahn aus.

Benützt man den einen dieser Wege zum Auf-, den andern zum Niedersteigen, so ist ein Tag bequem ausgefüllt und die heiße Mittagzeit bringt man in luftiger Höhe zu. Die Eisenbahnen

erleichtern die Ausführung dieses Ausflugs durch Ausgabe von Rundreise-Fahrkarten Basel-Wallenburg und Grellingen-Basel oder umgekehrt zu billigen Preisen. Weiteres über die zahlreichen möglichen Besteigungen des Berges zu sagen, ist hier nicht der Ort. Dafür muß der Leser auf Führer und auf Reisehandbücher verwiesen werden.

Es wird sich wiederholt auf den nachfolgenden Seiten Gelegenheit bieten, von der landschaftlichen Schönheit des Berges und seiner Umgebung zu sprechen. Aber auch die Geschichte kommt nicht zu kurz, und für die Freunde und Kenner des Volkslebens bieten sich an seinen Abhängen viel Anknüpfungen zu lehrreichen und angenehmen Beobachtungen.

Nach Süden fällt der Paßwang steil ab gegen das solothurnische Mümliswil, ein Dorf, das sein gut jurassisches Gepräge auch darin bekundet, daß es neben der Landwirtschaft Industrie betreibt, und zwar Bearbeitung von Horn, Knochen und Cellulose zu Kämmen, Luxusartikeln und dergl. Mümliswil mit seinen 1818 zumeist katholischen Einwohnern liegt in einem tiefen Kessel, der seine Wasser nach Süden der Dünnern und der Aare zusendet. Wild steigen Felswände und Zacken, man möchte sagen unmittelbar aus dem Talboden auf. Milderen Anblick gewährt nur das nach Westen streichende Guldental. Allein wer eindringt in diese dünn bewohnte Talschaft, der findet bei jedem Schritte, den er weiter nach der Höhe tut, gründlicher zerfallene Höfe, kahlere Kapellen, wildere Felsromantik. Unmittelbar im Norden von Mümliswil steigen die Wände des Paßwang kahl und bleich aus spärlichem Wald auf. Im Osten führt ein Sträßchen hinüber nach Langenbruck. Der Helfenberg, die Wanne und die andern von Westen nach Osten ziehenden Juraketten zeichnen sich hier als schroff aufsteigende Spitzen vom Himmel ab, so daß nach dieser Seite der obere Rand des Kessels einen gleich einer Säge ausgezahnten Umriß zeigt.

Die seltsamste Ueberraschung spart das Tal, wenn man, der Landstraße folgend, sich südwärts wendet. Wenige Schritte außerhalb des Dorfes treten von links her gewaltige, senkrecht abfallende Felswände bis unmittelbar an die Straße heran. Es ist die Farisberger Fluh, der westliche Abfall des Wannenberges. Wer diese Fluh besuchen will, was am bequemsten von der Beretenhöhe aus zwischen Mümliswil und Langenbruck geschieht, der muß schwindelfrei sein. Auch für den Schwindelfreien ist es immerhin ein seltsames Gefühl, seine Mitmenschen 300 Meter unter sich in strenger Horizontalprojektion dahin krabbeln zu sehen! Der Farisbergfluh entspricht auf der anderen Seite der Straße eine ähnliche Felswand. Aehnliches ist überall da der Fall, wo das Wasser durch eine der langgestreckten Juraketten sich quer hindurch gearbeitet hat. Wir bezeichnen solche Stellen als Klusen. Noch einmal öffnet sich südlich von dieser Klus das Tälchen. Auf beiden Seiten treten die Felsen beinahe im Halbkreis auseinander. Es bildet sich ein großartiger natürlicher Cirkus von gewaltigsten Maßen. Die Straße strebt dem Punkte zu, wo die beiden Wände sich zu berühren, den Weg zu verrammeln scheinen. An dieser Stelle hat Menschenkunst den Reizen der Natur sich beigesellt. Da thronen unmittelbar über der Straße auf der links, also im Osten aufragenden Klippe, die noch im Verfall stattlichen Reste des einstigen Raubnestes Neu-Falkenstein.

Das Schloß mit seinem stolzen Turm und den noch heute trotzig drein schauenden Mauern diente von 1417 bis zu seiner Zerstörung 1798 als solothurnischer Landvogteisitz. Vorher hatten sich verschiedene Familien, so lang man das Schloß zu verfolgen vermag, um den Besitz gestritten. Die Falkensteiner selber indessen befanden sich nicht unter den Bewerbern. Sie stammen von Alt-Falkenstein bei Gösgen. Einmal hat die Feste auch bei uns in Basel viel von sich reden gemacht, vor mehr als 500 Jahren, im Jahr 1374. Damals geschah von Basel aus ein Heerzug wider das

den Bechburgern zuständige Falkenstein. Denn einige vornehme Buschklepper hatten von dem Schloß aus baslerischen Kaufleuten ihre Güter, darunter acht Zentner Safran genommen, etliche Personen gefangen und auf die Festung gesetzt. Dafür nahmen die Basler und der Graf von Kyburg, ihr Verbündeter, Rache, indem sie Falkenstein belagerten und bezwangen. Die Herren, die an der Räuberei die schwerste Schuld trugen, wurden gefangen, die Diener vor dem Schloß enthauptet. Aber ihren Safran und die andern Waren erhielten die Basler doch nicht zurück. — Von Neu-Falkenstein führt die Straße hinaus nach den Städtchen Balsthal, dann durch eine zweite ruinengeschmückte Klus in die offene Ebene der Aare, zu dem Dorf Oensingen am Fuße der Bechburg.

Wir aber kehren zurück hinter die Ruine Falkenstein, nicht ohne im Vorbeigehen dem reizenden Bild unsere Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, das das Schloß vom Süden bietet mit den in seinem Schutze sich erhebenden Bauernhäuschen, der Kapelle und der Schenke. Der vorhin erwähnte große Felscirkus zwischen der zerfallenen Burg und dem Dorfe Mümliswil ist in seiner Einsamkeit ein unheimlicher Ort. Die Lobisey nennen ihn die Einwohner und verlegen dahin eine greuliche Sage von einem geizigen Bauer, der aus Habsucht einen Besucher ermordete. Wie er lange Jahre nachher die Reste des Ermordeten durch Zufall wieder entdeckt, ergreift ihn Verzweiflung, und in derselben Nacht haucht er, von schrecklichen Gewissensbissen gepeinigt, seine Seele aus. Noch viele Jahre nachher hat man in der Lobisey nächtlicherweile das Seufzen und Aechzen des unschuldigen Ermordeten vernommen, der keine Ruhe finden konnte. Doch tat dieser Geist niemandem nichts zu leide. Anders der Schatten des Mörders. Unstät die Schluchten der Lobisey durchirrend, gräßliche Töne ausstoßend, Feind jedes menschlichen Wesens, faßte er manchmal sturmwindartig den harmlosen Wanderer. Er umflatterte die Stätte seines einstigen Sennhauses

und streckte die schönsten Rinder. Oft trafen in Gestalt feuriger Kugeln die beiden Schemen zusammen und ein Kampf entspann sich, daß weitum die Funken sprühten. Nichts nützte alles Beschwören und Bannen der Väter Kapuziner. Mit dem Einrücken der Franzosen erst nahm der Spuk ein Ende. Das Lobisey-Gut wechselte vielfach den Besitzer. Jetzt ist das Wohnhaus verschwunden. Die Matten haben einige Mümliswiler unter sich geteilt. Der Lobisey-Teufel erscheint nicht mehr.

Von Mümliswil führt ein Sträßchen, von dem später noch die Rede sein wird, hinüber nach den nordjurassischen Teilen des Kantons Solothurn. Seine Paßhöhe, genau 1000 Meter, ist nicht mehr weit entfernt von der mit einem Signal versehenen Spitze des Paßwangberges. Das ist der eigentliche Aussichtspunkt. Im Süden erblickt man tief zu Füßen das Dorf Mümliswil, die Felsen des Farisbergs, die Ruine Falkenstein; und darüber hinaus, zwischen den Ausläufern des Weißensteins und der Roggenfluh schweift der Blick weithin über die Ebene. In buntem Wechsel reihen Feld und Wald, Flur und Hofstätte, Dorf und Wiese sich aneinander. Damit auch das Wasser nicht fehle, glitzert fern aus dem Südosten der Spiegel des Sempachersees herüber. Dann steigt das Land langsam an zu den Vorbergen der Alpen. Wir erkennen den Rigi, den Pilatus, den Niesen. Dahinter endlich schließen das herrliche Bild in ununterbrochenem Reigen die Schneehäupter der Alpen, stolz zum dunkelblauen Himmel sich emporreckend. Freilich, selten stellt das ganze Gemälde sich ohne Ausnahme gleich deutlich dar. Wenn die Ebene sich bis in alle Einzelheiten klar zeigt, so lagert oft der Dunst auf den Bergen und umgekehrt. Am meisten Wahrscheinlichkeit, eine ungetrübte Aussicht auf die Berge und in die Ebene zu gewähren, bietet ein klarer Sommer- oder Herbstabend. Für die Alpen empfiehlt sich am meisten der Winter. Nur bedeckt dann in der Regel dichter Aarenebel das ebene Land. Dafür

brandet aber an die Jurawälle das Nebelmeer, und das ist ein Schauspiel so eigener Art, daß man ihm viel mehr Bewunderer wünschen möchte, als es in der Regel hat.

Seltener lagert der Nebel auf der nördlichen Hälfte der Paßwang-Aussicht. Wenn auch oft unmittelbar auf dem Rhein, bis über Säckingen hinauf erkennbar, dichte Dünste liegen, so ist doch die übrige Landschaft meist vollkommen frei und glänzt in goldigem Sonnenlicht. Hier ist es weniger die Großartigkeit und der Blick über eine scheinbar unermeßliche Ebene, was uns Baslern den Paßwang so lieb macht. Vielmehr dürfte es der Umstand sein, daß was sich da unten ausbreitet, im engsten Sinn unsere Heimat ist. Da liegt er, der Winkel zwischen Jura, Schwarzwald und Vogesen. In seiner Mitte, am stolzen Bogen des Stromes, reckt die Vaterstadt den Wald ihrer Türme empor. Der Blauenberg und der Gempenstollen, Schauenburgerfluh und Liestaler Aussichtsturm, Sissacherfluh, Farnsburg, Schafmatt und alles, was drin eingeschlossen ist — was frommt eine trockene Aufzählung? Das ist die Gegend, wo fast jeder Baum zu uns spricht und deren Reize man nicht durch trockene Zergliederung anziehender macht; da ist Heimaterde!

Eine besondere Erörterung würde die Aussicht in die Juraberge nach Westen verdienen. Wie da die Hohe Winde im edeln Schwung ihrer Spitze von den Genossen sich abhebt, wie bei günstiger Witterung genau über ihr Signal hin man das Alpdörfchen Raimeux gewahrt, wie noch weiter, etwas nach links verschoben, der Mont Moron aufsteigt, der sich dann anschließt an die Hasenmatt — ich breche ab, um nicht zu ausführlich zu werden über diesen Rundblick. Nur so viel mag noch erwähnt werden, daß darüber ein brauchbares Panorama von Winterlin vorliegt, von dem Nachbildungen auch im Buchhandel erschienen sind.

Von der Spitze in südwestlicher Richtung niedersteigend, gelangt man nach einem Weg von etwa einem Kilometer zu einem

in silberglänzende Schindeln gekleideten Berghof, dem **Obern Paßwang**. Das Haus steht in solothurnischem Besitz und **auf dem** Boden des Kantons Solothurn, wird aber seit langen **Jahren von** Baselbieter Lehenleuten bewohnt. Die Leute betreiben vor **allem** Landwirtschaft, Viehzucht und Käserei. Doch nehmen sie **gern auch** Wanderer auf, die mit der bescheidenen auf solcher Höhe (**1100 m** ü. M.) zur Verfügung stehenden Verpflegung zufrieden sind. Der Obere Paßwang gehört nach dem Urteil eidgenössischer und **kantonaler** Sachverständiger zu den bestgehaltenen Sennhöfen des **Solothurner** Jura.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß die Sennen unserer Westschweizer Berge neben dem Unterhalt des eigenen Viehs noch mit einer schwunghaften, um es so auszudrücken, Kostgeberei für fremde Gustiware, d. h. für Rinder aus dem Tal sich befassen. Von weit her, z. B. vielfach auch aus dem Elsaß, übersömmern die Bauern ihre halb ausgewachsenen Stierlein und Kühe auf den Weiden des Jura. In dem herben subalpinen Klima werden die Tiere abgehärtet und leistungsfähiger als bei der Stallfütterung der Ebene. Dazu kommt die sachverständige Pflege der erfahrenen jurassischen Bergsennen. Der Viehbesitzer entrichtet für das Haupt und auf den Tag dem Weidinhaber ein gewisses Kostgeld. Damit aber nicht dieser, der während des größten Teils des Sommers unbeaufsichtigt und selbständig über der Herde schaltet, seine Pfleglinge hungern läßt und das schöne Geld einstreicht, ist eine eigentümliche Einrichtung getroffen: es wird den Rindern der Brustumfang gemessen und nach Ablauf der Sömmerung bezieht der Senne für jeden Zoll, um den ein Tier zugenommen hat, einen gewissen zum voraus festgesetzten Betrag.

Das Berggut des Obern Paßwang steht umgeben zunächst von einer wohlgepflegten Fläche Kulturland. Der größte Teil trägt Wiese; ein Stück pflegt mit Hafer angesäet zu werden; an

einer sonnigen Halde gedeihen Kartoffeln. Durch Scheiterzäune und Mäuerchen, die leider auch hier oben dem heimtückischen Stacheldraht zu weichen beginnen, ist das angebaute Land von Wald und Weide getrennt. Der Name des Berges scheint anzudeuten, daß nicht überall, wo heute Weideflächen liegen, solche von jeher sich dehnten. Denn er ist nicht, wie wir seinerzeit noch in der Schule gelehrt wurden, eine Wand — nach solothurnischer Aussprache Wang —, über die ein Paß führt. Vielmehr geht er höchst wahrscheinlich, nach freundlicher Mitteilung unseres Dialektforschers Adolf Seiler, auf die noch vielfach, z. B. auf der Siegfriedkarte gebräuchliche Form Barschwang zurück. Schwand, in der Mundart Schwang, ist eine Rodung, wo die Bäume nur oberflächlich entfernt, nicht wie bei einer Rüti samt den Wurzeln ausgereutet wurden. Bar ist das nämliche Wort, das von bar-fuß, bar-haupt her bekannt ist. Der Name heißt somit kahle Rodung. Daß von dem Namen einer begrenzten Oertlichkeit — welcher, das können wir nicht mehr ermitteln — der Paß und von diesem der ganze Berg den Namen bekam, hat durchaus nichts auffallendes.

Vom Ober-Paßwang ist die Paßhöhe nicht mehr weit entfernt. Von ihr führt das Sträßchen nach Westen zu Tal. Auf eine Strecke weit läuft es beinahe eben dahin. Unweit steht auf dem Wiesenplan, von prächtigen Schattenbäumen umgeben, das Hofgut des Mittlern Paßwang. Da wo ein Nebenweg zu dem rechts sichtbaren Untern Paßwang abzweigt, wohl dem stattlichsten der drei Berggüter, betritt bei einem kunstlosen Viehgatter das Sträßchen den Wald. Bald kommen links die Felsen so nahe heran, daß auf dieser Seite kein Baum mehr Wurzel schlagen kann. Das sind merkwürdige Gebilde, die hier aus wüstem Schutt und Geröll an Stelle der Bäume turmhoch emporragen, einige senkrecht aufsteigende spitze Klippen in der Form regelmäßiger gleichschenkliger Dreiecke. Glatt fallen sie nach der Nordseite ab, als wären sie künstlich

poliert. Im Winter haftet an diesen Wänden keine Schneeflocke. Die imposanteste, die am weitesten nach Westen gelegene, trägt wenige Meter über ihrem Fuß einen Absatz, auf dem **spärliche** Grasbüschel wachsen und — man wundert sich, woher **sie die** Nahrung ziehe — eine schlanke, kräftige Föhre gedeiht. **Besonders** scharfe Augen wollen an der Spitze des Felsens eine **Inschrift ent**deckt haben. Die Sage erzählt von einem fabelhaft reichen Paßwangbauern, der seinem Vieh die Hörner vergoldete und ihm **silberne** Schellen anhängte. Der hat auch die oberste Spitze dieser Fluh



mit Gold überkleiden lassen. Oft saß er auf der Paßhöhe und schleuderte die harten Taler weit gegen Mümliswil und Ramiswil in die Tiefe. In der Tat gelang es ihm, mit seinem Reichtum fertig zu werden. Er starb im Elend. Die Läuse fraßen ihn bei lebendigem Leib.

Etwas unterhalb dieser spitzen Flühe standen am 2. März 1798 einige Solothurner mit einem Geschütz. Sie waren vor einer Abteilung eindringender Franzosen durch das ganze Beinwilertal langsam bis in die Nähe der Paßhöhe zurückgewichen. Etwa zwei Kilometer weiter unten, beim sogenannten Schildgatter, hatten die

welschen Eindringlinge sich gesetzt, an der Stelle, wo jetzt am Weg gegenüber einem Scheuerlein eine kleine halb verfallene Kapelle steht. Hier wurde mit dem Raub aus dem Tal abgekocht. Da schlägt plötzlich mitten in das französische Lager eine erste solothurnische Kugel. Mehrere Franzosen werden getötet. Die andern suchen sich auf eiliger Flucht talauswärts zu retten. Doch wurden bei Dürrenast und bei Neuhäuslein noch einige der Flüchtigen von den Kugeln der Solothurner getroffen.

Der Paßwangweg hier auf der Westseite des Berges folgt in seinem obersten Teil nicht dem rinnenden Wasser. Von den Glatten Flühen und vom Untern Paßwanghof sieht man in beträchtlicher Tiefe einige Güter liegen, die Schilthöfe, deren Ablauf durch eine rauhe, beschwerliche Felsenschlucht, das Kessiloch, ins Bogental fließt. Die Straße aber bleibt in der Höhe und wendet sich links nach einem andern Tälchen. In der Nähe des stattlichen Hofes Ober-Buchen gewinnt man einen freien Blick bis zur Hohen Winde hinüber und in all die vielgestaltigen Berge und Thäler, die auf der hier sichtbaren Nordostseite von ihr niederfließen, über die behäbigen Bauerngüter an den Halden und auf die mit Wieswuchs, Frucht und Kartoffeln wohlbestandenen Fluren. All dies war früher Klosterland. Es gehörte dem Kloster Beinwil, eine gute Stunde weiter vorn im Tal, das noch jetzt in seiner Bauart an die einstige Bestimmung erinnert. Heute sind aus den Zellen der Brüder Pfarr- und Schulhaus geworden, und die ehemalige Klosterkirche dient als Gemeindekirche. Die Gründung des dem heiligen Vincenz und allen Heiligen geweihten Klosters geht bis in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zurück. Später aber verlor sich der Konvent, und mit der Zeit mußte ein Mönch besonders nach Beinwil gesetzt werden, nur damit wenigstens jemand da sei, um für das geistige Wohl der Talbewohner zu sorgen. Im Jahr 1642, als das Kloster wieder hergestellt war, kehrten Abt und Konvent

dem Tal den Rücken und gründeten in milderer Lage Mariastein. Noch heute besucht man nicht ohne Rührung den hölzernen Kreuzgang und die bescheidenen Gelasse der Mönche, und man bewundert, auf der Terrasse des Gärtleins stehend, auch in dieser anspruchlosen Anlage den sichern Blick für landschaftliche Schönheit, den geistliche Bauherren immer bewährt haben.

Lange vor dem Kloster jedoch trifft der vom Paßwang niedersteigende Wanderer auf das stattlich im Schatten weitästiger Linden ruhende Neuhäuslein, ein empfehlenswertes Gasthaus. Der erste Teil des Namens schon deutet an, daß es nicht auf ein sehr großes Alter zurückblickt. In der Tat diente ursprünglich als Herberge für die Paßfahrer, als der Weg noch nicht seine jetzige Richtung verfolgte, ein Haus an der Stelle des unfern liegenden Hofes Dürrenast. Dieser Name schon ist eine Erinnerung an die einstige Bestimmung des Hauses. Ein aufgesteckter Ast bezeichnete früher die Herbergen. Im Juli 1598 geschah etwas unterhalb von Dürrenast ein Erdrutsch, der mehrere Wohnungen begrub. Der Sage nach soll man damals während zehn Tagen einen Hahn unter dem Boden krähen gehört haben. Der Bergrutsch staute das Wasser und es bildete sich ein See, der sowohl in das Tal von Dürrenast als in den untern Teil des von einem weit bedeutendern Wasserlauf durchflossenen Bogenthals hinein reichte. Der Verkehr war gänzlich unterbrochen. Die Bewohner der umliegenden Höfe hatten dem Wasser einen Ablauf zu graben. Doch wurde dadurch der See nicht beseitigt. Vielmehr blieb er bis zur Neuanlegung der Straße im Jahre 1730 berühmt wegen seiner vortrefflichen Forellen. Die neue Straße lief mitten durch den bisherigen See auf einem 30 Fuß hohen Damm. Da man den Durchlaß für das Bogentalwasser zu wenig tief angelegt hat, treten nach jedem starken Regenguß oberhalb des Dammes gegen das Bogental hin Ueberschwemmungen ein. Noch heute heißt in Erinnerung an den frü-

hern Zustand die Wiese, die von diesen Ueberschwemmungen bedroht ist, der Weiher. Die Straßenauffüllung nennen die Landbewohner wegen ihrer Gestalt die Schanze, die kleinen Häuschen oberhalb, die seinerzeit als Arbeiterwohnungen sollen errichtet worden sein, kennt man als die Schanzenhäuser.

Im Jahr 1730, dem die jetzige Straße ihre Entstehung verdankt, wurde das alte Neuhäuslein gebaut; die Verkleinerungsform, die auf das jetzige Gasthaus nicht paßt, hatte ihre Berechtigung für diesen bescheidenen Bau, den die Scheune hoch überragt. Noch heute erinnern gewisse Zierformen an Türfüllungen und Decken an die Rokokozeit, der dieses Gebäude entstammt. Der gleichen Zeit dürfte eine gußeiserne Ofenplatte mit dem Wappen des Dauphins, der Kette des Heiliggeist-Ordens und kriegerischen Emblemen angehören, die lange Zeit in der Waschküche des spätern Hauses den Feuerherd deckte. Hundert Jahre lang genügte das kleine Gebäude und es wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts darin auch gebadet.

Dann wurde in den 1830er Jahren, wie es damals an manchen Orten des Jura geschah, im untern Bogenthal eine Glashütte angelegt, oder eine in der Nähe stehende erweitert, oder die Reste einer solchen, die früher in der Gegend schon bestanden hatte, verlegt und wieder betriebfähig gemacht. Wenigstens sagt Bruckner vom Bogenthal: „Vor Jahren war hier eine Glashütte, welche abgegangen ist.“ Genug, ehe man wußte, was für Geschäfte man mit der neuen Einrichtung machen werde, legte man in der Nähe als Wohnung für die Beamten und zur vermehrten Zechgelegenheit für die Arbeiter das große neue Neuhäuslein an. Leider zeigte sich bald, daß die Unternehmer sich verrechnet hatten. Die Glashütte ließ man zerfallen; ihre Ruine dient jetzt als Armenhaus. Das Neuhäuslein mußten die Bürgen übernehmen. Ihr Pächter hat das Anwesen später an sich gebracht und durch geschickte Käufe

abzurunden verstanden. Jetzt dient die ausgedehnte Landwirtschaft der Gastwirtschaft, und das von den Gästen eingehende bare Geld dem Bauernwesen. Bei diesem Verhältnis stellen sich alle Beteiligten gut und nicht zuletzt die, die im Neuhäuslein Einkehr halten.

Hier, wo das Bogenthal, das selbst wieder verschiedene Nebentäler aufnimmt, in das Tal von Ober-Beinwil einmündet, liegt der wirtschaftliche Mittelpunkt einer weitläufigen und aus Berg und Tal, Abhang und Ebene mannigfaltig zusammengesetzten Gegend. Nirgends finden sich hier zusammenhängende dorfartige Ansiedelungen. Die vielen Einzelhöfe dienen um so mehr zur Belebung des Landschaftbildes. Sie alle haben ihren naturgemäßen Schwerpunkt beim Neuhäuslein. Bis hierher fährt denn auch täglich die Post. In der Nähe haben wir die Postablage und den Kramladen, ferner die Käserei, wo aus allen Höfen der Umgegend zweimal des Tages die Milch hingefahren und verwogen wird; sie ging bis vor kurzer Zeit auch aus diesen Bergen an den Basler Konsumverein. Hier kehren alle Hausierer und Landfahrer an. So herrscht in oder vor der Herberge immer ein gewisser Verkehr und es ist bei dem lebhaften Anteil, den man auf dem Land an den Vorgängen der Straße zu nehmen pflegt, dafür gesorgt, daß die Bewohner stets kurzweilige Unterhaltung finden.

Im rechten Nebental des Bogentals stehen zwei Bauernhöfe, eine Viertel- und eine halbe Stunde vom Neuhäuslein entfernt, der Vordere und der Hintere Birtis. Von ihnen verdient der letztere, daß man kurz bei ihm verweile. Denn es lassen sich an ihn einige gerade für Basel nicht wertlose Erinnerungen anknüpfen. Der verstorbene solothurnische Staatsschreiber J. J. Amiet hat sie gesammelt in einem zu Anfang der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts im Sonntagsblatt des Berner „Bund“ erschienenen Aufsatz, dem ich die meisten der sich auf den Birtis beziehenden Angaben entnehme. Hier hinten im Birtis saßen um die Mitte des

16. Jahrhunderts einige niederländische Junker, die den Hof dem damaligen Eigentümer, Marx Saner, abgekauft hatten. Noch steht an dem Türsturz des Haupteingangs auf einem Spruchband in spätgotischen Ziffern die Jahrzahl des Hauskaufs 1556; im nämlichen Jahr dürfte das Haus einem Umbau unterzogen worden sein. Die niederländischen Herren lebten hier in dem stillen Juratal in angenehmem Umgang mit dem später bekannt gewordenen Solothurner Patrizier Junker Hans Jakob von Staal und mit den beiden Verwaltern des verfallenden Klosters, von denen der eine, Sträler, ein gebildeter Humanist war, und u. a. zu Glarean Beziehungen unterhielt. Im Jahre 1563 finden sich die letzten Anzeichen von der Anwesenheit der Holländer im Birtis.

Sie hinterließen aber unerwartete Spuren in dem bis dahin streng katholischen Land. Schon 1558 war ein Beinwiler der Ketzerei verdächtig befunden worden; im Jahre 1571 bekannte sich eine Sterbende als Täuferin. Die niederländischen Insaßen des Birtis waren Wiedertäufer gewesen, Anhänger des David Joris in Basel, und hatten sich nach dessen Tod 1556 hieher gezogen. Ganz unbekannt war es wenigstens in Basel nicht, daß hier im Byrthus solche Leute wohnten. Auch auf baslerischem Boden hatten in diesem Gebiet die von der joristischen Sippe, die überhaupt ihr Geld gern in Landgütern anlegten, festen Fuß gefaßt. „In dem Jahre 1500 und etliche 50," so lesen wir bei Bruckner, „besaß Herr Sebastian Doppenstein, Landvogt auf Waldenburg, die Ullm- und Hundsmatt, welche er dem in unseren Kirchengeschichten bekannten Junker Hans von Bruck oder David Geörgen und dessen Ehefrau Dieterica Sunncken verkauft hat." Mag die Solothurner Regierung um die Irrlehren der Birtisbewohner gewußt haben oder nicht, sie legte den Leuten keine Steine in den Weg. Aber fest haftete deren Ketzerei in der Gegend. Noch 1595 ward Beat Saner zur Buchen vom Vogt von Falkenstein gefangen gesetzt, weil er „sich an

die verdampte theufferſche Sekt ergäben.“ Ja ſogar 1629, mehr als ſechszig Jahre nach dem Verſchwinden des letzten Holländers, finden wir die damals den Birtis bewohnenden Leute der Ketzerei verdächtig, nachdem 1627 der damalige Adminiſtrator von Beinwil den Georg Jecker, „den unrüwigen Tropfen Jörg im Birthis“ hatte ſchelten müſſen, weil er ſich mißbilligend über den neuen Kammerherein geäußert hatte. Jetzt ſollte er ketzeriſche Bücher beſitzen. In der Tat wurden ſolche bei einer Hausſuchung gefunden. Doch erfährt man nichts von Beſtrafung, möglicherweiſe weil die unmittelbar nachher ausgebrochene Peſt alles Intereſſe für ſich in Anſpruch nahm.

Der hintere Birtis ſieht noch jetzt nicht aus wie die anderen Höfe der Gegend. Er trägt mehr das Gepräge eines Herrſchaftsſitzes. Die Wetterfahne von Schmiedeiſen auf dem Giebel, die ſteinernen Fenſter- und Türpfoſten, die gewaltigen Verhältniſſe des Daches laſſen den Bau von weitem auffallen. Tritt man näher, ſo erkennt man den Schopf neben dem Wohnhaus als ehemalige Kapelle. Im Innern zeigt ſie verblichene Malereien, wie es ſcheint aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Die Kapelle ſelbſt wurde 1670 von dem damaligen Beſitzer des Hofes, Johann Jakob Aregger, geſtiftet.

Ganz in der Nähe des hintern Birtis gewähren zwei weiße Felswände, nahe zuſammentretend, für ein ſchmales Wäſſerlein Durchlaß. Ein nicht leicht gangbarer Pfad führt hier gleichfalls ins Dickicht und über gefallene Baumſtämme und ſchlüpfrige Felsplatten hinan, bis man in halber Höhe der Wand in einer Niſche das etwa halb lebensgroße Bild eines heiligen Pilgers gewahrt, den ein Totengerippe an der Hand geleitet. Friſche Gaben beweiſen, daß das Bild noch heute Verehrung genießt. Nach der Ueberlieferung ſoll dieſes Standbild geſtiftet ſein von dem reichen, kinderloſen Beſitzer des Landes Glarus, den der heilige Fridolin vom Tod erweckte, damit er ſelbſt bezeuge, er habe ſeine Hinterlaſſenſchaft dem Heiligen verſprochen. Dieſes Wunder war wünſch-

bar geworden, weil der Bruder des Verstorbenen die Erbschaft für sich beanspruchte. Tatsächlich stammt das Bild erst aus den 1680er Jahren. Als Stifter nennt sich auf einer nur noch mit Mühe und zum Teil lesbaren Inschrift Johannes Keßler, der um eben jene Zeit den Birtis und auch einen der Buchenhöfe besaß. An dem Ort aber in halber Höhe der Fluh, wo jetzt der heilige Fridolin steht, befand sich seit Jahrhunderten ein Grenzstein. Hier stießen die Gebiete von Beinwil und von Nunningen zusammen. Daß gerade dem heiligen Fridolin hier ein Bild gestiftet wurde, darf nicht Wunder nehmen. Wird er doch im Jura vielfach verehrt. Das Bild hat diesem ganzen Felswinkel den Namen gegeben. Man nennt diesen Ort den Friedlisbrunnen.

Der Hof Bogental liegt im unteren Teil des Tales, das unmittelbar nördlich von der Paßwangspitze ansetzt. Seine Geschichte gehört im Gegensatz zu der seines Nachbarn des Birtis gänzlich der Neuzeit an. Hier wohnte bis vor etwa einem Jahrzehnt einer unserer Basler Mitbürger, ein alter reicher Sonderling, der das ganze Bauernwesen prächtig im Stand hielt und daneben in seiner Art Wohltätigkeit übte. Sein Tod erfolgte in Basel, wo er seine Tage zu beschließen gedacht, aber noch nicht regelrecht Niederlassung genommen hatte. Es erhob sich zwischen Baselstadt und -Land, denn Bogental gehört zur basellandschaftlichen Gemeinde Lauwil, ein Streit um die, weil keine direkten Erben da waren, sehr ansehnliche Erbschaftssteuer. Das Bundesgericht entschied zu Gunsten von Baselland. Das Gut kam samt dem beträchtlichen Umschwung in den Besitz einer Holzhändlerfirma. Jahraus jahrein fahren jetzt die schwerbeladenen Holzwagen durch das Beinwil talauswärts. Ein namhafter Teil des zu Basel in Küche und Ofen gebrauchten Holzes und mancher Balken zu Bauzwecken kommt hier aus dem Bogental. Der Reichtum der teils von Anfang an zum Gut gehörigen, teils erst in neuerer Zeit dazu

erworbenen Wälder erscheint beinahe nicht zu erschöpfen. Einzig was an gefallenem Holze daliegt, würde auf Jahre hinaus genügen, um viele Haushaltungen vor allen Feuerungssorgen zu schützen. Zwar steht hier nicht der prächtige Hochwald voll schlanker Bäume, wie etwa im Schwarzwald; wie man es im Jura gewohnt ist, wächst da viel Niederholz, ab und zu eine mächtig aufragende Buche, und über die nach Norden abfallenden Berglehnen hat ein meist aus Tannen bestehender Forst seinen dunkeln Mantel gebreitet.

Wenig nördlich vom Bogental und damit durch ein fahrbares Sträßchen verbunden, liegt der dem Basler Bürgerspital gehörende Hof Ulmatt an sonniger Halde, vielleicht das schönste Berggut des Baselbiets. Doch wir kommen damit von dem Thema ab, das uns zur Pflicht macht, uns vom Paßwang nicht allzu weit zu entfernen.



Der Bau der Straße von Mümliswil ins Beinwilertal, die in diesen Blättern wiederholt erwähnt wurde, verdient eine etwas eingehendere Erörterung. Denn er ist ein bezeichnender Vorfall aus der Zeit der alten Eidgenossenschaft und beweist in seinen konkreten Zügen besser als es lange Abstraktionen vermöchten, in was für einem Verhältnis gelegentlich die getreuen lieben Eidgenossen der alten Zeit zu einander standen. Solothurn hatte sich längst im Norden der Hauptketten des Jura festgesetzt. Alle seine Gebietserweiterung im Norden des Gebirges gingen auf Kosten Basels, denn es waren ausnahmslos Besitzungen, auf die unsere Rheinstadt rechtlich oder moralisch begründete Ansprüche erhob. Es ist schon die Vermutung geäußert worden, hinter diesem Treiben habe Bern gestanden in dem Sinne, daß es Solothurn carte blanche für Erweiterungen nördlich vom Jura gab unter der Bedingung, daß dieses Berns Ausdehnungspolitik an den Ufern der Aare und bis zum Leman nicht störe.

Sei dem wie ihm wolle. Der Kanton Solothurn bestand und besteht aus zwei durch den hohen Jurawall scharf getrennten Teilen. Es mußte hüben und drüben vom Berg stets das starke Bedürfnis nach einer raschen, bequemen Verbindung bestehen. Die Natur bietet eine solche nicht. Der direkteste Uebergang führt von Solothurn das Gäu hinab bis Oensingen, durch die Klus hinein nach Balsthal und Mümliswil und von da streng nordwärts hinauf zum Sattel der Wasserfalle, tausend Meter über Meer. Eine Kapelle im rauhen Bergwald bezeichnet die Paßhöhe. Ueber die Ursache ihres Baues erfährt man, daß es sich um einen Hostienraub in solothurnischen Landen in den 1650er Jahren handelt. Die Diebe, die später dem Galgen und Rad verfielen, warfen auf ihrer Flucht die Hostien auf der Wasserfalle fort. Passanten entdeckten sie, und sie wurden in einer hochfeierlichen, mehrtägigen, kirchlich-weltlichen Solennität wieder an Ort und Stelle zurückgebracht.

Dieser Paß über die Wasserfalle ist überaus beschwerlich, zur Winterszeit auf weite Strecken hin mit einer starken Eiskruste überzogen und ungangbar. Auch entsprach er den Bedürfnissen Solothurns nicht, weil er auf Basler Gebiet, Reigoldswil, mündet. Die eigentliche Verbindung, der Handels- und Militärweg, schon zur Römerzeit eine Heerstraße, führt mit weitem Umweg nach Osten und zu einem großen Teil auf Basler Gebiet von Balsthal über Waldenburg und Liestal nach Basel: der Obere Hauenstein. Von hier geht's dann erst noch mehrere Stunden weit birsaufwärts bis in die nordjurassischen Ländereien Solothurns, hauptsächlich ehemalige Rotbergische und Thiersteinische Besitzungen. So blieb, wenn man baslerisches Gebiet umgehen wollte, einzig der Uebergang von Mümliswil an den Paßwanghöfen vorüber nach der Talschaft Beinwil. Zwar wenn man durch das ganze Tal hinunterging bis in die Ebene von Laufen, so ließ fremdes Gebiet

sich auch nicht umgehen. Es war fürstbischöflich baslerischer Boden auswärts vom Schloß Thierstein. Aber mit dem geistlichen Herrn vertrug sich in der Regel die katholische Stadt sehr gut. Und überdies konnte das Bistum zur Not umgangen werden auf leidlichen Wegen, die Erschwil mit Meltingen oder Büßerach mit Nunningen verbanden. Das waren wohl die Pfade gewesen, auf denen 1499 die Solothurner Knaben von der Margarethenkilbe zum Entsatze Hugis nach Dornach geeilt waren; hier hatte man auch zur Zeit des Galgenkriegs 1531 gearbeitet, um für Geschütz fahrbare Verbindungen herzustellen, als man aus naheliegenden Gründen wünschen mußte, Basler Boden zu umgehen.

Aber für den einträglichen Verkehr, für Handel und für Warentransporte konnte von einer anderen Verbindung zwischen Basel und Solothurn nicht die Rede sein, als über den Oberen Hauenstein. Diese Straße, obwohl auch bis weit ins 18. Jahrhundert hinein nichts weniger als bequem fahrbar — sie wurde 1738 bis 1760 schlecht genug korrigiert — war der Kanal, der die ganze Westschweiz mit den über Basel eingeführten Erzeugnissen Deutschlands und Frankreichs versorgte. Es kamen da von unentbehrlichen Nahrungsmitteln in Betracht Frucht und Wein aus dem Elsaß und Salz aus Lothringen. Basel hatte als Stapelplatz an dem Fuhrwesen und an allem, was drum und dran hing, einen beträchtlichen Gewinn. Daß die Konsumenten, die auch dies in letzter Linie bezahlen mußten, ihn gerne unbezahlt gelassen hätten, wird man ihnen verzeihen.

Am 31. Januar 1729 berichtete der solothurnische Salzdirektor Junker Rudolf dem Rate seines hohen Standes, wasmaßen das Basler Zollamt von jedem nach Solothurn bestimmten durchführenden Salzfäßli sechs Batzen Zoll abfordere. Ein Gleiches sei gegen Bern geschehen. Hier aber habe es nur der Einsprache des Schultheißen von Erlach bedurft, und der Zoll sei auf drei Batzen gemildert worden. Auch Solothurn habe durch seine Spediteure

Gebrüder Müller reklamieren lassen, es sei aber das Glück dem hohen Stand so günstig nicht als dem löblichen Stand Bern gewesen. Man habe in Basel die Meinung, wenn Solothurn an der Sache gelegen sei, so werde die Regierung selber Schritte zu tun wissen. Wenn nun der Rat an Basel das gehörige Sollicitationsschreiben abgehen lassen möchte, so berichtete der Salzdirektor weiter, so könnte auch beigefügt werden, daß an der Porten denen Fuhrleuten ein starkes Weggeld, als drei Sols per Fuder gefordert und hiermit die Fuhren hintertrieben werden. Im übrigen wäre von Nöten, daß Herr Wallier von Wendelstorf, der den Traktat mit den Herren Fermiers von Lothringen gemacht, das Geschäft dahin leiten und zu rekommandieren trachten möchte, daß doch die Führung recta auf Dorneck und nicht in Basel abzuladen befohlen würde. Dann es J. Gn. großer Nutzen sein würde, maßen die Fuhr aus Dorneck auf Basel fünf Batzen per Faß kostet, auch die Provision in Basel müßte bezahlt werden.

Nachdem so Rudolf referiert und seine Anträge gestellt hatte, erstattete der vielgereiste Ratschreiber Baß in seiner Eigenschaft als Sekretär der Salzdirektion Bericht über den Weg von Bartenheim bis Allschwil. Der Rat konnte sich nicht entschließen, einem vom löblichen Stande Basel zu erwarten habenden Refus entgegen zu gehen und ein Gesuch um Herabsetzung des Salzzolls abzusenden. Dagegen wurde der Salzdirektion aufgetragen, das Geschäft zu überlegen, zu beraten, was diesfalls am Wägesten und Nützlichsten sein möchte und die Einrichtungen darnach zu treffen.

Im März und im Mai des gleichen Jahres hatte sich der Rat damit zu befassen, daß Basel für 163 Faß Lothringer Salz mit der Bestimmung Solothurn einen Durchgangzoll von sechs guten Batzen per Stück und überdies 5½ Kreuzer Wagengeld beanspruchte. Man beschloß diesmal, ein Remonstrationsschreiben an den Rhein zu senden. Zugleich nahmen die Solothurner Herren

mit Vergnügen davon Kenntnis, J. fürstl. Gn. des Bischofs von Basel Premier-Minister Baron Ramschwaag wolle mit Anerbietung eines leidlichen Zolls oder Weggeldes die Straße über Allschwil also einrichten, daß man künftig nicht mehr über Basel, sondern über Reinach das Salz haben könnte. Wallier von Wendelstorf wurde bezeichnet, um mit Ramschwaag die Verhandlung zu führen. Er wurde dahin instruiert, daß Solothurn an dem Bau der geplanten Straße sich gerne beteilige; auch sollte er trachten, zu vernehmen, was man vom Stück (Faß) fordern wolle.

Der Gedanke, die Straße über Basel aufzugeben, war keineswegs ganz neu. Vielmehr hatten die Fuhrleute längst herausgefunden, daß man Basel abfahren und damit die Lagerhausgelder sparen könne. Nachdem am 12. November 1727 Basel verfügt hatte, daß durch den Kaufhausschreiber vom Faß Salz sechs Batzen eingefordert und bezogen werden sollen, wird am 12. Juni des folgenden Jahres dem wohlweisen Herrn Bürgermeister amtlich hinterbracht, der Kaufhausschreiber habe elf Wagen mit 27 Faß Salz von St. Amarin über Allschwil kommend, durch seine ausgesandten Soldaten bei Binningen angetroffen, da sie an der Stadt vorbei längs den Gundeldingen nach Reinach fahren wollten. Die Fuhrleute seien angehalten und vor das Steinentor geführt worden. Die Kaufhausherren versammelten sich und ließen die Männer vor sich führen; sie hielten ihnen vor, was dies für ein Frevel sei, die ordinari Zollstätte abzufahren. Die Leute wiesen aber zu ihrer Rechtfertigung einen mit Nr. 72 versehenen Frachtbrief vor. Ihn hatte ein gewisser Meuret in St. Amarin ausgestellt, der auch die Fuhrleute bestellt und bezahlt und ihnen expresse befohlen hatte, neben der Stadt vorbeizufahren. Die Fehlbaren erklärten, es sei ihnen dies leid genug, maßen der Abweg allzu groß. Sei ein Fehler geschehen, so wollten sie in Gottes Namen ihr Salz in Basel abladen, man könne damit machen, was man wolle.

Auf ein Gutachten der Dreizehner Herren, denen der Bericht der Fuhrleute unterbreitet worden war, ließ die Lagerhausdirektion zwei der Wagen mit fünf Faß Salz samt dem c. v. Vieh und den Fuhrleuten anhalten und im Wirtshaus zum Hirzen einstellen. Am Nachmittag wurden wiederum 13 Wagen auf dem nämlichen Weg angehalten. Auch davon wurden zwei Wagen mit fünf Faß Salz samt Fuhrleuten und c. v. Vieh im Wirtshaus zum Bären einlogiert. In seinem Bericht an den Bürgermeister und die Räte über diese Angelegenheiten macht der Kaufhausschreiber besonders auch darauf aufmerksam, daß der erwähnte Frachtbrief bereits der 72ste ist, der mit Salz nach Reinach gesandt wird. Es erscheine damit klärlich, daß schon eine große Anzahl Salzfaß neben der Stadt vorbei müssen geführt worden sein. Darum wäre eine wünschenswerte Maßregel, so meint der Kaufhausschreiber, wenn der Befehl erteilt würde, daß ohne Zeitverlust bei Binningen wiederum einige Grendel, wie früher schon welche da standen, gesetzt und inzwischen durch die Soldaten vom Steinen- und Spalentor fleißig patrouilliert würde.

Ohne Zweifel haben die Kaufhausdirektoren mit Recht eine Umgehung der Stadt durch die Salzfuhrleute als eine stehende Einrichtung betrachtet. Ein Fuhrmann Jakob Schmid meldete im August 1728 dem Kaufhausschreiber Benedikt Socin, die Route südlich von der Stadt werde seit fünf Jahren benützt und es seien nach seiner Schätzung wohl tausend Fässer daselbst passiert worden. Ein Zoller und Speditor in Solothurn gab nach den Aufklärungen Schmids die Fässer zu laden, und ein gewisser Meier in Dornach empfing sie.

So hatte Basel nicht gerade Grund, solothurnischen Salzfuhrleuten gegenüber sein erhöhtes Wagengeld herabzusetzen. Man darf vermuten, daß die Kenntnis von dem Weg, den viele Salztransporte fuhren, auch mitwirkte, als der Rat von Solothurn

darauf verzichtete, ein Schreiben um Verminderung der Gebühren nach Basel abgehen zu lassen (s. S. 91). Allein Basel konnte Erhebung eines höheren Zolles auch sonst begründen. Ursprünglich hatte man vom Zentner Salz sechs Kreuzer bezogen, von einem sechszentnerigen Faß also sechs Batzen. Bei diesem Satz war es geblieben, obwohl die Fässer immer größer und schwerer wurden. „Die lothringischen Fermiers machen die Faß fast noch so groß" als zu der Zeit, da der Durchgangszoll festgesetzt wurde, wird im Jahr 1735 von Basel aus die Erhöhung der Gebühr gerechtfertigt.

Auf die Entdeckung dieser Nebenstraße über Binningen und Reinach folgte am 7. August 1728 der Ratsbeschluß, die Zoller zu St. Jakob und am Aeschentor hätten solche nach Solothurn fahrende Salzwagen anzuhalten und ins Kaufhaus zu weisen, wo man ihnen zehn Batzen Wagenzoll fordern werde. Der Vollständigkeit wegen erwähnen wir, daß Basel die 1728 eingezogenen Fuhrleute und Pferde nach kurzer Zeit laufen ließ. Das Salz aber wurde zurückbehalten. Erst im August 1769 wurde es vom bischöflichen Salzschaffner Franz Anton Götz in Reinach in Empfang genommen. Doch sind „bei denen Transvasierungen die ächten Numeros verloren gegangen" und es wurde bloß das Gewicht des vor vierzig Jahren konfiszierten Salzes zurückerstattet.

Das Studium, das die Solothurner Salzherren der Verlegung der Straße widmeten, führte bald zu festen Vorschlägen. Am 17. August 1729 hatte Junker Rudolf angebracht, aus Lothringen seien in Dornachbruck 800 Fäßlein Salz angekommen. Von ihnen lägen ein großer Teil aus Mangel des Logements, zwar bedeckt, unter der Linde. Es wäre sehr nützlich, in der Kammer Beinwil oder in Büßerach ein Salzmagazin auszubauen, damit das Salz bei Verbesserung des Weges über den Paßwang bis nach Balstal könnte geführt werden, in Ansehen die Zölle bei weitem nicht so hoch steigen würden, als wenn man dasselbe durch das Baselbiet

führen sollte. Nun beauftragte der Rat die Salzdirektoren, das Vorhaben zu bewerkstelligen und die nötigen Befehle und Missiven ergehen zu lassen. Am 7. September traten die Herren demgemäß referierend vor den Rat. Sie legten ein ausführliches Memorial vor über die Anlage der Paßwangstraße. Was die Abhilfe für das im Freien liegende Salz betrifft, so beantragten sie den Bau eines Salzlagerhauses in Dornach an Stelle der Trotte in der Kanzlei. Dieser Vorschlag wurde in sessione angenommen. Dann wurde das Memorial verlesen und der weitere Auftrag erteilt, die Salzdirektion möchte einen Voranschlag über den Bau der Straße ausarbeiten, „was für Magazins und Ablag ohne Ankauf einiger Häuser vonnöthen oder gemiethet werden sollte, wie viel eint und anderes, absonderlich aber die Wegseinrichtung über Baschwang kosten möchte."

Auch dies scheint beförderlich geschehen zu sein. Die Solothurner Ratsmanuale, aus denen diese Angaben zum Teil wörtlich geschöpft sind, enthalten darüber nichts. Doch schon im Dezember des nämlichen Jahres vernimmt man, die Gemeinden Breitenbach und Büßerach hätten die am Bau der Straße ihnen zugedachte Arbeit anfänglich verweigert, danach aber, als niemand mehr zugegen, die besagte Arbeit just dem Befehl zuwider gemacht. Und zwar wird diese Klage vorgebracht vom Ratsherrn Tugginer im Auftrag seines Schwagers, des Bauherrn und Ingenieurs Urs Josef Sury, dem die Pläne für die neue Straße und deren Bau waren anvertraut worden. Der Vogt von Thierstein wurde angewiesen, die widerhaarigen Schwarzbuben, wenn sie nicht klein bei gäben, zu türmen und dem Rat über deren Verhalten zu berichten. Tagwennern und Bedürftigen aber, die an der Straße fronungsweis arbeiten, sei im Tag ein Plappart für Brot zu verabreichen. Noch im November ging den Vögten von Gilgenberg und Thierstein die Weisung zu, sie möchten ihre Amtuntertanen zu Fronungen für die

neue Straße auch weiter als bloß im Gemeindegebiet verwenden, da die in der Kammer Beinwil solches Amt allein zu vollführen nicht genugsam wären. Die Aufgabe der Fronarbeiter bestand darin, auf Anweisung des Bauherrn Sury an der neuen Straße die ausgesteckte Weite sorgsam zu machen, die Erde aufzuheben, den Boden mit großen und anderen Steinen zu verfüllen und gleichwohl einen satten und dauerhaften Weg zu machen.

Von Schwierigkeiten mit Expropriationen und dergleichen vernimmt man bei diesem Straßenbau wenig. Einmal ist davon die Rede, daß die Verbesserung der Straße auf dem Feld zu Mümliswil durch einige Aecker durchgehe und den Eigentümern der Schaden vergütet werden müsse; ein andermal, daß in Büßerach ein kleines und schlechtes Häuslein müsse erkauft und geschlissen werden. Nicht ganz leicht kam man dagegen ins Reine mit dem hochwürdigen Koadjutor Augustinus zu Beinwil. Dieser geistliche Herr bestürmte den Rat und dessen Kommission mit Klageschreiben, daß man die neue Straße unten im Tal dem Lüsselflüßlein entlang führen und nicht der alten Richtung folgen wolle, wobei das etwa 25 Meter über der Talsohle gebaute Kloster an den Weg wäre zu liegen gekommen. Als man mit Recht von dieser Einrichtung, die eine verlorene Steigung ohne jeden vernünftigen Grund geschaffen hätte, nichts wissen wollte, erbot sich der Koadjutor sogar, die obere Straße in des Klosters eigenen Kosten einzurichten. Auch dies vergebens. Wenig größern Erfolg hatte einige Jahre später im Februar 1734 der in Beinwil begüterte Brigadier Besenval. Dieser glaubte eine Entschädigung beanspruchen zu dürfen dafür, daß die Zufahrten zu einer neu gebauten Brücke durch seine Matten sollten geführt werden. Bis dahin war man durch, nicht über den Bach gefahren an einer andern Stelle als wo jetzt die Brücke stand. Besenval sprach darum die Hoffnung aus, man werde ihn wie andere ansehen und einen billigen Abtrag schöpfen. Der Rat ent-

schied, die Straße werde so ausgeführt, wie sie ausgesteckt sei. Wenn sich nachher jemand zu erklagen hätte, so werde sich die Behörde nicht hinter den Schrank stellen. Was für praktische Folgen dieser Bescheid hatte, ist unbekannt.

Merkwürdig ist der Umstand, daß zwei mit dem Bau der Straße in Beziehung stehende, für jene Zeit nicht unbedeutende Arbeiten in den amtlichen Berichten nur beiläufig erwähnt werden: der Bau der Langen Brücke oberhalb Erschwil und die Entwässerung der Sümpfe beim Dürrenast, in der Gegend des heutigen Neuhäusleins.

„Lange Brücke" heißt heute noch eine Felsschlucht etwa 2 Kilometer oberhalb Erschwil im Walde. Sie ist so eng, daß in ihr nur der Bach Raum findet. Darum stieg der alte Saumpfad hinauf bis zur Höhe der Titterten auf dem rechten Lüsselufer, und jenseits, flußaufwärts, wieder hinunter in die bewohnte Talsohle. Diese falsche Steigung vermied Sury dadurch, daß er der Länge nach über den Bach etwa 30 Meter lang eine Brücke wölbte. Dieses Werk wurde als wahres Wunder angestaunt. So schreibt noch in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts in den „Gemälden der Schweiz" der biedere Strohmeier: „Da ... scheinen auf einmal hohe senkrechte Felsmauern den Weg zu verrammeln, die 225 Fuß fortlaufend und kaum 10 Fuß von einander stehend einer Straße zur Seite des Flusses nicht Raum lassen. Nach dem Plan des Bauherrn Sury wurde bei Anlegung der neuen Straße über den Paßwang in dieser Felsenschlucht über die Länge des Flusses eine 120 Fuß lange Brücke künstlich hineingebaut. Kaum bemerkt man das in den Engpaß hineingezwungene merkwürdige Werk, welches den Namen Lange Brücke führt."

Jakob Schuetz der Jüngere, Maurer ab Rüttinen, der die „lange Clus-Brücke am neuen Weg im Beinwiler Thal" im Verding zu machen über sich genommen, damit aber im Schaden zu liegen vermeinte, bat im Juli 1733 den Rat von Solothurn, er

möchte doch durch unparteiische Meister das Werk und die Arbeit besichtigen und den Schaden schätzen lassen. Die Kommissarien zu der Straße berichteten aber, er habe den Verdingakkord nicht beobachtet und man habe ihm darum 60 Pfund einbehalten. Da beschied ihn der Rat, er solle das Ermangelnde währschaft machen, sonst werde es auf seine Kosten besorgt werden. Wiederholt noch wendete sich Schnetz mit seinem Anliegen an die Behörde. Die Herren Kommissarien wiesen aber entgegen seiner Behauptung, daß er die Brücke, wie sie ihm aufgesteckt worden, verfertiget habe, nach, daß er dies keineswegs gethan, sondern nach seiner Kommlichkeit gehandelt. Da wurde er mit seinem Begehren für ein- und allemal abgewiesen.

Nicht einmal so viel erfahren wir von der Verlegung des Sträßchens beim Dürrenast. Der ursprüngliche Weg folgte von der Stelle beim Hof Grütt, ungefähr wo das Bogental und das Tal des vom Buchenhof niederkommenden Wassers zusammentreffen, dem schwachen Rinnsal des letztern Baches. Wo jetzt eine Art Talkessel sich weitet, lag damals ein Sumpf. Ein am Ende des 16. Jahrhunderts ergangener Bergsturz, dessen Spuren am Roten Grütt auf der linken Talwand noch deutlich zu sehen sind, hatte, wie weiter vorn erwähnt, die Gewässer gestaut. Gleichzeitig mit dem Bau der auf hohem Damm angelegten neuen Straße, die jetzt dem Abhang der linken Talseite entlang aufwärts geführt wurde, entwässerte man den Sumpf und gewann so eine weite Strecke fruchtbaren Landes.

Mit Anfang 1732 scheint die Straße, soweit der Uebergang über den Paßwang in Betracht kommt, fertig gestellt gewesen zu sein. Weil sie durch Ablassung des Holzes im Rodiseggberg verschleipfet und verderbt wird, weist der Rat den Vogt von Falkenstein an, alles Holzen in gesagtem Rodiseggberg sowohl ob als unter der Straß allerdinge und bei höchster Strafe und Ungnad zu verbieten.

Nicht lange dauerte es, so fingen für Solothurn auch die Schattenseiten des Juraübergangs an merkbar zu werden. Im Jahr 1736 meldete der Vogt von Dornach, es sei eine große Quantität Salz aus Lothringen für Bern über Dornach und den neuen Weg geführt worden. Zoll oder Weggeld aber habe man dafür nicht bezahlt. Darauf beschloß der Rat, von denen durchfahrenden Waren und Salz keinen Zoll, wohl aber einen Batzen Weggeld vom Wagen zu fordern.

Noch immer hing aber die Paßwangstraße mehr oder minder in der Luft. Die Fortsetzung nach dem Bistum ließ trotz den Versprechungen Ramschwaags noch immer auf sich warten. Bei einer Konferenz zwischen dem bischöflichen Conseiller Decker und dreien solothurnischen Delegierten wegen Fortsetzung der Straße durch die Vogteien Zwingen, Pfeffingen und Birseck wurde mitgeteilt, der Bischof sehe sich leider wegen Geldmangels außer Stande, die Sache selbst vorzunehmen; er überlasse es aber dem löblichen Stand, zu veranstalten, daß für dieses Mal „an den nöthigsten Orten die Verbesserung zur Einrichtung dieser Straß" geschehe. Das ausgegebene Geld könne entweder am Salzzoll durchgestrichen oder gar refundiert werden. Am besten wäre es, die Straße durch das Französische über Blotzheim zu führen. Auf diese Weise würde gegen den Weg über Burgfelden eine gute Stunde gewonnen. In Solothurn zeigte man sich über diese Aussichten wenig erbaut. Man hatte nicht verhofft, von durchgeführtem Salz einen Zoll zu zahlen schuldig zu sein und kam schließlich überein, daß der Zoll über die neue Straße beidseitig also eingerichtet werden solle, damit die Fuhrleute mehr angezogen als abgetrieben würden.

Nicht ohne Sorgen hatte man alle die Zeit her in Basel das Entstehen der Straße über den Paßwang verfolgt. Es scheint nicht bloß die Furcht vor materiellem Verlust gewesen zu sein, die diese Sorgen weckte, sondern noch viel mehr Bedenken politischer Natur.

Man hielt bei uns vielleicht in allzu schwarzseherischer Stimmung den Stand Solothurn nicht für den einzigen Urheber und Förderer der Straße. Man war zu dieser Zeit in Basel ohnehin in banger Sorge wegen Erweiterung der Hüninger Befestigungen. „Das vorhabende Fortifikations-Extensum zu Hüningen," liest man in einem Brief des Stadtschreibers Franz Christ vom Sommer 1731, „und die Straß durch das Solothurnische kommen m. gn. H. u. O. und der ganzen Burgerschaft je mehr und mehr bedenklich vor... Viele halten dafür, daß Eins mit dem Andern kombiniert sei und daß sowohl in Erweiterung der Fortifikation als Verfertigung des Weges ein Zweck walte und es von Seiten Frankreichs dahin abgesehen, sich besser zu Hüningen zu setzen und mit den katholischen Schweizern näher zu verbinden." Auf der Tagsatzung zu Baden im Juli 1731 gelang es den Basler Gesandten Samuel Merian und Johann Rudolf Fäsch, auch die Vertreter von Bern und Zürich für ihre Sache zu erwärmen. Diese gaben zu, daß ihnen die Angelegenheit ursprünglich nicht so bedenklich geschienen hatte, wie anjetzo bei Anhörung der baslerischen Bedenken und bedauerten, daß man sie connivendo so weit habe kommen lassen. Wie aber zu remedieren, da sei guter Rat teuer. Man zog auch den kaiserlichen Abgesandten ins Geheimnis, kam aber auch mit seiner Hilfe über die Erkenntnis nicht hinaus, daß man diesmal zu spät aufgestanden sei.

Eins konnte man freilich thun, um den Verkehr der alten Straße über den Obern Hauenstein zu erhalten. Man konnte diese, die längst in kläglichem Zustande war, fahrbar einrichten. Das geschah in den 1730er Jahren, wie man des genauern in den ersten Nummern der Basler Zeitschrift 1901 einem Aufsatz Dr. Burckhardt-Biedermanns entnehmen mag. Weiter wandte sich im September 1735 Basel an Bern mit der Aufforderung, jetzt nicht den neuen Solothurner Weg für die Salztransporte aus Lothringen zu

benützen, sondern auch im finanziellen Interesse des Mitstandes beim Hauenstein zu bleiben. Gleichzeitig erhielt Bern eine sehr beträchtliche Reduktion des Salzzolles. So hatte der Bau der Paßwangstraße mitgeholfen zur höchst notwendigen Verbesserung des Uebergangs über den Hauenstein. Der Umstand, daß der Bischof die nördlichen Zugänge nicht rechtzeitig anlegte, gewährte den Baslern eine Frist, um ihre alten Kunden an sich zu fesseln und ohne großen Schaden sich aus der Angelegenheit zu ziehen.

Außerordentlich lohnend wäre es, noch einige andere Streitpunkte, die zu dieser Zeit der Spannung zwischen Basel und Solothurn den Ratsherren hüben und drüben zu denken gaben, in diesem Zusammenhang zu erörtern. Doch der geneigte Leser ist schon so lange aufgehalten worden, daß wir mit kurzen Andeutungen uns begnügen müssen. Besonders viel böses Blut machte ein Handel, der sich wiederholt mit der Angelegenheit der neuen Straße kreuzte, weil die nämlichen Personen dabei beteiligt sind, aber eigentlich von ihm unabhängig und ganz selbständig ist. Um die Zeit, da wegen Erhöhung des Durchgangszolles in Basel die Solothurner Klage führten, suchte der genannte solothurnische Ratschreiber Baß in seiner Eigenschaft als Sekretär der Salzdirektion zwei Kisten mit verrufenem Geld in Basel umzuwechseln. Es waren angeblich Münzen, die beim obrigkeitlichen Salzverkauf eingegangen waren, und im ganzen 1490 Kronen. Ein solcher Wechsel aber ging gegen die Vorschriften, von denen man freilich in Solothurn behauptete, sie seien erst erneuert worden, nachdem Baß das schlechte Geld versucht hatte anzubringen. Auf Grund dieser Vorschriften wurde das Geld im Kaufhaus verarrestiert und dem Fisco zuerkennet.

Das Verhalten Basels wurde in Solothurn als sehr hart empfunden. Doch behielt man genug kaltes Blut, um den Entwurf zu einem Beschwerdebrief, den Baß dem Rate vorlegte, als „in einigen terminis zu stark“ zur Umarbeitung zurückzuweisen.

Am 9. Februar 1731 wurde von den Berner Schultheißen v. Erlach und v. Steiger der Entwurf eines Schreibens an Basel den Solothurnern vorgelegt; Herr alt Schultheiß Sury v. Steinberg rühmte davon, es sei „in solchen glimpflichen terminis begriffen, daß Ihro Gnaden dasselbe pro bono pacis annehmen könnten." Mit Stimmenmehrheit wurde es zur Versendung angenommen. Als aber Baß es in seiner Kanzlei ruhig überlas, so sah er, daß er eigentlich persönlich als Sündenbock den Baslern dargestellt werde, während er nur die Aufträge seiner Herren ausgeführt hatte. Er befand den Brief „seiner Ehre und gutem Leumund zu nahe tretend." Wiederholt mußte er vor den Räten vorstellig werden, bis man beschloß, das Projekt-Schreiben nicht abzuschicken und das Geschäft einstweilen in suspenso zu lassen. Die Kanzlerkrisis war beschworen.

Aber das war nicht die einzige Folge des Streites um das Salzgeld. In der gleichen Sitzung des Solothurner Rats, am 31. Oktober 1730, wo man in der Sache pro ultimato ein Schreiben an Basel beschloß, wurden zwei Mitglieder beauftragt, „zusammenzutreten und über die von den Herren Birsvögten eingesandten Gülten und Güter, welche die Baslerischen Herren von Bürgern und Unterthanen in solothurnischen Landen aufgerichtet und anerkauft, ihre Gedanken zusammenzubringen und selbe dem Landschreiber zu eröffnen." Damit beginnt eine obrigkeitliche Jagd auf baslerischen Besitz im Solothurnischen, der um so weniger ritterlich aussieht, als Basel keinerlei Möglichkeit fand, an solothurnischem Gut auf seinem Gebiet sich schadlos zu halten. Auf die Anfragen des Rats antwortet z. B. der Landvogt auf Farnsburg u. A.: „Die Solothurnischen besitzen in m. gn. HH. Gebiet zu Anwil nichts." Dagegen konnten jene beiden Ratsdelegierten in Solothurn am 8. November 1730 mitteilen, „daß ein gewisser Herr Frey aus Basel ein ansehnlich Gut in der Herrschaft Dorneck zu Nuglar

und Pantaleon besitze und sonsten sehr gute Gülten in die Stadt Basel gehörig seien; auf welches verschiedene Gedanken, wie man sich wegen bewußtem verarrestiertem Geld erholen könne, auf die Bahn kommen."

Diese Gedanken erhielten bald eine sehr praktische Bedeutung. Solothurn wärmte eine alte Verordnung vom Jahr 1657 auf über die Fähigkeit Fremder, Land zu besitzen. Auf Grund dieses Erlasses werden im Frühjahr 1733 die im Solothurnischen begüterten Basler, voran steht Meister Frey, benachrichtigt, daß sie bis nächste Ostern ihre Güter verkauft haben müssen, ansonst sie ihnen versteigert würden. Noch auf längere Jahre hinaus spielt diese Geschichte. Mit ihr läuft parallel ein ähnlicher, für das Verhalten der beiden Mitstände in jener Zeit bezeichnender Handel. Solothurn hatte im August 1709 dem Basler Handelsmann Hans Jakob ImHoff eine Quantität Fuzils, die er in Frankfurt erkauft und nacher Schalens in der Schweiz senden wollen, unterwegs zu seinem höchsten Ruin als Kontrebande konfisziert; zudem war nach Angabe Solothurns die Ware unter falschem Frachtbrief gereist. Wiederholt kommt Basel auf die Ansprüche seines Bürgers und nach dessen Tod auf die von dessen Erben zu sprechen. Solothurn bot erst unbedeutende, dann höhere Summen an. Endlich, am 27. August 1745 wurden die beiden Kisten mit dem konfiszierten Gelde dem Schwager des in der Zwischenzeit zum Ratsherrn vorgerückten Baß, dem Landvogt Gerber zu Dornach, Thierstein und Gilgenberg ausgehändigt gegen eine von Solothurn an die Witwe ImHoff geb. Linder zu bezahlende Entschädigung von 100 Dublonen = 500 Kronen.

Weiter ließe sich als Beleg für die Reizbarkeit der Gemüter hüben und drüben vom Jura in jenen Jahren der unerquickliche Streit um die Grenze an der Wannenfluh anführen. Ferner kann erinnert werden an den Hüninger Lachsfangstreit, wo das Recht

doch unbestrittenermaßen auf Seiten Basels lag, Solothurn aber willenlos nach den Wünschen des französischen Ambassadors de Marianne sich richtete (vergl. Karl Wieland im Basl. Jahrb. 1889, S. 57 ff.). Auch Ochs hält dieses gespannte Verhältnis für der Erwähnung wert. Er schreibt (VII, 511): Der Merci'sche Durchzug lag bei der französischen Ambassade in Solothurn immer noch in grollsüchtigem Andenken, und die Solothurner und andere Kantone stimmten den französischen Klagen bei.

Wenn hier diese Streitigkeiten erwähnt wurden, so erinnern wir uns mit doppeltem Vergnügen der guten Nachbarschaft, die die Nachkommen der damals feindlichen Brüder heute mit einander pflegen. Wir Basler gedenken mit Freuden der erhebenden Festtage, die wir 1899 unter Dornachs Mauern und zu Solothurn mitfeiern durften, und wir sind stolz darauf, daß neben den offiziellen auch viele nicht offizielle Besucher aus Solothurn den Heinrichstag 1901 mit uns festlich begingen.

Doch kehren wir zurück zu unserem eigentlichen Thema. Als bleibendes Zeichen jener haderreichen Zeit besteht die Paßwangstraße. Sie darf um so eher ein geschichtliches Denkmal genannt werden, als sie seit der Zeit ihres Baues im großen und ganzen keine Veränderungen erfuhr. Dies ergibt sich aufs deutlichste aus einer Vergleichung der heutigen Straße mit Landkarten, die den Bestand von 1730 bis 1731 wiedergeben. Die öffentliche Bibliothek in Basel bewahrt in Mappe A 8 ihrer Kartensammlung u. a. ein Blatt mit viele Zeilen langem Titel, das außer der Paßwangstraße auch die damit in Verbindung stehende erst in den 1740er Jahren vollendete der Birs entlang laufende Straße durch das Bistum darstellt, jenes Werk der Bischöfe Jakob Sigismund von Reinach und Josef Wilhelm Rinck von Baldenstein, das Professor Buxtorf in seiner Birsreise als opus plus quam Romanum preist.

Die Karte ist von Hand sehr sauber gezeichnet, leider nicht datiert. Die Straße betritt, aus dem Sundgau kommend, bei Allschwil bischöfliches Gebiet. Bei Oberwil geht sie zwischen der Basler Grenze und der baslerischen Exklave Biel-Benken hindurch nach Reinach und Aesch, dann der Birs entlang auf deren linkem Ufer bis unterhalb Grellingen. Hier überschreitet sie den Fluß. Sie folgt ihm noch bis Zwingen. Von diesem Ort an verschwindet die Birs aus der Karte; es bleibt nur noch die Lüssel als Leitfaden der Paßwangstraße. Diese geht über Brislach und „Breitenberg" (das durch ein auf einem Hügel stehendes Schloß bezeichnet ist) nach Büßerach, wo sie das linke Ufer des Flusses gewinnt. Schon unterhalb Erschwil führt eine weitere Brücke auf das rechte Ufer. Unmittelbar über Erschwil bemerkt man Schloß „Dirstein." Nun bleibt die Straße auf der rechten Seite des Baches, bis dieser bei „Kloster Beinwil" verschwindet. Auf der nördlichen Seite des Weges steht „Zum düren Ast," weiter oben auf der südlichen ist bei zwei Häusern „Paßwang" augemerkt. Die Strecke Dürrenast-Mümliswil, durch Tuschschattierung fürchterlich gemacht, trägt die Inschrift „der in Felsen ausgehauene Weg" nördlich von der Straße, während südlich steht „Paßwanger Berg." Uebereinstimmend nennen manche ältere Karten die von der Hohen Winde zum Paßwang ziehende Felsenkette Paßwang. Wie zur Vergleichung ist auf der nämlichen Karte die alte Route über den oberen Hauenstein eingetragen. Auch hier gibt es bloß einen Wasserlauf, dem die Straße folgt. Er ist bezeichnet als Hilftenfluß und fällt bis Liestal mit der Ergolz, von da bis über Wallenburg hinaus mit der vorderen Frenke zusammen. Merkwürdigerweise erwähnen gerade ältere Karten die Lange Brücke nicht. Sie tritt erst in verhältnismäßig modernen Werken auf.

Im ganzen stimmt der in dieser Karte wiedergegebene Weg mit der heutigen Paßwangstraße überein. Einzelne Abweichungen dürfen uns nicht irre machen. Wenn z. B. der Weg von Zwingen

bis Büßerach auf dem linken Ufer der Lüssel läuft, entgegen dem jetzigen Talbestand, so dürfen wir daraus kaum schließen, daß die Straße dort ursprünglich nicht so lief wie heute. Der Dürrenast und die Paßwanghäuser standen auch erwiesenermaßen seit 1730 so zu der Straße wie jetzt und doch zeigt sie die Karte verkehrt. Auch die mangelhafte Orthographie mancher Eigennamen mag darauf hinweisen, daß solchen Karten nur ein bedingter Wert zukommt und daß man Unrecht täte, von ihnen die Genauigkeit eines modernen Blattes zu fordern.

Zum Glück für Basels Verkehr hatte in den ersten Jahren nach Vollendung der Paßwangstraße wie erwähnt die bischöfliche Regierung nichts gethan, um die Durchfuhr der Güter über diese neue Straße zu erleichtern. Dies bot der Stadt eine Frist, während der sie daran arbeiten konnte, das drohende Unheil abzuwenden. Zunächst wurde die Straße über den Oberen Hauenstein wieder in Stand gestellt (s. oben). Weiter gewährte Basel verschiedenen Kantonen namhafte Zollerleichterungen. Sogar für Solothurn wollte man in dieser Hinsicht Milde walten lassen. Lautet doch die Instruktion für die baslerischen Vertreter an einer Konferenz zwischen Bevollmächtigten der beiden Nachbarstände am 11 September 1735 in Langenbruck über verschiedene streitige Punkte, wenn Solothurn auf der Ermäßigung des bestehenden Salzzolles bestehen sollte, so könnten die baslerischen Herren Deputierten alle Hoffnung machen, daß dieser Zoll auf eben dem Fuß, wie letzthin gegen dem löblichen Stand Bern geschehen, gesetzt werde, und hätten die Sache ad referendum et recommandandum zu übernehmen. Weiter verfolgte den Zweck, der alten Völker und Handelsstraße über den Jura ihren Verkehr zu erhalten, ein neuer Zolltarif mit dem Haus Oesterreich von 1733. Dieser stellte für Oesterreich günstige Zollansätze fest, wogegen die Regierung des Hauses Oesterreich sich verpflichtet, den Warenverkehr aus ihren Landen so viel als möglich

über Basel zu leiten. Lagen dann nach Süden bestimmte Güter der österreichischen Händler einmal im Kaufhaus zu Basel oder bei einem Basler Spediteur, so mag auf irgend eine Weise dafür gesorgt worden sein, daß sie nicht über den Paßwang, sondern über den Hauenstein ihrer Bestimmung entgegengeführt wurden.

Basels Bemühungen, der neuen Straße den Verkehr abzugraben, scheinen nicht erfolglos gewesen zu sein. Man darf dies mit Fug daraus schließen, daß Klagen über empfindliche Schädigung der Stadt durch den neuen Zustand der Dinge ausblieben. Auch erklärt es sich genügend durch den Umstand, daß die Paßwangstraße über ein Jahrzehnt lang nach Westen als Stumpengeleise endigte. Interessant ist, daß in einer Kopie der vorn beschriebenen Karte aus dem Jahr 1773, die jene lange Legende gekürzt wiedergibt, eine Stelle in erweiterter Form auftritt. Anstatt der Worte „stoßet der neue Weg . . .“ heißt es hier: „stoßt gedachte nun nicht mehr stark besuchte neue Straße an die königlich französische Landschaft Sundgau.“

Die jetzt bestehende, in den 1730er Jahren gebaute Paßwangstraße bedeutet freilich einen gewaltigen Fortschritt gegenüber ihrem Vorgänger, dem unbequemen und beschwerlichen Fußpfad durch die Kammer Beinwil. Dies wurde namentlich für die Lange Brücke anerkannt, die man noch heute als ein achtungswertes Werk damaliger Ingenieurkunst schätzt. Aber die Straße hat daneben auch genug Nachteile. Man braucht nur ein einziges Mal das Tal hinauf oder hinunter gefahren zu sein, um sich von den vielen verlorenen Steigungen und dem häufig gefährlich steilen Gefälle zu überzeugen.

Diese Nachteile empfanden von jeher die Talbewohner, und Urs Peter Strohmeyer in seiner weiter vorn schon benützten in den Gemälden der Schweiz (Bd. X) enthaltenen Beschreibung des Kantons Solothurn äußert sich (S. 36) im Jahre 1836 unwirsch wie

folgt: die Straße über den Paßwang „steigt an vielen Orten über 20 % und ist unstreitig die schlechteste Kommunikationsstraße der Schweiz ..... Es scheint, man habe bei dem Bau dieser halsbrechenden Straße die höchsten Joche und die unschicklichsten Stellen geflissentlich ausgewählt, um sie da durchzuführen." Solche Klagen dauern bis in die unmittelbare Gegenwart. Eine Einsendung in einem Solothurner Blatt vom Januar 1902 lautet: „Daß das Schwarzbubenland in Bezug auf Behandlung von oben herab das solothurnische Tessin ist, unterliegt keinem Zweifel. Wie oft schon ist reklamiert worden wegen den schlechten Straßen. Genützt hat es so viel, daß unsere geplagten Fuhrmannen fast durchgehends neue Wagenräder machen lassen müssen, damit die starken Steigungen und Hügel an unseren Straßen ‚eben gekarrt' werden können. Bis aber die Paßwangstraße vom Neuhäuslein bis Büßerach auf diese Art besser wird, flucht noch mancher Fuhrmann und gibts noch viel Unglück."

Weniger Anlaß zu Aussetzungen bietet die Straße am Südhange des Berges. Hier ist ihr Verlauf gegeben, und es ist anzunehmen, daß der Weg von 1531 im ganzen mit dem jetzigen Sträßchen zusammenfällt. Langsam senkt es sich zuerst von der Paßhöhe der Berglehne des Rodisegg entlang ein gutes Stück durch Wald nach Osten, um dann sich nach Süden zu wenden und durch die Obstgärten und sauberen Gehöfte von Reckenkien das Dorf Mümliswil zu erreichen. Die Straße hat auf dieser Seite ein gleichmäßiges Gefälle. In Schneewintern fährt die liebe Jugend der Paßwanghöfe ohne Aufenthalt im Schlitten von hier oben bis vor die Kirchentür zur Christenlehre und braucht fünf bis sieben Minuten für eine Strecke, die einen rüstigen Fußgänger abwärts fünfzig, aufwärts siebzig Minuten und manchen Schweißtropfen kostet.

Der Ruf des Paßwang und seiner Umgegend braucht bei Touristen und Naturfreunden Basels nicht erst geschaffen zu werden.

Denn sie kennen genügend den Zauber dieser Landschaft, den Glanz dieser herrlichen Aussichten. Weniger bekannt dürften in weiteren Kreisen die geschichtlichen Erinnerungen sein, die sich an diese Gegend knüpfen, und die politischen und Verkehrsverhältnisse, denen die Straße über den Paßwang ihr Entstehen verdankt. Wenn es dem Verfasser gelungen ist, durch diesen Aufsatz auch bei den Geschichtsfreunden das Interesse für diese Gegend geweckt und ihr vielleicht neue Liebhaber gewonnen zu haben, so ist sein Zweck erreicht.



Hans Sandreuter.

Rede
gehalten bei der Eröffnung der Sandreuter-Ausstellung im März 1902
von
Heinrich Alfred Schmid.



Wir kennen alle Hans Sandreuter als einen Künstler, der trotzig und sicher seine eigenen Wege ging, stetig sich wandelnd, vorwärts strebend freier werdend, vielseitiger seine Kräfte entfaltend. Wir kannten ihn aber nur als Meister, als einen Mann, der längst innerlich mit sich selbst im Reinen, sein Ziel verfolgte, und zwar ohne Konzessionen, obwohl er es tief empfand verkannt zu sein. Wir kannten ihn auch als Künstler, der Schritt für Schritt an Boden und an Ansehen gewonnen hat. Mit Freuden durften es seine Freunde erleben, wie die Vaterstadt, dann das weitere Vaterland, die französische wie die deutsche Schweiz und endlich auch das Ausland anfing ihn mit Ehren zu bedenken, bis eine tückische Krankheit ihn mitten aus einer reichen Tätigkeit hinwegholte.

Von den letzten fünfzehn Jahren gibt auch die Ausstellung im oberen Saale der Kunsthalle ein umfassendes Bild durch die Gemälde und die Kartons zu den monumentalen Arbeiten für Zürich und Bern. Was von diesen noch fehlt, befindet sich sogar — mit Ausnahme der Arbeiten für Stein am Rhein und der abgebrochenen Fassade des Weitnauer'schen Hauses an der Freienstraße — alles noch hier in Basel leicht zugänglich an Häuserfassaden und in der Schmiedenzunft. Höchstens von seiner Tätigkeit als Aquarellist gibt die Ausstellung mit ihren wenigen wenn gleich treff-



LICHTDRUCKANSTALT HENRI BESSON, BASEL.

lichen Proben kein vollständiges Bild; zu sehr sind diese flotten, markigen, frisch der Natur abgelauschten Bilder und Bildchen im Privatbesitz zerstreut, zu zahlreich sind sie auch, daß eine größere Vertretung oder auch nur eine größere, eine charakteristische Auswahl möglich gewesen wäre.

Sandreuter schien in der uns allen bekannten regen Tätigkeit auch ganz aufzugehen; in bunter Reihe sah der Besucher des Ateliers Entwürfe, größere Gemälde und die umfangreichen Kartons entstehen, er sah ganze Stöße von Aquarellen und Oelstudien nach jeder Studienreise in seiner Werkstatt aufgestapelt, die Zeit, die zwischen Aufnehmen und Verarbeiten noch übrig blieb, schien ausgefüllt durch Verhandlungen mit Bestellern, Sitzungen in Kunstkommissionen, Besuche der jährlichen großen Ausstellungen, namentlich in München, und die Erholung in körperlicher Tätigkeit, die er nie vernachlässigt hat.

Aber die Schöpfungen erzählen uns doch von Stimmungen, wie nur die geistige Sammlung sie bietet. Seine Bilder, die zuerst namentlich wegen ihrer vorzüglichen dekorativen Wirkung verblüffen, sie setzen doch noch etwas anderes voraus als scharfes Auge, Geschmack und eine folgsame Hand. Gelegentlich merkte man dem auch den denkenden Künstler, der nicht bloß wußte, was er wollte, sondern auch warum er es wollte. Man fühlte den Menschen von tieferer Bildung, einer Bildung, die freilich nicht auf der Schule erworben war. Man vernahm auch Erzählungen von Abenteuern früherer Jahre, abgerissene Episoden aus einem andern Leben „voll glücklicher Not," wo der tätige Mann noch als Jüngling geschwärmt hat, einem Leben weniger reich an Erfolgen, weniger reich an künstlerischen Leistungen, aber vielleicht noch reicher an unvergeßlichen Eindrücken, einem Leben, wo er die Eindrücke aufnahm, die ihn zu dem machten, was er geworden ist. Sandreuter konnte dann auch durch sein Erzählertalent glänzen.

Der Künstler hat begonnen seine Erinnerungen zu sammeln und ist nur durch den Tod an der Vollendung verhindert worden. Wie immer liegt auch auf diesen Künstlererinnerungen ein ganz besonderer Duft. Sie geben uns aber auch ein klares Bild des Menschen, der hinter den Werken steht, eine würdige Vorbereitung zum Genusse jener Schöpfungen, die wir heute vor uns sehen werden.

Sandreuter wäre von Anfang an gerne Maler geworden und hat auch neben dem Realgymnasium mit Eifer die städtische Zeichenschule besucht, mußte sich aber dann dazu entschließen, Lithograph zu werden. Da entdeckte er noch als Schüler, wie es scheint im Jahre 1862 oder 1863, also zwölf- bis dreizehnjährig, eines Sonntags im Museum eine herrliche große Landschaft, die er zuvor nie gesehen, an hoher Stelle aufgehängt, so daß der Name des Meisters nicht zu lesen war. Er war ganz hingerissen und fragte einen älteren Herrn, von wem wohl dieses prächtige Bild sein könne. Dieser gab ihm die barsche Antwort, der Mann heiße Böcklin, das Bild sei gar nicht fertig, müßte eigentlich wieder zurückgeschickt werden und sei überhaupt eine ganz verfehlte Geschichte. „So also sehen verfehlte Bilder aus," sagte sich der Knabe; es beschlich ihn wie eine Ahnung seiner späteren Leiden, das niederdrückende Gefühl, nie etwas besseres leisten zu können und mit dem besten, was er leisten werde, verkannt zu sein. Das Werk war die Jagd der Diana; sie ist tatsächlich lange hoch aufgehängt den Blicken halb entzogen gewesen und ist auch sonst nicht von allen Seiten gepriesen worden. Eine abfällige Kritik, die wohl auf Lenbach zurückzuführen ist, findet sich in dem Buch des Grafen von Schack über seine Gemäldesammlung. Neuerdings wird das Gemälde vielfach als ein jetzt veraltetes Jugendwerk bezeichnet. Allein anderseits liegt doch auch aus Weimar ein Zeugnis vor, daß auf empfängliche Augen die Schöpfung gleich bei ihrem Entstehen einen berauschenden Eindruck machte und für jene Zeit wirklich eine epoche-

machende Tat war. Sie hat ja auch bei der Böcklinausstellung, vom Staube gereinigt und ins rechte Licht gerückt, eine glänzende Auferstehung gefeiert. So niederschlagend nun die Erläuterung im ersten Augenblick auf den jungen Sandreuter wirkte, er ließ sich mit dem sicheren Instinkt wirklicher Veranlagung von jener Verehrung nicht mehr abbringen und besuchte nun öfters das Museum. Die Behauptung, daß Böcklin doch der größte Maler sei, hat ihm aber noch von einem Zeichenlehrer eine rohe Züchtigung eingetragen, so daß der Knabe heulend nach Hause lief. Eine neue Freude waren ihm die Fresken des Sarasin'schen Gartensaales von 1868, die kurz nach der Vollendung einige Tage für jedermann zu sehen waren. Da hat ihn namentlich die Flucht nach Aegypten mit dem silbrigen Licht, in dem die Frühlingslandschaft liegt, angesprochen. Welche Vergleiche er auch mit anderen modernen Künstlern anstellen wollte, Böcklins Bilder standen ihm immer haushoch über allen andern.

Die Gerüste auf der Treppe des Museums waren indessen noch nicht herunter genommen, als Sandreuter im Frühjahr 1870 nach Würzburg übersiedelte, um als Zeichnungslithograph eine Stelle anzutreten. Die Arbeit, die er hier zu verrichten hatte, war keine künstlerische. Er hatte fast nur Champagneretiketten zu zeichnen. Er bildete sich aber auch hier weiter. Zunächst lernte er zum erstenmale das Rokoko und zwar gleich von der glänzendsten Seite kennen in dem fürstbischoflichen Residenzschloß und im Park von Veitshöchheim. Dann besuchte er auch hier die Zeichenschule; freilich war der Unterricht nicht von besonderem Wert, er wurde von einem alten akademischen Maler gegeben, doch fiel diesem auf, daß der Schüler Talent hatte: „Sandreuter, Sie haben ein plastisches Auge," war ein Wort, an das sich der Künstler mit Genugtuung erinnerte. In Würzburg sah er auch die französischen Gefangenen in großer Zahl in die Festung Marienburg einziehen und in bunten Gruppen auf dem Schloßberg lagern. Es entwickelte sich ferner

ein fröhliches Leben mit Schweizer Studenten bei Zither und Mandoline.

Im Frühjahr 1871 aber trieb es ihn mächtig nach dem Süden. Er hoffte sich neben seinem Berufe in München auf der Akademie weiter zu bilden, ging zuerst nach Nürnberg, dann mit der Bahn nach Ingolstadt und kam endlich nach manchen Verzögerungen in München an. Hier fand er nicht gleich eine Stelle, bloß vierzehn Tage hätte er warten müssen; da entschloß er sich voller Ungeduld etwas neues zu lernen, nach Italien zu gehen, nachdem er flüchtig die Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt gekostet hatte.

Ohne Empfehlungen, fast ohne Kenntnis der Sprache und mit dürftiger Barschaft wanderte er zuerst zu Fuß den Alpen zu. In Kufstein, als die Hitze anfing unerträglich zu werden, nahm er die Bahn. Jedermann aber, dem der mitteilsame Abenteurer seine Pläne anvertraute, riet ihm ab, sich nicht ins Verderben zu stürzen, da sein Beruf in Italien völlig darnieder liege. Die erste Nacht brachte er in Verona zu, ganz überwältigt von den neuen Eindrücken, die schon beim ersten Betreten des italienischen Bodens auf ihn eingedrungen waren. Andern Tages findet er eine Stelle bei einem Lithographen und arbeitete nun im Erdgeschosse von Sannichelis berühmtem Palazzo Bevilacqua, der aber wie das Geschäft seines Brotherrn die Spuren allgemeinen Verfalles gezeigt haben soll. Bald fand er eine bessere Stelle bei einem Konkurrenten und blieb nun bis zum Herbst, dann aber wurde er von neuem vom Wandertrieb ergriffen. Er besuchte erst Venedig, dann Mailand, wo er gründliche Umschau hielt, und kam endlich gerade zur Zeit der Aequinottialstürme in Genua an. Nun schiffte er sich auf einem Raddampfer, der die Küste entlang fuhr, nach Neapel als Deckpassagier ein, ohne Proviant und wiederum fast ohne Geld. Hier lernte er das Meer zum erstenmale und gleich in seiner wildesten Gewalt kennen. Unablässig wälzten sich die stahlblauen

Wogen heran und ergossen sich mit Regen und Hagel über das Deck. Die Passagiere waren bald alle kampfunfähig geworden, während Sandreuter in seiner Begeisterung ob dem ungewohnten Schauspiel munter und aufrecht blieb und ein Bootsmann ihn auch noch mit dem nötigen Essen versah. Auch in Neapel kannte der Künstler keine Seele, er wußte nur, daß zwei Bekannte seines Vaters, die Brüder Ferdinand und Adolf Frey da wohnten und der eine in Angri eine Fabrik hatte. Er war aber bei einem deutschen Wirte abgestiegen und dieser teilte ihm mit, daß in dem Lithographengeschäft Richter und Cie. eben eine Stelle frei geworden war, weil ein anderer Schweizer Namens Grob, der später als Maler bekannt gewordene Conrad Grob, eben nach München übergesiedelt sei. Ohne Empfehlung hat er auch hier sofort Arbeit und lohnenden Verdienst gefunden. Er hatte acht Stunden zu arbeiten und durfte sich diese so wählen, daß er Zeit hatte, sich nebenbei weiter zu bilden. Nun stellte er sich mit seinen Zeichnungen einem Professor Carillo an der Akademie von Neapel vor, es war wohl der erste wirkliche Maler, dem er als Schüler entgegentrat. Dieser, ein jovialer alter Herr, nahm sich seiner liebenswürdig an, erklärte ihn, obwohl er ein Fremder sei, aufnehmen zu wollen. So wurde zuerst im fernen Lande sein Herzenswunsch erfüllt.

Sandreuter arbeitete nun vom frühen Morgen bis mittags im Geschäft, die übrige Zeit in der Akademie. Er machte Fortschritte und bestand auch im Frühjahr ein fast komisch umständliches Examen. Ein unvergeßliches Schauspiel bot alsdann der Vesuv. Acht Tage vor der gewaltigen Eruption von 1872 hatte der Künstler mit Freunden dem Berg einen Besuch gemacht, der bereits nicht ohne Zwischenfall abgelaufen war. Da, an einem Montag, als er eben zur Arbeit gehen wollte, sieht er die Katastrophe anbrechen; er fährt mit einigen Bekannten nach Portici, geht von da zu Fuß weiter in ein gefährdetes Dorf. Hier ist er nun Zeuge von einem unbeschreiblichen Chaos. Angefeuert noch von

den hinbeorderten Truppen suchten die Dorfbewohner in wahnsinniger Angst und Verwirrung Vieh und Hausrat zu retten. Endlich wird es ihm und seinen Kameraden selber etwas ungemütlich, sie besteigen einen Omnibus, der mit Menschen, Vieh und Hausrat überfüllt ist, und fahren in rasender Eile in die Stadt. Es folgte ein Ausflug nach Paestum, wobei er mit den Brüdern Frey tagelang zu Pferde in dem verlassenen Lande herumzog. Dort hat namentlich ein großes Wrack, das in der einsamen Ebene seine Rippen zum Himmel streckte, einen besonders tiefen Eindruck auf den Maler gemacht. Der Sommer brachte wundervolle Bootfahrten am Kastell dell' Ovo und am Posilipp.

Die Krone aber aller Erinnerungen war der Aufenthalt im Kloster La Trinita della Cava. Es ist dies eine alte Benediktinerabtei, die im Beginn des elften Jahrhunderts von den Longobarden gegründet wurde. Die Gattin des Normannenkönigs Roger liegt dort begraben. Die Abtei befindet sich rechts von der Bahn, wenn man von Nocera nach Salerno fährt, in dem Gebirge, das man von Pompeji aus im Süden sieht, und liegt hoch über einer Felsenschlucht am Abhang des südlichen Ausläufers des Monte S. Angelo di Cava. Die kulturkämpferische Regierung der siebziger Jahre verlangte von den Mönchen einen Ausweis über nützliche Tätigkeit, und dies war die Veranlassung zur Errichtung einer Erziehungsanstalt, die bis vierhundert Zöglinge beherbergt haben soll, und zur Herausgabe eines Kodex, der die wertvollen Urkunden des Klosters enthalten sollte. Zur künstlerischen Ausstattung wandte man sich an das Geschäft Richter in Neapel, und nun wurde Sandreuter ausersehen, die Aufnahmen der alten Abtei zu machen und den übrigen künstlerischen Schmuck herzustellen. Er ist zu diesem Zwecke für mehrere Monate in das Kloster übergesiedelt und die Mönche haben an dem Ketzer offenbar sofort Gefallen gefunden. Der Prior, ein Prachtsmensch äußerlich und innerlich, ein echt napolitanischer gentilhombre, jovial, geistreich und voll

Humor, bat sofort, ihn mit Du anreden zu dürfen, sein Adjunkt, Don Mauro, der gleichaltrig mit Sandreuter war, wurde dessen Duzbruder. Prior, Don Mauro und unser Don Giovanni bildeten dann für Monate eine fröhliche Tischgenossenschaft und der Künstler erhielt ein Zimmer angewiesen, wohin nur aus der Tiefe das Rauschen eines Baches drang. Den Vormittag widmete er seiner Aufgabe. Nachmittags kletterte er in den Kalkfelsen herum. Einmal überraschte ihn auf der Paßhöhe eine Aussicht auf Amalfi und das Meer, von der er meinte, daß kein Sterblicher, auch ein Böcklin nicht, sie je werde schildern können. Ein anderes Mal versperrte ihm beim Heimweg ein bedenklich anschwellender Gebirgsbach den Weg. Um nicht ganz abgeschnitten zu werden, watete er rasch entschlossen durch das Wasser, und als er nun triefend nach Hause kommt, blieb ihm nichts übrig, als sich auch in eine Kutte zu stecken, was den Mönchen vorzüglichen Spaß gemacht hat. Besonderes Entzücken erregte er aber bei einem musikliebenden Mönche mit seiner Zither, da das Instrument dort noch ganz unbekannt war. Er mußte Musikunterricht geben und hat das Instrument beim Abschied als Andenken dort gelassen. Mit schwerem Herzen ist er von dort geschieden. Die Mönche bestürmten ihn, noch länger, wenn nicht für immer zu bleiben. Aber es trieb ihn, nach München zu gehen, um sich vollends zum Künstler auszubilden. Er hatte nun genug verdient, um einige Zeit leben zu können. So kehrte er, ohne sich lange aufzuhalten und in der Meinung wiederzukehren, über Rom und Florenz nach Basel zurück.

Hier fand er seinen Altersgenossen Brünner schon in voller Tätigkeit und bewunderte auch dessen Geschick, allein es schwebten ihm andere Ideale vor. Im Museum sah er die neu angekauften Werke von Böcklin, die Veilchendame und die Pietà, und er hörte, daß der Meister auch nach München übergesiedelt sei. Das mochte ihn noch in seinem Entschlusse bestärkt haben.

Sandreuter malte dort zuerst während des Sommers 1873 die beiden kleinen Landschaften, die im Vorsaal ausgestellt sind („Ebene bei Dachau“ und „Feldmoching,“ beide im Besitze von H. Sandreuter-Kündig). Es lassen dieselben unsern Künstler, wie er später war, nicht erkennen, vielmehr sind sie charakteristisch für den Stil der siebziger Jahre im allgemeinen. Aehnliche Werke von bekannten Namen finden sich in der Neuen Pinakothek. Die Bilder zeigen aber, daß er kein Neuling mehr war, der Lithograph ist jedenfalls völlig überwunden; er muß damals schon recht viel gelernt gehabt haben, obwohl er sich doch der Kunst nur nebenbei hatte widmen können. Sandreuter wollte sich nun aber im Figurenzeichnen und im Figurenmalen ausbilden, weil er dies in der Kunst für das allernotwendigste hielt. Deshalb bewarb er sich im Herbst um die Aufnahme in die Akademie. Bei dem ersten Lehrer, dem er sich vorstellte, hatte er mit seinen bisherigen Studien allerdings kein Glück; aber er ließ sich nicht abschrecken und bei Professor Barth wurde ihm sofort eine sehr günstige Aufnahme in eine sonst schon viel besuchte Malklasse zu teil. Nun hätte er auch noch gerne sich an dem abendlichen Aktzeichnen der Akademie beteiligt. Die Anstalt befand sich aber damals noch im alten Gebäude an der Michaelskirche, der Saal war stets überfüllt und der Zutritt wurde deshalb einem eben erst Eingetretenen nicht leicht. Da hat ihm Böcklin ausgeholfen. Sandreuter hatte sich diesem schon vorher vorgestellt und war gleich in liebenswürdigster Weise aufgenommen worden. Als er jetzt dem Meister von seinem Wunsche erzählte, billigte dieser ihn durchaus, griff sofort nach seinem Hute und führte den Schüler zu Wilhelm von Kaulbach, der damals Direktor war und erst im folgenden Jahre an der Cholera gestorben ist. Eben entließ der gefeierte Mann eine Gesellschaft bewundernder und zum Teil auch sehr schöner Damen, als Böcklin eintrat und den Landsmann mit den Worten vorstellte: „Da bringe ich Ihnen

einen jungen Mann, der auch das Unglück hat, Maler werden zu wollen." Die Bitte wurde gewährt und Sandreuter sah sich nun vorläufig am Ziel langjähriger Wünsche. Er hatte schon mehr gesehen als die meisten seiner Mitschüler, und die ersten italienischen Eindrücke mögen auch in Zukunft noch ihre stille Wirkung ausgeübt haben.

Die zusammenhängenden Aufzeichnungen hören mit diesem Zeitpunkt auf. Von nun an legen aber, deutlicher als Worte es vermögen, die Werke, die in der Ausstellung vereinigt sind, von seiner Entwicklung Zeugnis ab.

Nach einem Jahre im Herbst 1874, folgte Sandreuter dem hochverehrten Landsmanne nach Italien und hat sich infolge dessen noch enger an ihn angeschlossen. Eine ganze Reihe von hochbegabten jungen Männern sind damals mit nach Florenz übergesiedelt. So die Maler Preiswerk, Pidoll, von dem wir das Buch über Hans von Marées „Aus der Werkstatt eines Künstlers" besitzen, Albert Lang, Hermann Wüscher, dann auch Gelehrte und Schriftsteller wie Ad. Bayersdorfer, H. von Tschudi und Gustav Flörke. Es entwickelte sich ein ideales Leben. Der Unterhalt war noch billig und fröhlich der Mut, es mit der Zukunft aufzunehmen. Die Maler waren alles schon Männer, die über die eigentlichen Studienjahre hinaus waren und arbeiteten in eigenen Ateliers. Diese befanden sich in einer sauberen Vorstadt am Lungo Mugnone und boten eine herrliche Aussicht auf den Monte Morello. Böcklin besuchte etwa alle Wochen einmal die Werkstätten derer, die sich als seine Schüler ansahen; sie wiederum sahen eine Reihe von dessen Hauptwerken entstehen. Abends traf man sich in der Kneipe. Sonntags war Sandreuter bei Böcklins zu Tisch, und im zweiten Jahr hat dieser ihm sogar das freistehende Portierhaus seiner Wohnung als Behausung überlassen. Er war der Lieblingsschüler Böcklins, wie denn dieser ihm noch in den letzten Jahren einen Auftrag, den er selber hätte ausführen sollen, zugeschoben hat: die Dekorations-

malereien für das Grand Hotel in Baden, die heute in der Ausstellung zu sehen sind.

Allein die Florentiner Tage sind die Quelle jahrelanger Leiden gewesen. Der Lehrer hat zwar immer betont, daß man sich selbst geben müsse, nur sich selbst geben könne, und er suchte das Eigenste in seinen Schülern zu entwickeln; allein sein Einfluß war denn doch zu übermächtig, und indem Sandreuter seine frühere, zweifellos viel gefälligere Manier verließ, um etwas höherem nachzustreben, war sein Schicksal für Jahre hinaus besiegelt. Mehr als etwa ein Van Dyck und seine Altersgenossen von Rubens oder die Schüler des Cornelius von diesem hat er wohl nicht von Böcklin übernommen; eine persönliche Note haben seine Werke auch in den ersten Jahren der nun folgenden Zeit behalten. Allein man ist heute strenger als früher, der Kenner und Liebhaber zahlt im Grunde weniger die schmückende Leinwand als das Autograph einer eigenen Künstlerpersönlichkeit. Im Florentiner Kreise wußte man wenigstens Sandreuters seltene Fähigkeit zu schätzen, das Charakteristische in Farbe und Form in einer Beleuchtung oder Luftstimmung zu treffen, eine Fähigkeit, die ja wirklich zu seinen hervorstechendsten Eigenschaften gehört. Böcklin selbst hat mir gegenüber noch in Zürich seine vorzüglichen Karrikaturen gerühmt, und die Sicherheit, mit der dieser einen bestimmten Farbenton, den er gar nicht vor Augen hatte, auf der Palette bis auf die feinste Nuance zu treffen wußte, zeigte sich unter anderm noch bei der Ausschmückung seines Hauses und soll die Handwerker geradezu verblüfft haben. Allein schon seine Florentiner Freunde hätten ihm, wie es scheint, die spätere Unabhängigkeit nicht zugetraut.

Dem weiteren Publikum war aber der spätere Stil Böcklins selber noch zu neu, man mochte wohl überhaupt nur das sehen, was Lehrer und Schüler in gleicher Weise von allen andern unterschied, und für die feineren Unterschiede zwischen Schüler und Lehrer kaum ein Auge haben.

Daß aber nun Eigentümlichkeiten, die man beim Meister glaubte genügend verurteilt zu haben, gar noch von anderen nachgeahmt werden, das erregte die größte Entrüstung, wenn es in Wirklichkeit auch Vorzüge allgemeiner Art, wie die Entschiedenheit der Stimmung, die Geschlossenheit der Wirkung waren. Dazu dürfte bei Sandreuter im weiteren Verlauf seiner Tätigkeit allerdings noch das gekommen sein, daß wohl infolge zunehmender Verstimmung namentlich sein Kolorit, aber auch die gesamte Auffassung oft einen wirklich düsteren und ablehnenden Charakter annahm. So ereilte ihn denn das doppelte Mißgeschick, daß er zu gleicher Zeit ebenso wohl als Nachahmer, wie auch als Sonderling, der von andern keinen Rat annehmen wollte, verschrieen war. Gegen zehn Jahre hat er in Florenz, dann in Paris, Rom und Neapel gearbeitet ohne Erfolg und fast ohne Aussicht auf Erfolg.

Mir scheint, durch die Art, wie man den Verstorbenen als Nachahmer verschrieen hat, ist ihm das blutigste Unrecht getan worden. Es gibt freilich eine Nachahmung in der bildenden Kunst, die unbedingt zu verurteilen ist. Fast in jeder Kunstmetropole gibt es Größen, welche anerkannte Meister oder anerkannte Manieren blendend für ungeübte Augen nachzuäffen verstehen und damit ihren Beutel füllen; es gibt auch solche, welche die großen Gedanken von Künstlern, die selbst noch zu ringen haben, dem Publikum gleich in gefälligerer Form aufzuwarten wissen. Hätte Sandreuter das getan, so wäre jede öffentliche Verurteilung berechtigt gewesen. Allein dann hätte auch er im Gegenteil eines raschen, wenn auch vielleicht vorübergehenden Erfolges sicher sein können, sein Verfahren wäre vom Publikum nicht bemerkt, von der Kritik kaum gerügt worden.[1]) Nichts pflegt so mühelos und reichlich Geld und

[1]) Tatsächlich ist von einer Kritik, die in ihrer Art klassisch war, einem solch schnöden Nachahmer einst die Palme gereicht worden, während von Sandreuter und andern hervorragende Werke ausgestellt waren.

Ehren einzutragen, als solch dreiste Ausbeutung fremder Gedankenarbeit.

Sandreuter hatte es aber nicht darauf abgesehen, zu blenden, sondern suchte die Kunst in dem Geiste auszuüben, wie der Meister, der ihm von Jugend auf als Ideal eines Künstlers erschienen war; deshalb ist die Schule Böcklins für ihn denn auch zunächst ein Martyrium geworden. Es hat allerdings auch Sandreuter manches übernommen, was nicht notwendig mit Böcklins höherer Auffassung und reiferer technischen Erfahrung verbunden war. Aber dies war bei dem engen Zusammenleben in Florenz schließlich ganz natürlich. Die Eindrücke, die Böcklin gerade damals anregten, persönliche Erlebnisse, die die einzelnen Werke veranlaßten, selbst seine ganze Anschauung vom Werte des Daseins wurden von seinen Genossen geteilt. Man lebte von der Welt abgeschlossen und atmete dieselbe Luft. Böcklin, der angeblich Bestohlene, urteilte denn auch ganz anders über Sandreuter, er sah in seinem Schüler den Freund und Bundesgenossen und hat ihn bei seinen Mißerfolgen wieder aufzumuntern gesucht.

Mit der dauernden Uebersiedelung nach Basel im Jahre 1885 begann für diesen aber eine glücklichere Epoche, die dritte und letzte seiner Tätigkeit, die Zeit der großen Aufträge. Er nahm noch einmal einen Aufschwung und auch wir sehen mit den Gegnern Böcklins in den Werken dieser Zeit die besten seines Lebens. Seinen äußeren Erfolgen kam zwar auch das zu gute, daß auch sein Lehrer nun immer mehr an Ansehen gewann; es war zu beobachten, wie Zeitungskritiker, die Böcklin anfingen zu loben, bald auch Sandreuter gelinder behandelten. Allein es ist keine Frage, daß er nun auch manche Aeußerlichkeiten der Böcklin'schen Schule abgestreift hat. Das subjektive Element, das aller wahren Kunst eigen ist, tritt nun unverhüllter zu Tage in einem stark ausgeprägten persönlichen Geschmack in Farbe und Form. Jetzt entstehen die Werke,

die an niemand andern mehr erinnern. Zugleich wird er auch realistischer, Farbe, Form und Anordnung wirken zufälliger, die Palette wird reicher, die Modellierung weicher, die räumliche Wirkung stärker, die Stimmung duftiger. Eine viel reichere Skala von Farben und Tönen verwendet er auch da, wo er wie im „Dolce far niente“ oder in „Malerei und Dichtung“ auf die Vorwürfe der früheren Epoche zurückgreift. Jetzt stellte er auch sein dekoratives Talent, das in den Landschaften der letzten Jahre so vorzüglich zur Geltung kommt, in den Dienst der Dekoration im engeren Sinne, und es entstehen seine geschmackvollen Möbel, die wirkungsvollen Plakate und die Ausstattung seines eigenen Hauses.

Mir scheint, daß aber gerade jetzt, wo die Aeußerlichkeiten einer fremden Individualität zurücktreten und aus den meisten Werken völlig verschwunden sind, das, was an Böcklin wirklich vorbildlich ist, seinen Schöpfungen ihre besondere Weihe verlieh: der einfache und große Zug, der Verzicht auf alles überflüssig niedliche und hübsche, die Entschiedenheit, mit der alles einer großen Gesamtwirkung dienstbar gemacht ist, überhaupt das Schaffen, um in der Kunst und nicht durch die Kunst etwas zu erreichen. Es sind dies freilich Vorzüge, in denen ein Lehrer wohl einen Schüler bestärken kann, die aber auch im Schüler einen ganzen Mann voraussetzen, Vorzüge, die man wohl bei jeder großen Leistung aller Stilepochen und Völker finden kann. So hat sich die Beharrlichkeit gelohnt, mit der Sandreuter seit den Knabenjahren das Ziel verfolgte, als schöpferischer Künstler einst tätig zu sein; daß er aber einem Gewaltigen wie Böcklin gegenüber seine Eigenart bewahren konnte, oder besser, daß er sie von einem solchen Meister in solcher Weise zurückerobern konnte, war eine echte Mannestat, die ihm zu dauernder Ehre anzurechnen ist, und bezeugt ein Talent von seltener Kraft und Urwüchsigkeit.





Stadt und Landschaft Basel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Von Dr. L. Freivogel.



3. Die Basler Landvögte. (Fortsetzung.[1])

D. Münchenstein.

1. Emanuel Fäsch, J. U. L. (1749—1757).

(Wegen des Stammbaums siehe Homburg 5.)

Der Landvogt Emanuel Fäsch ist nicht, wie schon behauptet worden, der 1760 verstorbene Wagmeister, ein Sohn des Stadtschreibers J. J. Fäsch, sondern ein Sohn des Lohnherrn Lukas und Bruder des Deputaten Lukas Fäsch. Er wurde am 5. Dezember 1724 zu St. Alban getauft und hatte außer Lukas noch zwei Geschwister, A. Maria und Sara, von denen die erstere die Frau des Landvogts Joseph Burckhardt von Homburg und Münchenstein war. Wie noch viele aus dieser Familie wandte er sich dem juri-

[1]) S. Basler Jahrbuch 1902 S. 134 ff.

stischen Studium zu und wurde Lizentiat beider Rechte. Darauf erhielt er 1748, noch nicht einmal 24 Jahre alt, trotz 50 Bewerbern die Landvogtei Münchenstein (4/17). Am 8. März 1749 legte er den Amtseid ab und stellte als Bürgen seinen Schwager Joseph Burckhardt und den Stadtschreiber von Kleinbasel, Dietrich Forcard.

Die neue Stellung muß das Selbstgefühl des jungen Mannes bedeutend gesteigert haben. Wenigstens wurde ihm 1750 mit unzweideutigen Worten geschrieben, der Landvogt solle sich gegenüber der Obrigkeit so verhalten, wie es seine Pflicht erfordere; sonst sehe man sich gemüßigt, ihm auch fernerhin das Mißfallen zu verstehen zu geben und ihn zur Verantwortung zu ziehen.

In Binningen wollten Barbara und Franz Seiler an Stelle eines alten Stalles einen neuen mit Scheune bauen; es widersetzte sich jedoch der Nachbar. Darauf wünschten beide Parteien einen Augenschein des Landvogts. Er aber fand, die Untertanen bereiteten sich nur unnütze Kosten; sie sollten sich mit dem gerichtlichen Spruche begnügen. Allein er empfing die Weisung, den Augenschein vorzunehmen und nach Billigkeit zu entscheiden.

In der Folge finden wir Fäsch eifrig tätig. Doch noch im letzten Jahr blieb ihm der Vorwurf nicht erspart, daß er das übrigens sehr engherzige Gesetz wegen Fernhaltung der fremden Schuhmacher besser hätte handhaben sollen.

1757 kehrte er, erst 32 Jahre alt, wieder nach Basel zurück und lebte ziemlich zurückgezogen. Erst 1761 kam er in das Gericht der mindern Stadt und 1766 als einfacher Accedens in die Kanzlei. Am 1. März 1769 wurde er zum Postmeister gewählt, bat aber schon am 25. desselben Monats wieder ab, weil, wie er in einem Schreiben an den Kleinen Rat selbst erklärte, seine Kräfte zur Versehung einiger Funktionen nicht gewachsen seien. Er behielt daher seine Kanzleistelle wieder bei, bis ihm im folgenden Jahr

ein besser zusagender Posten winkte und er als Nachfolger seines Oheims, Hans Heinrich Fäsch, zum Stadtschreiber von Liestal befördert wurde. Er trat sein neues Amt sofort an, hatte aber noch ein Jahr lang, im sogenannten Gnadenjahr, das Einkommen den Erben seines Vorgängers zu überlassen, wofür auch seinen Nachkommen dieselbe Vergünstigung in Aussicht gestellt wurde. Nach einer ruhmvollen Tätigkeit starb er in der Nacht vom 21. auf den 22. April 1796 und wurde am 24 zu Liestal begraben.

Er hatte sich am 1. Dezember 1749 mit Dorothea Fürstenberger verheiratet, die ihm in Münchenstein drei Kinder gebar, Sara, Philipp Heinrich und A. Maria, über die ich keine weitern Mitteilungen zu machen imstande bin.

2. Hieronymus Christ (1757—1765).

Der Stammvater des baslerischen Geschlechtes Christ war nach Lutz Tobias Christ, der von Markirch im Elsaß nach Basel auswanderte und hier 1647 starb. Sein Enkel Franz, Professor und Ratsschreiber, war der Vater des Landvogts Hieronymus, über dessen Familie folgender Stammbaum das Nötige enthält:

Franz Christ, 1688—1744, J. U. D., Professor und Ratsschreiber
Judith Fäsch, † 1751

Hans Jakob	A. Maria	Franz	Franz	Hieronymus, Landvogt
1722—43	1724	1725	1728	1729—1806
				Rosina Kuder, † 1782

Rosina	Benedict	Franz, Handelsmann	Hieronymus
1748—1811	1749	1750—181[illegible]	1753—1827
Joh. Rud. Stickelberger		A. Marg. Frey † 1819	Oberstwachtmeister, Ritter.

Der Landvogt Hieronymus Christ wurde am 3. Juli 1729 zu St. Alban getauft. Er wandte sich dem juristischen Studium zu, wurde schon 1751 Gerichtsherr diesseits und trat 1755 als Accedent in die Kanzlei ein. Aber schon am 22. März des fol-

genden Jahres erlangte er unter 23 Bewerbern die Landvogtei Münchenstein. Als er bei Uebernahme seines neuen Amtes am 19. Februar 1757 den Eid ablegte, bürgten für ihn sein Schwiegervater, der Wirt Benedikt Kuder, und der Lohnherr Lukas Sarasin.

Der junge Mann warf sich mit wahrer Begeisterung auf seine neue Aufgabe, galt es doch, auf dem Gebiete der Landwirtschaft etwas zu leisten, für welche damals die Besten und Wägsten im ganzen Vaterlande schwärmten. Der Krieg gegen die Dreifelderwirtschaft war erklärt, und das schlechte Ackerland sollte durch Einschlagen in Matten und durch richtige Düngung verbessert werden. Christ wollte auf den Schloßgütern eine Musterwirtschaft einrichten, ließ schon 1756 50 Bäume setzen und brachte einige Landleute dazu, ihre in der Nähe des Schlosses gelegenen Aecker gegen andere an der Basler Grenze auszutauschen. Dann erwarb er sich 1761 das ausschließliche Privileg der Ausbeutung einer Mergelgrube, um mit diesem Kunstdünger auf den Schloßgütern und dem Allmendland Proben vornehmen zu können. Auf ein ferneres Begehren, das er noch im gleichen Jahre stellte, ihm die etwa eine halbe Stunde vom Schlosse entfernten Aegerten als Erblehen zu übertragen, damit er sie verbessern könne, ging der Kleine Rat nicht ein. Dagegen wurde er noch 1761 mit Lic. Fäsch beauftragt, wegen der in Bretzwil begehrten Einschläge eine Untersuchung vorzunehmen und überhaupt wegen der Verbesserung der Landwirtschaft einen Bericht einzugeben, ein Auftrag, der 1770 erneuert wurde.

Dieser Bericht[1]) bespricht zunächst die begehrten Einschläge in den Bännen Reigoldswil, Lauwil, Bretzwil, Oberdorf, Langenbruck, Bennwil, Hölstein, Eptingen, Diegten, Tenniken, Häfelfingen, Zeglingen, Rünenberg, Gelterkinden, Sissach, Zunzgen, Frenkendorf im einzelnen aufs eingehendste, um dann im allgemeinen den Stand der

[1]) Vaterländische Bibliothek O 31.

damaligen Landwirtschaft einer Kritik zu unterziehen. Die Hauptgedanken sind kurz folgende: Ein großer Teil des Ackerlandes sind Aegerten oder wertloses Land, das entweder den Bodenzins nicht abwirft oder nur mit großer Mühe bebaut wird. Welchen Nutzen das Einschlagen von schlechtem Ackerland einer ganzen Ortschaft bringen kann, hat Langenbruck gezeigt, wo die blühendste Landwirtschaft besteht. Das übrigbleibende Ackerland erhält um so bessere Pflege, weshalb auch der Zehntenausfall nicht so groß ist, wie man geglaubt hat. Der Heuzehnten ist in eine der Natur des Landes entsprechende Geldabgabe zu verwandeln. Allerdings geht die Brachweide für die Gesamtheit verloren; aber man gewinnt dafür die Herbstweide. Wer das Recht der Eigenweidigkeit erlangen will, zahlt dafür eine bestimmte Taxe, die zum Nutzen der Gemeinde zu verwenden ist. Die Weitweiden befinden sich meist in einem kläglichen Zustand, was von der nachlässigen Säuberung herrührt. Das Vieh läuft sich darauf müde, ohne sich satt fressen zu können. Im Stalle gefüttert, wäre es nicht nur leistungsfähiger, sondern leichter zu mästen. Die Fron könnte durch eine Auflage auf die Güter besser geordnet werden.

1762 befahl man auf den Vorschlag des Landvogts, an der Birs und am Birsig Weiden zu pflanzen, und 1763, die Weitweiden zu säubern. Der Bau der Münchensteinerstraße, die unter seiner Verwaltung beendigt wurde, brachte ihn auf den Gedanken, die Fron auf einen bessern Fuß einzurichten, und derselbe fand solchen Anklang, daß eine Arbeit darüber 1764 sogar in den „Abhandlungen und Beobachtungen durch die ökonomische Gesellschaft in Bern" Aufnahme fand.

Der wesentliche Inhalt dieser Schrift ist folgender: Fronen sind eigentlich Dienste, welche die Untertanen früher ihren Herren oder Gemeinden persönlich und unentgeltlich leisteten. Später waren sie die Folge der Dienstbarkeit, da die Landesherren zugleich Eigen-

tümer der liegenden und fahrenden Habe waren. Als aber eine vernünftigere und mildere Gesinnungsart Oberhand gewann, wurde mit der zunehmenden Freiheit allmählich die Realfron eingeführt. An vielen Orten der Schweiz besteht aber noch immer die Personalfron, wobei Tauner und Kleinbauern die Handfron und die Besitzer von Zugvieh die Fuhrfron leisten. Der Verfasser hält die Realfron, wenigstens für die größeren staatlichen Fronen, für das allein Richtige und zeigt, wie dieselbe an einem bestimmten Orte aufs trefflichste eingerichtet war. Herrschafts-, Pfarr- und privilegierte Güter waren wie bisher frei, eine Vergünstigung, die in Zukunft den an Herren übergehenden Bauerngütern nicht mehr zu teil werden soll. Die Mannschaft des Dorfes war in Rotten eingeteilt. Jeden Tag trat eine andere unter einem Rottmeister an. Jeder Fröner, sowie jeder Fuhrmann, erhielt einen bestimmten Lohn. Dieser wurde aus der Auflage bezahlt, die nach dem Schatzungswerte der Güter erhoben wurde. So war die neue Einrichtung für die Armen, die keine Güter besaßen, zugleich eine Quelle des Verdienstes; auch trug sie zur Hebung der Landwirtschaft bei, da wieder mehr Zugvieh gehalten, das Futter im Lande verbraucht und die Aecker infolge dessen besser gedüngt und gepflügt wurden. Bei der Wertung der Güter berücksichtigt der Verfasser die Hypotheken nicht und glaubt, gemäß den Grundsätzen des physiokratischen Systems, Haus, Hof und Baumgarten, sowie die angelegten Gelder von jeder Besteuerung befreien zu müssen, trotzdem ihm beides nicht ganz billig erscheint. Wie sehr er übrigens seine Mitbürger zu überzeugen verstand, beweist die neue Fronordnung vom 7. März 1764, wo alle diese Gedanken sich fast unverändert wieder finden.

In seinen Amtshandlungen blieb Christ der Vorwurf der Härte und Eigenmächtigkeit nicht erspart, und bei aller Begeisterung für den Landbau war er mit seinen Herren der Ansicht, daß das Landvolk in patriarchalischer Einfachheit, fern von allen Ver-

gnügungen und in kindlicher Frömmigkeit zu halten [1]) sei, während sie selbst sich nicht den geringsten Zwang auflegten. Vielleicht war die Einführung seiner Neuerungen nicht frei von vielen Gehässigkeiten. Wenigstens hat er sich beim Volke den Ruf eines gestrengen Herrn erworben, dessen Regierung man diejenige eines „Türken" oder „Heiden" vorgezogen hätte.[2])

Mit dem Großen Gescheid führte er 1758 wegen der Gerichtsbarkeit in den Bännen Binningen und Bottmingen einen Prozeß, der allerdings zu seinen Gunsten entschieden wurde. Dagegen behielt 1760 trotz seiner Klage der Besitzer des Brüglinger Gutes, Herr Löffel, sein Privileg, den Weinzehnten teilweise mit Geld abtragen zu dürfen.

Nach Basel zurückgekehrt, wurde Christ 1767 Gescheidherr und 1769 Dohlenherr. Seinen Eintritt in den Großen Rat erreichte er jedoch erst 1771 durch seine Wahl zum Sechser der Schlüsselzunft, in welcher er 1789 zum Ratsherrn vorrückte. Daneben war er 1772 und 1790 Ehegerichtsherr, 1777 Verordneter in Landsachen, 1779 und 1789 Vigilanzherr, 1779 Mitglied der Kommission für Amts- und Pfrundhäuser, 1783 Fruchtkammerherr, 1785 Inspektor des Steblinsbrunnens (Stapfelberg), 1788 Rechenrat, 1790 Polizeiherr, 1791 Brotschauherr und Fünferherr, 1793 Waldherr, 1795 Präsident des Siebneramtes, 1796 Revisor, 1797 Appellationsherr und 1790 und 1793 ennetbirgischer Gesandter, weshalb er 1791 und 1794 zu Liestal die Huldigung entgegennahm.

Im Jahr 1778 erklärte Christ im Großen Rate, daß Leute von Fundamentalgesetzen redeten, die nach diesen Gesetzen nicht einmal in der Versammlung sitzen dürften. Der Professor und Klein-

---

[1]) Rede in Liestal 1798.

[2]) Mündliche Ueberlieferung.

rat Weiß bezog dies sofort auf sich und erhielt den Bescheid, daß er Pensionen empfange, eine Behauptung, welche jedoch sein Gegner nicht zu beweisen imstande war. Als Besitzer von Brüglingen wurde Christ zweimal, 1780 und 1784, zuerst von Meister Stähelin in der Neuen Welt und dann von den Müllern zu St. Alban verklagt, daß er in seinem Teicharme Faschinen und Weiden angebracht und dadurch Wassermangel hervorgerufen. Das erste Mal behielt er recht; welchen Ausgang aber der zweite Prozeß nahm, konnte ich aus den Akten nicht ersehen.

Beim Ausbruch der Basler Revolution erfreute sich Christ des vollen Vertrauens der alten Regierung. Deshalb wurde er am 10. Januar 1798 als Deputierter nach Liestal geschickt, wo er durch seine unbedachtsamen Worte den Gang der Ereignisse und den Sieg der gegnerischen Sache wesentlich förderte, „da man seine eigene Moralität nur allzu gut kannte.“ Darum bekleidete er weder zur Zeit der Nationalversammlung, noch der Helvetik irgend ein politisches Amt. Dagegen wurde er 1803 als Ratsherr zum Schlüssel wieder Mitglied des Kleinen Rates. Er starb am 9. März 1806, nachdem ihm seine Gemahlin schon 1782 im Tode vorangegangen war.

Sein jüngerer Sohn Hieronymus hatte es in Frankreich im Regimente Salis-Samaden bis zum Major gebracht. Als dasselbe 1792 aufgelöst wurde, nähte er auf der Flucht 90 Louisdors in seine Halsbinde ein. Sie wurden ihm aber in Pierre-Fontaine im Departement du Doubs abgenommen. Der Vater bat seine Regierung um eine „Fürbitte.“ Ob sie ihm aber viel genützt, ist zu bezweifeln. In Basel wurde der junge Mann später Kriegskommissär und Stadtrat und lebte bis 1827. Sein älterer Bruder Franz war seit 1784 Sechser zu Webern.

3. Hans Bernhard Sarasin, J. U. L. und Bürgermeister (1765—1773).

(Siehe die ausführliche und schöne Arbeit von Felix Sarasin im Basler Jahrbuch 1892.)

4. Joseph Burckhardt (1773—1781).

(Siehe Homburg 1.)

5. Johann Jakob Thurneysen, Med. Dr. (1781—1789).

Das alte baslerische Geschlecht Thurnhäuser oder Thurneysen spaltete sich seit dem Ende des 17. Jahrhunderts in zwei Zweige, die sich von Ratsherrn Rudolf, † 1683, und dessen Bruder Wilhelm herleiteten. Der Enkel des letztern war der Vater des Landvogts, dessen Anverwandte man aus folgendem Stammbaum ersehen mag:

Ludwig Thurneysen, Kaufmann, 1690—1735
Margaretha Linder, getraut 1723

Johann Jakob, Med. Dr., Landvogt 1729—89	Lukas, Kaufmann 1732—87
1) Kath. Fattet † 1758; 2) A. Maria Heusler † 1772	

Lukas 1753—54	Valeria 1754—1827 Ach. Mieg, Prof.	Lukas 1755—56	Joh. Jakob 1756—1804 Prof.	Lukas; 1758—59	Andreas 1760—61	Ludwig 1761 † 1761

Hieronymus 1763—82	Margaretha 1764	A. Maria 1765	M. Salomea 1767—1806

Der Landvogt Johann Jakob Thurneysen, Sohn des Ludwig und der Katharina, geb. Fattet, nicht zu verwechseln mit zwei andern Zeitgenossen desselben Geschlechtes, wurde am 13. Januar 1729 zu St. Leonhard getauft. Als er 1745 die philosophische Magisterwürde erhalten, wandte er sich dem medizinischen Studium zu und wurde 1751 Dr. med. und 1756 Beisitzer der medizinischen Fakultät in Basel. Doch konnte ihn sein Beruf nicht auf die Dauer fesseln; denn 1763 ließ er sich zum Dompropsteischaffner wählen, nachdem er auch ein Jahr lang Kollektherr gewesen war.

17 Jahre später meldete er sich mit 31 Bewerbern um die Landvogtei Münchenstein und wurde am 28. Februar 1780 durchs Los gewählt, trotzdem nur drei von siebzehn Stimmen auf ihn gefallen waren. Nun bat er am 21. März desselben Jahres in einer von der „Haushaltung" warm unterstützten Bittschrift, ihm seine Verwaltung bis Johanni 1781 zu lassen; seine Wohnung wolle er bis auf zwei Zimmer auf Oculi 1781 räumen. Es wurde ihm im Kleinen Rate entsprochen. Aber tags zuvor war im Großen Rate die Frage gestellt worden, ob es nicht tunlich sei, den neu zu erwählenden Verwalter einer bestimmten Ordnung zu unterwerfen, worauf die Bemerkungen fielen: 1. Ein künftiger Schaffner solle seine Jahrrechnungen und 2. die Rechnungen über Wein und Brot nach dem Muster des Direktoriums der Schaffneien einrichten; 3. seine Baumaterialien durch Lohnfuhren und nicht durch eigene Wagen abholen; 4. das Stuhl- und Grabsteinbuch richtig führen und der Direktorialsession zur Prüfung vorlegen und 5. Verwalter Thurneysen möge das, was 1763, 1773 und 1779 an Geld, Frucht und Wein vorhanden gewesen, zusammentragen.

Der neue Landvogt stellte am 10. März 1781 bei Anlaß seiner Eidleistung als Bürgen Lukas Passavant und Lukas Thurneysen. Aber am 27. Juni 1787 erklärte er vor Rat, daß es die Umstände erforderten, statt ihrer seinen Tochtermann Professor Achilles Mieg und seinen Sohn Professor Thurneysen vorzuschlagen.

Im folgenden Jahre 1788 wurde Thurneysens Nachfolger in der Dompropstei, Verwalter Falkner, zum Direktor der Schaffneien gewählt und bei dieser Gelegenheit die Kompetenz eines Dompropsteischaffners neu geordnet. Dabei zeigte es sich, daß sich sowohl Thurneysen als Falkner verschiedene Accidenzien in Stroh, Holz, Ehrschätzen, die Uebermaße (Differenzen des Liestaler und Bürgermaßes) von Wein und Früchten, Kabis, Mus, die Benützung einer Beunde zu Rothenfluh und einen Heuzehnten zu Frenkendorf an-

geeignet. Das Urteil vom 23. Februar 1789 ging dahin, daß Thurneysen der Dompropsteiverwaltung 400 und Falkner 200 Neutaler innerhalb vier Wochen zurückzuerstatten hatten. Am 13. des folgenden Monats wurde Landvogt Thurneysen begraben. Zehn Tage darauf baten die beiden Amtsbürgen Mieg und Thurneysen um Acceß vor Rat, aber erhielten am 8. Juni 1789 den wenig tröstlichen Bescheid: „Lassen es meine Gnädigen Herren bei der Erkanntnis vom 23. Hornung bewenden und sind die beschlossenen 100 Louisdors innerhalb 24 Stunden der Domverwaltung zu bezahlen. Den beiden Herren werden ihre Schriften zurückgegeben, und jeder von ihnen ist zur Bezeugung der Gnädigen Herren und Obern Mißvergnügens in eine Strafe von 100 Neutalern zu Gunsten der beiden Armenhäuser Gr. Almosen und Waisenhaus verurteilt."

Diese Verhandlungen hatten zur Folge, daß sich auch gegen die landvögtliche Verwaltung Thurneysens Zweifel erhoben. Aber am 2. April 1789 erklärten in der „Haushaltung" Dreierherr Münch und Ratsherr Stähelin, die mit alt-Landvogt Sarasin die Untersuchung zu führen gehabt, es sei mehr Aufsehen gemacht worden, als an der Sache sei. Von umgehauenen Bäumen habe man nichts gefunden; allerdings seien die Güter stark benützt worden, und der große Holzvorrat sei vollständig verschwunden. Auch war, wie sich's am 15. Mai darauf erwies, die Schloßregistratur nicht in Ordnung und die Jahresernte, die man sonst gegen eine Entschädigung in Früchten dem Nachfolger zu überlassen pflegte, schon an Landleute verkauft. Die Erben hatten sich mit Landvogt Munzinger zu verständigen. Doch am 8. Dezember 1789 waren das Verhör- und Augenscheinsprotokoll noch nicht zu Ende geführt.

Im übrigen scheint Landvogt Thurneysen ein milder Herr gewesen zu sein; wenigstens fragte er am 8. Dezember 1786 an, ob er dem Jakob Stingelin, der zu viel Hochzeitsgäste eingeladen, nicht von der gesetzlichen Strafe von über 200 Pfd. (10 Gulden

pro Person) einen Teil erlassen dürfe. Dieser Zug ist um so mehr hervorzuheben, als diese Strafgelder einen wesentlichen Teil der landvögtlichen Einnahmen bildeten.

In Basel wurden von Johann Jakob Thurneysen am 1. Juli 1780 den drei Gesellschaften von Kleinbasel drei Jucharten Land und von dessen Erben am 15. Mai 1789 das Haus zum Jagdberg an der Webergasse dem Handelsmann Hieronymus de la Chenat verkauft.

6. Niklaus Munzinger (1789—1797).

Als im Jahr 1393 die Basler „gegen einen von Krenkingen" nach Muttenz zogen (Ochs), beschenkten sie unter andern auch einen Munzinger mit dem Bürgerrecht. Seitdem blühte dieses Geschlecht in unserer Stadt, und wenn es sich auch nicht zu den sogenannten herrschenden zählte, so beteiligten sich doch seit dem 16. Jahrhundert immer einige Glieder an der Leitung des Staatswesens. Seit 1539 besaßen sie fast fortwährend den Bestand der Fischweide in der Wiese, so daß 1768 der Rotgerber Friedrich von einem Erblehenspruch; es war ihm aber nicht möglich, diese Behauptung zu erweisen, so daß von da an das Vorrecht aufhörte. Ein großer Teil der Familie wohnte im Kleinbasel; ein anderer betrieb zu St. Elisabethen den Bäckerberuf. Diesem entstammte der Landvogt Niklaus, über dessen Anverwandte folgender Stammbaum Auskunft geben mag:

Hans Jakob, Weißbeck, † 1725
Katharina Keller

A. Christine 1693—1753 Joh. Ulr. Sulger	A. Elisabeth 1697—1763 Vest	Hans Heinrich, Weißbeck 1704—1748 Maria Spörlin, vereh. 1734

Niklaus, Landvogt, Deputat 1735—1809
Susanna Margaretha Linder, verehl. 1758

Franziska 1758	A. Katharina 1760—1835 J. Christoph Riggenbach	Sus. Margaretha 1762—1820 H. Georg Gysler Kaufmann	Elisabeth 1765—89 beerdigt zu Münchenstein.	Niklaus 1770—83	Rudolf 1771—1820 Oberl. der Standestruppen.

Der Landvogt Niklaus Munzinger, nicht zu verwechseln mit dem nur ein halbes Jahr ältern, ebenfalls von einem Hans Heinrich Munzinger abstammenden Niklaus Munzinger, Posamenter und Ammann von Kleinbasel, wurde am 11. Oktober 1735 zu St. Elisabethen getauft. Sein Vater, den er schon als zwölfjähriger Knabe verlor, hatte von 1742—1746 eine Sechserstelle der Bäckerzunft inne, eine Ehre, die 1768 auch dem Sohne zu teil wurde. Darauf war er 1770 Salzherr, 1771 Gerichtsherr, 1775 Reformationsherr, 1782 Appellationsherr und 1783 Statutenherr. 1788 meldete er sich unter 25 Bewerbern um die Landvogtei Münchenstein und empfing sie am 25. Februar, nachdem er in der Vorwahl 6 von 17 Stimmen auf sich vereinigt hatte. Als er am 11. März 1789 seine Stelle antrat, bürgten für ihn seine Schwiegersöhne Jakob Christoph Riggenbach und Hans Georg Gyßler.

Munzingers Amtsperiode fiel in eine ernste, bewegte Zeit. Am 5. Mai 1789 traten in Versailles die Reichsstände zusammen, und Ende Juli war an unsern Grenzen die Revolution schon in vollem Gange, so daß 30 bis 40 Mann aufgeboten wurden, um die Birsbrücke und den Steg zu St. Jakob zu bewachen. Ebenso wurden im Einvernehmen mit dem Fürstbischof nach dem Neubad und nach Benken Patrouillen angeordnet. Mit Recht befürchtete die Regierung, es möchte das Landvolk in die Bewegung hineingezogen werden, besonders da der Club helvétique Broschüren in der Schweiz verteilte und auf alle Weise schürte. Wirklich wurde 1789 Friedrich Jauslin von Muttenz zu vier Jahren Galeeren und zu ewiger Verbannung aus der Eidgenossenschaft verurteilt, weil er im Elsaß einen Diebstahl begangen hatte. Noch gefährlicher wurde Basels Lage, als 1792 das Bistum verloren ging und Biel-Benken eine französische Enklave wurde. Von nun an erfolgten häufig Grenzverletzungen, und Deserteure flüchteten auf unser Gebiet. Ja 1792 zogen sogar 53 feindliche Dragoner durch

Muttenz. Schon 1789 blieben die Fruchtgefälle aus dem Elsaß aus und 1792 auch diejenigen aus dem Bistum, so daß der Pfarrer von Münchenstein vom Staate entschädigt werden mußte.

Unter solchen Umständen bedurfte es eines umsichtigen Beamten, der durch weise Maßregeln sich das Zutrauen des Volkes gewann. Dies muß Munzinger ganz und gar gewesen sein; denn am 14. Januar 1797 wurde ihm nicht nur eine Summe von 500 Pfd. für außerordentliche Unkosten und den Ausfall von Kompetenzfrüchten bewilligt, sondern auch die Zufriedenheit der Behörden ausgesprochen. In dem betreffenden Schreiben heißt es wörtlich: „Mit Klugheit, Sachkunde und Pünktlichkeit habt Ihr die Euch zugegangenen Aufträge stets besorgt, an Wachsamkeit und treuer Berichterstattung des Vorfallenden es nie ermangeln lassen, und der Eifer, den Ihr den Angelegenheiten Eurer Amtsangehörigen stets gewidmet, zeigt nichts als eine zusammenhängende Kette schöner gemeinnütziger Wirksamkeit für das Wohl Eurer Untergebenen, welche es mit Dank und Rührung erkennen. Süß muß dieser Lohn in Eurem Herzen bereits liegen; zum Zeichen aber, daß Euer unausgesetzt löblichstes Betragen auch Eurer Obrigkeit die reinste und lebhafteste Freude gewährt hat, und daß der Wert eines solchen Benehmens derselben besonders schätzbar ist, bezeugen wir hiemit des feierlichsten und einhellig Euch, als einem verdienstvollen Beamten, unser hohes und bestes Vergnügen über alle Eure zu unserer Zufriedenheit ausgefallenen Amtsverrichtungen.“ [1])

Aber auch Munzinger hatte es nicht allen recht machen können. Denn am 7. Juli 1798 verlangten die Beamten von Binningen und Bottmingen Auskunft über die Siegeltaxe, die sie ihm beim Verkauf des Schlosses Binningen hatten bezahlen müssen. Drei Tage darauf führte er gegen J. Völlmy von Sissach Klage, weil

[1]) Missiven 1797. 14. I.

dieser im Schlüssel zu Binningen vor vielen Leuten gesagt hatte, die Landvögte seien alle Diebe und Schelme gewesen, und trotzdem man ihn auf die Person Munzingers aufmerksam gemacht, das Wort wiederholte. Der Angeklagte mußte Abbitte tun und die Gerichtskosten tragen.

Nach dem Sturz der alten Regierung war Niklaus Munzinger Mitglied der Kommission zur Anhörung vaterländischer Vorschläge, während der Helvetik Kantonsrichter und zur Zeit der Mediation Kleinrat, Deputat und Pfleger des Spitals. Er starb am 16. November 1809 und wurde am 20. desselben Monats zu St. Elisabethen begraben.

7. Jakob Christoph Rosenburger (1797—1798).

(Wegen der Familie siehe Homburg 6.)

Jakob Christoph Rosenburger, einer der bedeutendsten baslerischen Politiker im 18. Jahrhundert, wurde als der älteste Sohn des Landvogts Peter Rosenburger und der A. Maria Horner am 10. Februar 1733 zu Arisdorf geboren.[1]) Nachdem er das hiesige Gymnasium mit großer Auszeichnung durchlaufen hatte, machte er eine kaufmännische Lehre durch und begab sich dann zu seinem mütterlichen Oheim Samuel Horner nach Dublin. Erst nach sechsjähriger Abwesenheit kehrte er wieder nach Basel zurück und errichtete mit seinem Bruder Franz eine Indiennefabrik. Dann vermählte er sich am 25. März 1754 mit Susanna Rosa Iselin, verlor sie jedoch schon den 18. Dezember desselben Jahres durch den Tod. Doch bald sehen wir ihn wieder auf Freiersfüßen; diesmal verlobte er sich mit seiner eigenen Cousine M. Magdalena Rosenburger, und da sie mit ihm in verbotenem Grade verwandt war, ließ er sich in jugendlichem Leichtsinn am 8. September 1756

[1]) Civilstand.

zu Tüllingen trauen. Das Ehegericht, das von der Sache Kenntnis erhielt, wurde getäuscht. Da riet ihm der Stadtkonsulent, den man um ein Gutachten ersuchte, sich mit einer Bittschrift an den Großen Rat zu wenden, und dieser belegte ihn mit einer Strafe von 100 fl. zu Gunsten des Waisenamtes und -Hauses.

Auch als Fabrikherr zog sich Rosenburger anfänglich Tadel zu. 1757 lief ihm der junge Johann Kaspar Riedtmann aus der Lehre, und als er ihn deswegen verklagte, wurde er beschuldigt, ihn Dieb gescholten und geschlagen zu haben. Darauf mußte ihm Rosenburger ein Leumundszeugnis ausstellen. 1758 geriet er in einen harten Konflikt mit dem Indiennefabrikanten Emanuel Ryhiner, weil er einen seiner entlassenen Arbeiter, Johannes Müry von Wintersingen, in sein Geschäft aufgenommen und sich hartnäckig weigerte, ihn zu verabschieden. Er tat dies überhaupt erst, als er gerichtlich dazu genötigt wurde. Im folgenden Jahre hatte er sich wiederum wegen des Vergehens, einen Lehrjungen an sich gezogen zu haben, gegen die Herren Köchlin, Dollfuß und Cie. in Mülhausen zu verantworten. Dieser Streit zog sich mehrere Monate hinaus. Zwar gab Rosenburger nach; aber der von den Baslern vorgeschlagene Vergleich zwischen den Basler und Mülhauser Indiennefabrikanten kam nicht zustande.[1])

Seit dem Ende der sechsziger Jahre dürfen wir Jakob Christoph nicht mehr als Chef der Fabrik ansehen. Dies wurde der Bruder, Oberstmeister Franz. Er war es, welcher am 31. Oktober 1775, allerdings unter der Kaution des Vaters und Bruders, das Klingental um einen jährlichen Zins von 610 Pfd. pachtete, um in dessen zahlreichen Räumen das Geschäft besser betreiben zu können. Er durfte jede wünschbare Aenderung vornehmen, hatte aber das Ganze auf seine Kosten zu unterhalten; nur empfing er

---

[1]) Handel und Gewerbe L. L. 59 Indiennefabrik 1753—1754.

am 12. November 1776 zur Reparatur des Hauptgebäudes fünfhundert neue französische Taler. Auf Weiteres ließ sich das Direktorium der Schaffneien nicht mehr ein. Am 24. März 1779 kaufte die Firma von Heinrich Heusler, J. U. L., die Walke im Klingental, veräußerte aber 1778 das Eckhaus beim Riehentor und 1780 die Häuser zum stillen Wind und zum Hirzburg. 1791 findet sich im Ragionenbuch Franz Rosenburger allein verzeichnet, wahrscheinlich weil Jakob Christoph, dem 1790 seine zweite Frau, M. Magdalena geb. Rosenburger, gestorben, nun endgültig zurückgetreten war. 1794 wurde die Fabrik, wie die sämtlichen derselben Branche in Basel, in einen schweren Ausstand verwickelt. Es waren außer der Rosenburgerischen diejenigen der Herren Franz Werthemann, Johann und Samuel Ryhiner-Matzinger, Emanuel Ryhiner, Deputat Burckhardt und Linder. Die Veranlassung zu der interessanten Bewegung gab ein Abschied des Herrn Emanuel Ryhiner, worin der betreffende Arbeiter verpflichtet wurde, sechs Wochen auf dem Lande zu arbeiten und erst dann in ein ähnliches Geschäft der Stadt einzutreten. Sofort wurde in allen Indiennefabriken Donnerstag den 23. Oktober der Ausstand erklärt. Drucker und Modellstecher begaben sich in den Schwarzen Adler, und als dort nicht genügend Platz war, in das Rebhaus und wählten sechs Deputierte, welche bei der Fabrikkommission vorstellig werden und Aufhebung der für die Arbeiterschaft so lästigen Bestimmung verlangen sollten. Die Arbeit wurde erst am Samstag darauf wieder aufgenommen, nachdem die Fabrikanten nachgegeben. Nach diesem Ereignis bestand das Geschäft nur noch kurze Zeit; denn 1797 figuriert Franz Rosenburger unter den Papierfabrikanten.

Jakob Christophs politische Tätigkeit begann im Jahre 1760 mit seiner Wahl zum Mitmeister zum Greifen, was auch seinen Eintritt in den Großen Rat zur Folge hatte. Sodann wurde er 1768 Vigilanz- und Reformationsherr, 1769 Mitglied der Inspek-

tion des Waisenhauses, 1770 Rechenrat, 1771 Deputierter zu den Statuten, 1774 Gescheidsherr jenseits und Deputierter zu den Allianzen, 1778 Appellationsherr, 1780 Mitglied der Kommission für Amts- und Pfrundhäuser, 1784 Bauherr jenseits, 1786 Mitglied der Landkommission und des Ehegerichts. Endlich glückte es ihm 1787, Meister zu Safran zu werden, nachdem er schon 1781 in dieser Zunft eine Sechserstelle erhalten hatte.

Mit dieser Wahl hörte auch seine Tätigkeit als Rechenrat auf, als welcher er der Republik wichtige Dienste geleistet. Wenn eine Untersuchung oder ein Augenschein, besonders von Gebäuden, vorzunehmen war, so beauftragte man gewöhnlich Rosenburger. Dies geschah z. B. beim Stadtschreibereigebäude zu Liestal, dem Wasserfallenhaus, dem Schloß Ramstein, der Klarakirche, dem St. Albankloster, der Mägdleinschule zu Barfüßern und anderen. Er hatte über die Stammlöse und den Auf- und Abzug der Landvögte von Homburg ein Gutachten einzugeben. Vor allem aber erwarb er sich 1771 im Getreidegeschäft Verdienste, so daß man ihn außerordentlich belohnen wollte. Er wies aber alle Geschenke zurück und erklärte, daß er in dem Bewußtsein, zum allgemeinen Besten etwas getan zu haben, den schönsten Dank sehe, worauf es die Gnädigen Herren bei dem „obrigkeitlichen Vergnügen" bewenden ließen.

Als Kleinrat wurde er 1787 Mitglied der landwirtschaftlichen Kommission und Deputierter zu den Allianzen, 1788 ennetbirgischer Gesandter, Feuerhauptmann und Mitglied der Michelfelderkommission, 1789 Oberschützenmeister der Feuerschützen, Deputierter zum Gemeinen Gut und wieder ennetbirgischer Gesandter, 1790 Bauherr, 1791 Fünferherr, 1794 wiederum Bauherr und Dreizehnerherr, endlich 1795 und 1797 Nachgesandter an die Tagsatzung.

Trotz dieser hohen Ehrenstellen bewarb er sich 1796 um die Landvogtei Münchenstein und erhielt am 29. Februar bei der Vor-

wahl nur vier von achtzehn Stimmen, hatte aber das Los für sich, das ihm das Jahr vorher bei Kleinhüningen zweimal ungünstig gewesen war. Nun wurde er wieder Sechser zu Schmieden.

Sein neues Amt, das er um Oculi 1797 antrat, hatte er nicht einmal ein Jahr inne, aber erwarb sich in dieser kurzen Periode so sehr die Liebe und Achtung seiner Untertanen, daß sie selbst die Nationalversammlung um seine Entschädigung baten; „denn er wurde geliebt und niemals als ein gestrenger Herr erachtet." Deswegen vollzog sich der Wechsel in aller Minne; das Schloß wurde geräumt und das Mobiliar und Archiv ins Dorf Münchenstein gebracht. Darauf ersuchte er um die Erlaubnis, in die Stadt ziehen zu dürfen, was ihm am 24. Januar 1798 auch gewährt wurde.

Rosenburger hatte wie sein Kollege Lukas Legrand in Riehen die Zeichen der Zeit verstanden. So kam es, daß er am 1. Februar 1798 in der mindern Stadt mit der größten Stimmenzahl (129) zum Wahlmann der Volksrepräsentanten ernannt wurde. Am 6. Februar darauf war er unter denjenigen Repräsentanten, welche von den Bürgern aus ihrer Mitte gewählt wurden, und am 20. März wurde er Mitglied des Finanz- und Justizkomitees. Während der Helvetik gehörte er dem Kantonsgericht an.

Eine ganz hervorragende Stellung nahm er in der Mediation ein. Er wurde nicht nur wieder Meister, sondern Staatsrat. Daneben bekleidete er das Präsidium des Deputatenamtes und war Mitglied des Justiz- und Polizeikollegiums und Vorgesetzter der Feuerschützen. Besondere Verdienste erwarb er sich als Deputat bei der Reform der Landschulen, „die zum Teil sein Werk war" (Lutz). Er starb am 14. Dezember 1812 in seinem 79. Lebensjahre und wurde am 17. des gleichen Monats zu St. Theodor begraben.

E. Liestal.

a) Basler Schultheißen.

(Neu in der zweiten Hälfte der geraden und der ersten der ungeraden Jahre und alt in der zweiten Hälfte der ungeraden und der ersten der geraden Jahre.)

Johann David Hebdenstreit, J. U. C., genannt La Roche. (1744—1798).

Nach Lutz wurde 1591 Michael Hebdenstreit, ein Hafner von Huldrichshausen, ins Bürgerrecht aufgenommen. Die Blüte des Geschlechtes aber beginnt erst mit Johann Jakob (1650—1714), der den größten Teil seines Lebens in französischen Kriegsdiensten zubrachte und sich den Beinamen La Roche erwarb. Er war der Großvater des Schultheißen, über dessen Familie folgender Stammbaum das Nähere angibt.

Joh. Jakob Hebdenstreit, La Roche, 1650—1717 [1])
1) Marg. Herman 1655—1692; 2) A. Kath. Hummel, verehl. 1694

Fried. Joh. David, Oberst 1692—1783	A. Katharina 1696	A. Maria 1698	Niklaus 1699—1783	Rudolf 1704—49	Salome 1709

1) M. Magdal. Brandmüller † 1729
2) Susanna Krug † 1784

Joh. David, Schultheiß 1722—1807	A. Margaretha 1730—32	A. Katharine 1733	Joh. Kaspar 1735—40	Emanuel 1737

A. Maria Stupanus † 1789

David, J. U. L. 1745—1817 Kaufhausbeamter	Ant. Katharine 1747—1827 Wirz, Pfr.	Susanna 1748	Emanuel 1749	A. Maria 1750
Charl. Margaretha 1752—1828	Joh. Bernhard 1754—90 Handelsmann	Andreas[2]) 1757—1817	Johannes 1759—72	Benedict 1762—1808 Kaufmann.

Nach langem Aufenthalt in Frankreich und vielen ruhmvollen Feldzügen, Schlachten und Belagerungen kehrte Johann Friedrich

---

[1]) Bei Holzhalb und Lutz unrichtig 1714.

[2]) Der bei Holzhalb und Lutz figurierende Andreas, geboren 1768, existierte nicht; im Pfarrbuch von Liestal steht 1757.

David Hebdenstreit nach Basel zurück und vermählte sich 1721 mit M. Magdalena Brandmüller, die ihm im Jahre 1722 ein einziges Söhnlein, Johann David, schenkte, welches am 14. Juni desselben Jahres zu St. Peter getauft wurde. Der Sohn, der schon im siebten Lebensjahr seine Mutter plötzlich verloren, wandte sich dem juristischen Studium zu und machte eine Reise nach Frankreich. Als er zurückgekehrt, war eben die Basler Schultheißenstelle in Liestal ledig. Er bewarb sich darum mit 28 anderen und wurde am 20. Mai 1744 gewählt. Die Bürgschaft leisteten zuerst sein Vater und Schwiegervater, die Herren Oberst Hebdenstreit und Stupanus, nach ihrem Tode aber 1787 der Bruder Emanuel Hebdenstreit und Samuel Bienz.

Die Familie war auf der Landschaft nicht mehr fremd. Schon der Großvater hatte zu Tenniken ein Gut bei zwanzig Jahren besessen; darauf hatte es dessen Sohn, der Meister Niklaus, bis zu seinem Tode 1783 inne, worauf es auf den Schwiegersohn Dietrich überging. Der Schultheiß selbst erwarb sich das Bubendörfer Bad, wo er am 2. August 1760 zwei Jucharten Ackerland einschlagen durfte.

Daß übrigens Hebdenstreit sich in seinem neuen Amt bald heimisch fühlen mußte, sorgte die Regierung von Anfang an. Schon am 4. Mai 1744 war vom Großen Rat beschlossen worden, daß der Inhaber der neuen Schultheißenstelle außer der alleinigen Aufsicht über Jagd, Fischenzen und Weiher das Kornmeisteramt bekleiden und ein eigenes Amtshaus bewohnen solle, bis zu dessen Bezug ihm hundert Gulden als Hauszins ausbezahlt wurden. Nach dem Tode des Schultheißen Singeisen ging man noch einen Schritt weiter und bestimmte am 5. Mai 1764, daß auch die Besorgung der Straßen und Wälder Sache des Basler Schultheißen sein solle; nur blieben nach einer Erläuterung vom 10. Januar 1766 die Strafgelder in Waldsachen noch bei Lebzeiten des Schultheißen

Gaß dem neuen Schultheißen, fielen aber dann ebenfalls dem Basler Schultheißen zu.

Der etwas hitzige LaRoche geriet bald sowohl mit dem Stadtschreiber Johann Heinrich Fäsch, als mit seinem Amtsgenossen Michael Strübin von Liestal in Streit. Jener hatte bis dahin sechs Jahre lang nicht nur das Jagdrecht genossen, sondern auch bei Verhören wie die Beisassen zu Liestal sein Votum abgegeben. Nun erlegte ein für ihn jagender Liestaler Bürger einen Hasen, wurde aber deswegen vom Schultheißen getürmt. Da klagte Fäsch und wurde vom Dreizehnerrat am 20. April 1746 in allen seinen Rechten belassen.

Seinem Kollegen Strübin wollte Hebdenstreit im April desselben Jahres die Strafgelder von Jagd und Fischenzen vorenthalten, und er steckte sogar einen an jenen adressierten Brief ein, unter dem Vorgeben, daß er eigentlich für ihn bestimmt sei. Auch diese Sache wurde am 4. Mai 1746 an die „Haushaltung" gewiesen; bevor aber ihr Bericht einging, resignierte Strübin.

In noch größere Abhängigkeit geriet der Nachfolger J. J. Singeisen, da er wegen seiner Unfähigkeit, größere Schreiben zu verfassen, auf seinen Basler Kollegen angewiesen war. Am 19. August 1747 wurde ihm auch die Ermächtigung erteilt, solche von ihm besorgen zu lassen. Dagegen mochte es für ihn recht demütigend sein, daß man im Oktober 1747 nicht ihn als regierenden Schultheißen, sondern Hebdenstreit beauftragte, den vorbeiziehenden französischen Gesandten, Marquis de Courtetelle, im Namen seiner Regierung zu komplimentieren. Stadtschreiber Fäsch hätte ihn begleiten sollen; er fühlte sich aber durch die Art der Einladung von ihm abgestoßen und ritt nicht nach Niederschönthal hinunter, was am 4. und 7. Oktober wiederum Anlaß zu einer Besprechung im Rate gab.

Dieses Herbe in dem Charakter Hebdenstreits trat mit zunehmendem Alter ein wenig zurück, und er galt für einen tüchtigen

Beamten, der sich das Zutrauen der regierenden Häupter in Basel erwarb. Als darum im Jahr 1757 Landvogt Abel Wettstein gegen einige störrische Bauern eine Untersuchung verlangte, war es neben Landschreiber Silbernagel in Sissach auch Hebdenstreit, der mit dieser Aufgabe betraut wurde. Ebenso ersuchte man ihn 1768, wegen einer bessern Einrichtung und Einteilung der Landvogteien Farnsburg und Homburg ein Bedenken einzugeben.

Gewiß hatte er auch seine Verdienste als Verwalter des Kornhauses in Liestal. Dies war gewissermaßen für die in der Landschaft eingehenden Frucht- und Weingefälle das Hauptdepot, aus dem dann wieder die Frucht- und Weinkompetenzen abgeführt wurden. Die übrigbleibende Frucht wurde von Zeit zu Zeit verkauft und der Erlös der Regierung verrechnet. Der Kornmeister hatte mit den Zehntenbeständern zu unterhandeln und Streitigkeiten zu schlichten. Für solche Extraleistungen wurde er besonders belohnt; doch scheute sich LaRoche namentlich in jüngeren Jahren nicht, auch für anderes, wie das Eintreiben des Getreides, das Fassen desselben auf den Kornböden, das Sortieren des Geldes, eine Provision anzurechnen. Als er deswegen am 8. März 1747 zur Verantwortung gezogen wurde, berief er sich auf das Beispiel seines Vorgängers.

Aber wie groß auch seine anderweitigen Verdienste sein mochten, bei der Bevölkerung von Liestal konnte er das Mißtrauen nicht beseitigen, das sie nicht nur gegen seine Person, sondern das verhaßte Basler Schultheißenamt und die nicht minder verhaßte Regierung hegte. Bis 1653 hatte ihre Stadt zwei jährlich wechselnde Liestaler Schultheißen, große, bis an die Unabhängigkeit grenzende Vorrechte und einen eigenen Rat besessen. Dies wieder zu erhalten, war ihr sehnlichster Wunsch. Als darum der Club helvétique von Paris aus seine Broschüren in die Schweiz warf und die drei Schlagwörter „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" auch in der Landschaft Basel zündeten, da wagte es am 31. Juli

1790 Liestal zuerst, in einer Bittschrift seinen Wünschen Ausdruck zu geben. In höchst untertänigen Worten, aber aufs bestimmteste verlangte es 1. die Leibesfreiheit aller Untertanen, 2. die Berufs- und Handelsfreiheit, 3. Verschonung vor weitern Bürgern und Hintersassen, 4. die Freiheit, ihre Waldsachen unabhängig vom Schultheißen unter einziger Aufsicht der Waldkommission in ihren Einungsgemeinden selbst ordnen zu dürfen, 5. detaillierte Harschierrechnungen, 6. die Erlaubnis, wie früher, die Straße durch Liestal vom Kaibgaßbrücklein vor dem untern bis zum obern Tor durch das Gemeinewerk auf Kosten der „Stube" und nicht durch die Bannwarten auf Kosten der Fronrechnung machen zu dürfen, 7. die Freiheit, die in der Gemeindeziegelei von den Schaumeistern gut befundene Ware ausrufen zu dürfen, ohne sie vorher durch Schultheiß Hebdenstreit prüfen zu lassen, der auch verschiedene der Gemeinde gehörende Archivalien, wie Protokolle, Erkanntnisse und Einungsmeisterrechnungen zurückbehalten, 8. die Führung eines Verhörprotokolls und Anwesenheit des Stadtschreibers bei gerichtlichen Verhören, sowie des Dekans Zwinger bei den Beratungen über Armensachen, 9. einen Schultheißen aus der Liestaler Bürgerschaft nach dem Tode Hebdenstreits.[1])

Wenn man auch über dieser Beschwerde im Basler Rate zur Tagesordnung überging, so ist sie doch nicht ohne Folge geblieben, und man darf wohl die Aufhebung der Leibeigenschaft vom 20. Dezember 1790 darauf zurückführen. Allein diese Konzession genügte nicht mehr, und das Mißtrauen schwand nicht. So behauptete man von Hebdenstreit, er habe auf den Rat seines Feindes, des Dreierherrn Fürstenberger, um sich wieder eine solidere Stellung zu schaffen, die Gemeinden des Amtes gegen das Städtlein zu Prozessen aufgereizt, so daß die einen Holz aus den Liestaler Wäl-

[1]) Vaterl. Bibliothek. O 26².

dern, andere Weiderechte verlangten; doch nach zwei Jahren hätten sie sich ihrer Feinde erwehrt.[1])

Wie sich übrigens LaRoche seine Unpopularität allmählich selbst geschaffen, mag folgendes Beispiel zeigen. Am 23. Dezember 1790 wünschten die Vorsteher der Liestaler Gemeinde, um den Wald Munien zu schonen, einen Teil des Kompetenzholzes in geringern Sorten zu geben. Alle Beamten waren einverstanden, mit Ausnahme des Schultheißen Hebdenstreit. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß er sich nach jenen stürmischen Januartagen nicht mehr sicher in Liestal hielt. „Er roch den Lunten" und begab sich zunächst nach Sissach, um allen Unannehmlichkeiten zu entgehen, und dann nach Basel.[2]) Am 18. Januar forderten die Ausschüsse des Landvolks von seinem Sohne, dem Pfarrer LaRoche, die Räumung des Amtshauses und die Schlüssel des Pulverturms und Kornhauses; doch ließen sie sich dadurch beschwichtigen, daß der Schultheiß noch zuvor seine Kornrechnung ablegen müsse.[3]) Dies tat er nicht mehr selber, sondern sein Großsohn am 12. März 1798. Er starb am 20. August 1807 und wurde zu St. Peter begraben.

b) Liestaler Schultheißen.

(Neu in der zweiten Hälfte der ungeraden und der ersten der geraden Jahre und alt in der zweiten Hälfte der geraden und der ersten der ungeraden Jahre.)

1. Hans Jakob Singeisen (1747—1764).

Dem alten Geschlechte Singeisen in Liestal war schon viermal die Ehre zu teil geworden, Angehörige zur Schultheißenwürde emporsteigen zu sehen, nämlich 1496 Pantaleon, 1534 Pantaleon † 1549, 1550 Tobias und 1591 Pantaleon † 1623. Der fünfte war

---

[1]) Revolutionsgeschichte im gleichen Band.

[2]) Schweighausers Tagebuch, Vaterl. Bibliothek O 26².

[3]) Kl. Ap.

Hans Jakob, der als Sohn des Heinrich Singeisen und der Elsbeth Murer am 4. November 1677 in der Kirche zu Liestal getauft wurde. Seines Zeichens ein Schmied, verehlichte er sich am 8. Mai 1703 mit Adelheid Pfaff, die ihm sechs Kinder schenkte, von denen einige früh starben, nämlich Heinrich 1704, Elsbeth 1706, Jakob 1710—1745, Heinrich 1712, Adelheid 1718 und Heinrich 1726.[1])

1729 wurde Singeisen Beisitzer, d. h. einer der acht, welche seit 1653 die Funktionen des alten Rates ausübten, und 1731 Stubenmeister, d. h. Mitglied des engern Bürgerrats, der das Stubengut zu verwalten hatte. Trotzdem er lebenslänglich gewählt war, setzte es doch Karl Emanuel Horn, ein Angestellter des Landschreibers Johann Heinrich Fäsch, 1745 durch, daß an dessen Stelle Veltin Strübin vorgeschlagen wurde, unter dem Vorgeben, daß Singeisen nur auf sechs Jahre ernannt sei, die für das Stubengut gemachten Verordnungen in den Wind schlage und zu viel Aemter auf sich vereinigt habe. Aber am 27. Januar 1745 wurde er durch den Kleinrat wieder bestätigt und Horn als „Spurius" von seiner Beisitzerstelle entfernt.

Nach dem Tode des Schultheißen Michael Strübin wurden am 17. Juni 1747 folgende sechs Kandidaten in die Wahl gezogen: Christoph Imhof, Andreas Brodbeck, Jakob Spinnler, Michael Strübin, sämtlich Beisitzer, Johann Bohny, Chirurg, und Hans Jakob Singeisen und der letzte durch das Los gewählt. Aber schon am 12. August desselben Jahres geschah im Rate zu Basel der Anzug, Schultheiß Singeisen zu Liestal sei in Auffetzung der Konzeptschreiben an meine Gnädigen Herren und im Schreiben nicht eben wohl erfahren und sollte seine Schreiben durch einen geschworenen Schreiber verfertigen lassen, worauf beschlossen wurde, Sing-

[1]) Nach den freundlichen Mitteilungen von Herrn Pfarrer Gauß in Liestal.

eisen solle seine Schreiben, wenn sie ihm zu schwer fielen, in der Stadtschreiberei verfertigen lassen und der Stadtschreiber ihm dabei behilfliche Hand bieten. Aber dieser verlangte für ein solches sechs Batzen; darum besorgte Singeisen die Holz- und andere Civilschreiben selbst und ließ die andern durch Schultheiß Hebdenstreit ausfertigen, was am 26. August 1747 auch hochobrigkeitlich genehmigt wurde.

Später spitzte sich das leide Verhältnis zu Stadtschreiber Johann Heinrich Fäsch noch mehr zu, so daß Singeisen am 20. April 1748 in Basel klagte, er werde von ihm und einigen Gerichtsleuten zu Liestal verachtet, und wenn er nicht in ihre Absichten einwillige, öffentlich aufgefordert, sich zu rechtfertigen. Der Kleinrat überwies die Angelegenheit den Dreizehnern, und diese ließen sie durch eine Kommission untersuchen, worauf am 18. Mai desselben Jahres beschlossen wurde, der jeweilen präsidierende Schultheiß solle die Gerichtsleute der Ordnung nach fragen, so daß jeder seine Meinung frei aussprechen könne, und keiner der Oberbeamten sich in die Geschäfte eines andern einmischen. Wer das tue, habe empfindliche Strafe zu gewärtigen.

Zu seinem Kollegen Hebdenstreit, der seine rechte Hand war, scheint Singeisen im ganzen gut gestanden zu haben. Sie hatten auch gemeinsame Aufträge zu besorgen, so 1750 zu Lausen den durch ein Gerütsch entstandenen Schaden und 1761 die Feuerstätten zu Liestal zu untersuchen; auch wurden 1755 beide wegen der Straßen vor das Bauamt citiert.

Anfangs März 1764 wollte Singeisen mit Hauptmann Forcard nach Fernkendorf fahren. Doch beim Drahtzug stürzte die Kutsche um, und der alte Mann zog sich solche Verletzungen zu, daß er am 16. April des gleichen Jahres den Geist aufgab. Weil er regierend war, hatten seine Witwe, † 1766, und seine Großkinder bis Johanni noch die Einkünfte zu genießen.

2. Rudolf Gaß (1764—1791).

Der Schultheiß Rudolf Gaß, Sohn des Jakob Gaß und der Barbara Erni, Namen, welche nach Rothenfluh weisen, wurde am 5. Januar 1716 zu Liestal getauft. Seines Zeichens ein Metzger, verließ er cirka 1735 Liestal, um in Frenkendorf neben seinem Beruf die vordere Wirtschaft zu betreiben. Denn am 28. Juni 1735 vermählte er sich daselbst mit Margreth Plattner, die ihm nach dem dortigen Pfarrbuch vier Kinder schenkte. Näheres über seinen Familienstand mag folgender Stammbaum[1]) zeigen:

Jakob Gaß
Barbara Erni

Rudolf Gaß, Schultheiß
1716—1791
Margreth Plattner

Hans Jakob	Margreth	Hans Rudolf	Jakob
1736 † 1736 (3 Wochen)	1737	1739	1742—82 vorderer Wirt in Frenkendorf. Dorothea Dietler, verehl. 1763

Hans Rudolf	Hans Jakob	Anna Maria	Johannes	Magdalena	Margaretha
1764	1761—90	1768 † 1768	1768—69	1774	1776
		Dorothea 1778	A. Maria 1781		

Nachdem Rudolf Gaß die Wirtschaft seinem Sohne übergeben, wurde er nach dem Tode Singeisens mit Samuel Brodtbeck, Niklaus Wetzel, Zoller, Daniel Pfaff, Einigmeister, Johannes Bohny, Chirurg und Niklaus Pfaff, Beisitzer, als Nachfolger vorgeschlagen und am 3. Juli 1764 durch das Los erwählt. Doch er blieb wenigstens am Anfang noch in Frenkendorf. Denn am Ende des Jahres schrieb der damalige Pfarrer Franz Fäsch in das dortige Pfarrbuch: „Merkwürdig ist, daß dieses 1764. Jahr, welches, so

[1]) Nach den freundlichen Mitteilungen der Herren Pfarrer Gauß und Baumann.

lange Frenkendorf steht, nie geschehen, der Pfarrer dieser Gemeinde und einer derer wohlweisen Herren Schultheißen von Liestal, Namens Herr Rudolf Gaß, Bürger in Liestal, in Frenkendorf wohnhaft waren."

Wie erwähnt, war 1764 die Aufsicht über die Straßen und Wälder dem Basler Schultheißen zugewiesen worden; doch blieben Gaß noch die betreffenden Strafgelder. Auch er bediente sich zur Ausfertigung größerer Schreiben des Gerichtsschreibers Bohny. Seine Verwaltung war wohl eine ruhige. Als er darum im Juni 1791 durch einen Schlagfluß gelähmt wurde, bedauerte es Schultheiß Hebdenstreit aufrichtig und bat die Gnädigen Herren, seinen Kollegen nicht von seinem Amte zu entfernen und die laufenden Geschäfte durch den Gegenschwäher, den Beisitzer Wetzel, führen zu lassen. Es wurde ihm entsprochen. Aber schon am 16. September 1791 machte der Tod dessen Leiden ein Ende.

3. Niklaus Brodtbeck (1791—1798).

Der Name Brodtbeck war ursprünglich so wenig als Meier, Müller, Keller und andere an einen bestimmten Ort gebunden So wurde nach Lutz 1360 Heinzmann Brodbeck, Spengler von Haltingen, 1522 Georg, Schneider von Steinenstadt, 1528 Christoph, Metzger von Molzheim, 1569 Christian, Rebmann von Muttenz, ins Basler Bürgerrecht aufgenommen. Aus dem Liestaler Geschlecht war am 9. September 1476 beim Verkauf des „Neuen Hauses" Hans Brotbeck Urteilsprecher. Der Schultheiß Niklaus, der am 8. September 1740 in Liestal getauft wurde, gehörte einer ansehnlichen Familie an, deren Nachkommen noch bis auf den heutigen Tag blühen. Ich stelle dieselbe in folgendem Stammbaum zusammen:

Samuel Brodtbeck [1]
Salome Brüderlin

Niklaus, Schultheiß 1740—1816 A. Maria Brüderlin 1741—1827	Samuel, Gerber † 1828	Ambrosius Wirt zum Schlüssel

Samuel 1764—1812 Metzger und Kerzenmacher B. Gysin † 1832	Hans Jakob 1765—79	A. Maria 1767	Salome 1769—1838	Niklaus 1771—1812

Joh. Rudolf 1772—1846 Gerichtsherr und Feldmüller.	A. Maria 1778—1826	Jakob 1781

Niklaus Brodtbeck, ein vermögender Mann, der 1805 von Lutz als Besitzer des Hasenbühls und eines der Wannengüter erwähnt wird,[2]) wurde am 28. September 1791 neben Chirurg Bohny, Altkopfwirt Brüderlin, Ambrosius Heinimann, Chirurg, Jakob Gysin beim oberen Tor und Beisitzer Wetzel für die Liestaler Schultheißenstelle vorgeschlagen und gewählt. Als Verwaltungsbeamter hat er gewiß seinen Mann gestellt. Doch drängte er sich so wenig vor als seine beiden Vorgänger Singeisen und Gaß. Erst als Bonaparte seine denkwürdige und für die Schweiz so wichtige Reise nach Rastatt machte, war seine Stunde gekommen, und er begrüßte in feuriger Rede den Befreier Italiens. Gewiß gehörte auch er im Herzen der Patriotenpartei an; aber er durfte es öffentlich nicht zeigen. Höchst vorsichtig ließ er am 7. Januar 1798 den Freiheitsbaum mit der Jakobinermütze wieder entfernen, den man die Nacht vorher auf dem Brunnen aufgepflanzt hatte, wofür ihm am 10. Januar der Dank der regierenden Häupter ausgesprochen wurde. Ebenso teilte er am 16. Januar mit, daß er die obrigkeitlichen Publikationen durch die Harschierer an die Gemeinden gesandt habe, daß das Volk aber darauf gestürzt sei und zweitausend Bauern sich anschickten, in die Stadt zu marschieren. Aber freude-

[1]) Nach den freundlichen Mitteilungen von Herrn Pfr. Gauß in Liestal.
[2]) Merkwürdigkeiten II. S. 4 f.

strahlend empfing er am 20. Januar mit den Ausschüssen des Landvolks die von Aarau zurückkehrenden Basler Gesandten, Dreierherrn Münch und Bürgermeister Andreas Buxtorf, bei ihrer Durchreise nach Basel. Was weiterhin geschah, entzieht sich unserer Kenntnis. Wahrscheinlich haben auch in Liestal, wie in den übrigen Aemtern die städtischen Organe ihre Funktionen eingestellt, da die Ausschüsse des Landvolks dieselben übernahmen.

Nach den Tagen der Nationalversammlung und der Helvetik trat auch Brodtbeck wieder für einige Zeit an die Oeffentlichkeit. Er wurde Ratsherr,[1]) Mitglied des Militärkollegiums und Oberst im dritten Regiment der Landmiliz. Doch war letzte Stelle schon 1807 vakant. Er starb am 13. Dezember 1816.

F. Riehen.

1. Johann Ulrich Schnell (1750—1772).

(Siehe Waldenburg Nr. 4).

2. Lukas Fäsch (1772—1792).

(Siehe auch Homburg Nr. 5).

Der Landvogt Lukas Fäsch, zur Unterscheidung von dem Deputaten Lukas de Lukas Fäsch, gewöhnlich Meister Fäsch oder Lukas de Jakob Fäsch genannt, wurde am 23. Dezember 1723 zu St. Elisabethen getauft. Sein Vater Jakob, Lizentiat beider Rechte, bekleidete das Amt eines Oberstherrendieners. Seine Mutter A. Margaretha, geb. Wettstein, war die Schwester des Landvogts Abel Wettstein. Sie überlebte ihren Mann mehr als 25 Jahre und starb am 21. August 1781 hochbetagt. Gewiß ist das Leben des abenteuerlichen Oheims nicht ohne Einfluß auf den Neffen ge-

[1]) Regimentsbüchlein geb. 1740.

blieben. Als dieser darum seine Studien vollendet und die philosophische Magisterwürde empfangen, trieb es ihn in die Ferne. Er trat 1742 in die königlich-spanischen Dienste ein, beteiligte sich 1745 und 1746 an dem Feldzug in Italien, erhielt 1747 eine Hauptmannsstelle in den Niederlanden und wurde 1749 mit gleichem Rang in das Prinz-Statthalter-Garderegiment aufgenommen. Bald darauf muß er nach Hause zurückgekehrt sein.

Denn 1751 wählte man ihn zum Sechser der Rebleutenzunft, wo er 1757 zum Meister vorrückte. In diesem Jahre und wiederum 1769 wurde er ans ennetbirgische Syndikat und 1768 an die Tagsatzung zu Frauenfeld abgeordnet. Daneben war er Unzüchterherr (1757), Kollektherr und Revisor (1758), Mitglied des Großen Gescheids (1759), Dohlenherr (1767), Appellationsherr (1768) und Fruchtherr (1769).

Aber wichtiger als alle diese Stellen, die jeder Spießbürger bekleiden konnte, waren die bleibenden Dienste, die er seiner Vaterstadt leistete, bei der Beschreibung der Grenzen und hauptsächlich im Jahr 1770, da es ihm als Gesandter in Straßburg und Paris gelang, die freie Ausfuhr der elsässischen Zehnten und Bodenzinsen, sowie von Salz zu erwirken.

Als Belohnung wurde ihm am 11. November 1768 die Wohnung des Ramsteiner Schloßgutes nebst 600 Pfd. vom Mietzins und zwar so lange zugesichert, bis er zu einem Haupt oder zum Landvogt von Riehen befördert werde. Am 20. März 1771 wurde auch diese Beschränkung aufgehoben, Fäsch zum Dreizehnerherrn gewählt und seine Gattin mit Silbergeschirr beschenkt. Am 4. März desselben Jahres fiel ihm durch das Los die Landvogtei Riehen zu, nachdem er in der Vorwahl sechs von zwanzig Stimmen erhalten hatte. Seine neue Stelle trat er am 21. März 1772 an und schwor den üblichen Amtseid. Am 1. Februar dieses Jahres war er von der Werbungskammer, dem Gescheid, der Bücherkom-

mission und der Dohlenmeisterstelle am Münsterberg entlassen worden.

Wir dürfen wohl annehmen, daß er auch als Landvogt die ihm obliegenden Geschäfte zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten besorgte. Wenigstens lese ich nirgends, daß ihm ein Tadel ausgesprochen wurde. Gewiß war er bei den Streitigkeiten, die wegen des Wiesenflusses in den siebziger Jahren des Jahrhunderts mit den Gemeinden Stetten und Weil ausbrachen, für die Verhandlungen der gegebene Mann. Im Jahre 1791 erhielt die Schule in Riehen einen tüchtigen Helfer, bei welchem Anlaß das so lästige Schulholz der Kinder durch eine Holzgabe der Gemeinde ersetzt wurde.

Im Jahr 1777 wurde Fäsch die Ehre zu teil, den neuen französischen Gesandten, Grafen von Polignac, begrüßen zu dürfen. 1782 half er den langjährigen Streit mit Solothurn wegen der Wannenfluh beendigen. Daneben war er Quartierhauptmann im Aeschenquartier bis 1775, Mitglied des Kelleramtes seit 1778 und des Salzamtes bis 1778, der Sanität, des Waisenamtes und der Michelfelderkommission (bis 1783), des Bauamts (1784), des Zeugamts (bis 1784) und Kriegskommissär. Gewohnt hat er, wohl wenigstens im Winter, beim Klingental zu Kleinbasel, wo er im Jahre 1765 ein Haus kaufte (Webergasse 5). So erklären sich auch die öfteren Einbrüche im Landvogteihaus Riehen. Er starb am 8. Mai 1792 und wurde zu Riehen begraben.

Die Gattin M. Magdalena Rohner, mit der sich Lukas Fäsch am 5. September 1768 vermählte, war eine Verwandte, weshalb er für sie die übliche Strafe von 100 Gulden dem Waisenamt zahlen mußte. Sie schenkte ihm zwei Kinder, Johann Lukas und A. Margaretha. Diese heiratete den Buchhändler Adam Flick und starb 1841 in Rheinfelden 65-jährig. Der Sohn jedoch machte der Mutter wenig Freude. 1792 beschimpfte er die Franzosen und

ließ sich im folgenden Jahre arge Vergehungen zu schulden kommen, so daß auf ihn gefahndet wurde. Da verließ er die Heimat und kehrte wohl niemals mehr zurück. Wahrscheinlich ist Joh. Lukas Fäsch, der am 22. Oktober 1798 zu St. Pierre auf Martinique als Leutenant starb, mit ihm zu identifizieren.

Am 11. August 1792 ersuchte die Witwe Fäsch in einer Bittschrift die Gnädigen Herren um die fernere Nutznießung des Ramsteinergutes. Sie erhielt aber nur noch einmal 600 Pfd. Das Gut selbst aber nebst 300 Pfd. jährlich wurde auf Lebenszeit dem Dreierherrn Münch zuerkannt.

3. Lukas Legrand (1792—1798).

Siehe in den „Basler Biographien" 1900 die treffliche Arbeit von Hans Buser „Lukas Legrand, Direktor der helvetischen Republik."

G. Kleinhüningen.

1. Johann Lukas Iselin (1744—1773).

In Basel blühten zwei Geschlechter des Namens. Das ältere achtbürgerliche starb in der Mitte des 16. Jahrhunderts aus. Das jetzige leitet sich von Heinrich von Rosenfeld ab, der 1364 aus dem Württembergischen hieher kam, und dessen Sohn Konrad 1403 in das hiesige Bürgerrecht aufgenommen wurde. Die vier Söhne von Joh. Lukas, gest. 1560, Jakob, Ulrich, Hieronymus und Lukas waren die Stammväter der vier Zweige. Dem letzten gehörte der Landvogt Johann Lukas an, dessen Verwandte man aus folgendem Stammbaum ersehen mag:

Christoph Iselin, Dreierherr
1645—1719
Verena Ruder † 1719

Christoph	Hans Rudolf	Margaretha	Hs. Jakob	Veronika	A. Maria
1672	1673	1674	1675—1734	1677	1679

Hs. Lukas, Landvogt
1685—1774
A. M. Meltinger 1687—1749
getraut 1703[1]

Esther	Veronika	A. Maria	Margaretha	M. Elisabetha	Christophorus
1704	1706	1712—48	1714—61	1715—59	1717—22
		Harscher Handelsmann	Nikl. Preiswerk		

Hs. Lux	Veronika	Christoph	Hs. Heinrich
1720	1722	1724—73	1727—74
		Handelsmann	Handelsmann

Johann Lukas Iselin zum Roßhof[2]) wurde am 23. Juni 1685 als jüngstes Kind des Dreierherrn Christoph Iselin und der Verena Ruder zu St. Peter getauft. Seine Bildung scheint eine kaufmännische gewesen zu sein. Darauf deutet wohl auch seine frühe Verheiratung vor zurückgelegtem 18. Altersjahr. Denn sie erfolgte schon am 18. Juni 1703[1]) mit A. Maria Meltinger, die ihm zehn Kinder schenkte, von denen einige bald wieder wegstarben.

1706 wurde er in der Rebleutenzunft Sechser, um 1712 Quartierherr zu Spalen, 1722 Zeugherr, 1724 Gerichtsherr der mehreren Stadt, 1727 Bauherr, 1734 Appellationsherr und 1735 Mitglied der Werbungskammer, Aemter, welche er außer der Quartierherrenstelle 1740 infolge seiner Wahl zum Ratsherrn aufgeben mußte, nachdem er schon 1730 von denjenigen eines Gerichts- und Zeugherrn zurückgetreten war. Darauf war er 1741 wieder Gerichtsherr der mehrern Stadt, 1742 Oberstmeister der Feuerschützen, 1746 Deputierter in Landessachen und Reformationsherr, 1748 Appellations- und Kaufhausherr und 1754 Direktor der

[1]) Irrtümlich 1704 Civilstand.

[2]) Aemterbuch Linder.

Kaufmannschaft. Schon 1740 war ihm die Ehre eines ennetbirgischen Gesandten und 1742 diejenige eines Nachgesandten an die Tagsatzung zu teil geworden, und 1751 wurde er sogar in das Dreizehnerkollegium aufgenommen, „in welchem er sich bald vor seinen Miträten hervortat." [1])

Zum Obervogt von Kleinhüningen wurde er am 30. Oktober 1744 gewählt, als er bereits sein 59. Altersjahr erreicht hatte, und blieb über 28 Jahre in dieser Stellung, bis ihn am 20. März 1773 die Altersbeschwerden zwangen, zurückzutreten. Es war eine ruhige Amtsperiode, eine Zeit des Friedens unmittelbar nach dem Waffenlärm der vorhergehenden Jahre. Nur 1758 geriet Iselin mit dem Besitzer der Untern Klybeck, dem Kronenwirt Hauser in Kleinhüningen, in Streit, da er ihm vorschriftsgemäß nur erlauben wollte, fünf Partien Hausleute zu halten. Hauser ließ sich deshalb zu den Worten hinreißen, der Landvogt habe ihm 90 Pfd. aus dem Sack gestohlen, wofür er am 26. Juli desselben Jahres vor Rat abbitten mußte.

Ohne Zweifel dürfen wir in dem Streit, den 1759 die Kleinhüninger Fischer mit der Vorstadtgesellschaft zur Mägd führten, die Mithilfe ihres hochgestellten Vorstehers im Dreizehnerrat annehmen. Jene besaßen nämlich seit ihrer Zugehörigkeit zu Basel das Fischrecht von Rheinweiler bis Augst. Daran wollten sie nun zu wiederholten Malen die Basler Fischer hindern; diese wurden aber auch jetzt wieder abgewiesen.

Am 29. Februar 1752 erwarb sich Iselin auf sechs Jahre die Fischweide in der Wiese „an diejenige des Landvogts von Kleinhüningen stoßend."

Er starb am 20. Januar 1774, 88 Jahre und neun Monate alt, und wurde zu St. Peter begraben.

---

[1]) Lutz, Bürgerbuch.

2. Daniel Miß, J. U. L., Bürgermeister (1773—1777).

Als im dreißigjährigen Kriege nach dem Erlasse des Restitutionsedikts die Wogen der Gegenreformation am höchsten gingen, wandte die gut evangelische Familie Miß ihrer Vaterstadt Köln den Rücken und ließ sich nach kürzerm Aufenthalt in Frankfurt a. M. und Straßburg in Basel nieder. Sie betrieb den Handel mit englischem und niederländischem Tuch und öffnete sich dadurch leicht den Zugang in die angesehensten Basler Häuser und den Ratssaal. Die Angehörigen des Bürgermeisters mag man aus folgendem Stammbaum ersehen:

Andreas Miß, Handelsmann
1. Salome Werthemann; 2. Kath. Sarasin

Daniel Miß, Gerichtsherr 1680—1751
Agnes Frey † 1758

Katharina 1701	Joh. Jakob 1715—17	Agnes 1715	Joh. Ludwig 1719—67 Handelsmann	Daniel, Bürgermeister 1724—89 A. Kath. Merian 1715—1805

Margaretha 1752—1830	Agnes 1756—1815	Marie Salome 1758—1821	Samuel 1758
Martin Wenk Stadtrat	Leonh. Heusler Stadtrat	Joh. Rud. Fäsch Prof.	

Ueber das Leben des Bürgermeisters Daniel Miß geben uns außer Leu und Holzhalb vor allem seine selbstgeschriebenen Personalien und eine kurze Biographie bei Markus Lutz Aufschluß. Er erblickte als jüngstes Kind des Gerichtsherrn Daniel Miß am 20. Dezember 1724 das Licht der Welt und eignete sich, neben einer guten Erziehung, in der Schule auf Burg dasjenige Wissen an, das damals jungen Leuten beigebracht wurde. Noch nicht vierzehnjährig, wurde er am 8. April 1738 zu den öffentlichen Vorlesungen zugelassen und empfing zwei Jahre darauf von Professor Harscher den ersten akademischen Grad primae laureae. Darauf machte er seine philosophischen und philologischen Studien unter Lehrern, die sich teilweise später eines europäischen Rufes erfreuten,

wie dem Juristen Andreas Weiß, der aber damals Sittenlehre, Natur- und Völkerrecht, und dem Mathematiker Johannes Bernoulli dem Jüngern, der Beredsamkeit lehrte, sowie Peter Ryhiner, Johann Georg Erzberger und Johann Jakob Pfaff, die ihn in die Logik und in die griechische und die morgenländischen Sprachen einführten.

Nachdem er am 8. Juni 1741 zum Lehrer der Weltweisheit promoviert, studierte er unter Andreas Linder Jura und erlangte endlich am 8. Januar 1745 die Würde eines Lizentiaten beider Rechte. Dreimal gab er Dissertationen ein, um sich um einen ledig gewordenen Lehrstuhl zu bewerben, so 1741 um denjenigen der Beredsamkeit, 1744 den der griechischen Sprache und 1747 den der Geschichte, aber immer ohne Erfolg. So begab er sich auf Reisen und kam 1745 bei Anlaß der Kaiserkrönung von Franz I. nach Frankfurt und später durch die Schweiz und Frankreich und hielt sich fast ein Jahr lang in Paris auf, um sich neben der Sprache im französischen Rechte auszubilden.

Als er wieder zurückgekehrt war, ließ er sich 1750 zum Sechser in der Schlüsselzunft und 1751 zum Gerichtsherrn diesseits wählen und betrat somit die politische Laufbahn. Dagegen war er vorerst nur Ehegerichtsherr (1757) und Stallherr (1759). Die Ehrenstellen häuften sich erst, als er 1760 als Ratsherr in den Kleinen Rat aufgenommen wurde. Nun war er 1763 Oberstschützenmeister der Feuerschützen, 1766 Bauherr, 1767 Deputierter in Metzgersachen, 1768 Fabrik-, Kollekt-, Fünfer- und Reformationsherr, 1769 wieder Bauherr und Sanitätsrat, 1770 Verordneter zu den Eiden, 1773 Revisor, 1774 Appellationsherr, 1775 Ehegerichtsherr und 1776 Verordneter in Justizsachen. 1767 und 1775 wurde er ans italienische Syndikat abgeordnet und benutzte das erste Mal die Gelegenheit zu einer Reise nach Mailand, Genua und Turin. Dazu erhielt er am 22. März 1773 (11/19, größte Stimmenzahl) die Landvogtei Kleinhüningen, die er schon am

27. Januar 1777 mit der Würde eines Oberstzunftmeisters und am 17. April des gleichen Jahres mit derjenigen eines Bürgermeisters vertauschte.

Ueber seine Tätigkeit als Landvogt kann ich nichts mitteilen; doch ist wohl anzunehmen, daß sie einen ruhigen Verlauf hatte. Als Oberstzunftmeister bekleidete er das Amt eines Zeugherrn und als Bürgermeister das eines Bauherrn. Daneben fand er aber als Gesandter an die Tagsatzung und das ennetbirgische Syndikat von 1777—1788 sehr häufig Verwendung. Allein er übte wohl auf den Gang der eidgenössischen Politik einen sehr geringen Einfluß aus, und es deutet eher auf seinen stillen, friedlichen Charakter, daß er 1781 neben den Gesandten von Zürich und Bern von der Stadt Lichtensteig als Schiedsrichter gegen den Abt von St. Gallen angerufen wurde, für welchen die Boten von Luzern, Glarus und Schwyz eintraten. Sie brachten auch wirklich einen beiden Teilen genehmen Vertrag zustande, durch welchen die künftige Stellung der Stadt zu den äbtischen Beamten genau bestimmt war.

Daniel Mitz zeichnete sich, wie die Leichenpredigt ihm nachrühmt, durch große Klugheit, Gerechtigkeitsliebe, Freundlichkeit, Leutseligkeit und völlige Hingabe an sein Amt aus. Nachdem er schon einige Jahre vorher eine schwere Krankheit überstanden, wurde er Mittwoch, den 29. Juli 1789 abends, in einer Geheimratssitzung, plötzlich von Krämpfen, Leibesschmerzen und Bangigkeit überfallen, daß man ihn nach Hause bringen mußte. Darauf starb er in der folgenden Nacht zwischen 1 und 2 Uhr, umgeben von den Seinigen, und wurde am 1. August beim Münster begraben. Er hatte sein Leben auf 64 Jahre, 7 Monate und 10 Tage gebracht.

3. Andreas Buxtorf, Bürgermeister (1777—1783).

Ueber das Buxtorfische Geschlecht besitzen wir nicht nur bei Leu, Holzhalb und Lutz wertvolle Mitteilungen, sondern im Gernleri-

schen Stammbuch eine etwas eingehendere Familiengeschichte.[1]) Dasselbe stammt aus der westphälischen Stadt Camen, wo im 16. Jahrhundert Joachim Buxtorf das Bürgermeisteramt bekleidete. Sein Enkel Johannes, geboren 1565, kam 1588 nach Basel und erlangte hier 1591 die Professur der hebräischen Sprache. Er ist der Begründer einer Gelehrtendynastie, deren Ruhm von Basel aus über das ganze protestantische Europa strahlte. Die nähern Angehörigen des Bürgermeisters zeigt folgender Stammbaum:

Johann Buxtorf, Prof.
1663—1732
Augusta Dorothea Hummel † 1747

August Johann, Pfr. 1696—1765 A. Fäsch, getraut 1728 † 1758	Hs. Jakob 1699	Dorothea 1703—1785 Em. Streckeisen

Dorothea 1729	Johannes 1731	Anna 1735—37	Andreas, Bürgermeister 1740—1815 Sara Schweighauser getraut 1765 † 1810

Andreas 1765—1825 Handelsmann	Sara 1766—1834 Hieronymus Bischof.	Emanuel 1767

Dem Bürgermeister Andreas Buxtorf widmet Pfarrer Lutz in den Rauracis 1828 in einem längern Artikel einen warmen Nachruf. Außerdem besitzt die Vaterländische Bibliothek über ihn eine kleine Biographie.[2])

Er wurde am 24. April 1740 geboren[3]) und am 26. desselben Monats in der Kirche zu St. Elisabethen getauft, wo sein Vater August Johann damals Pfarrer war. Ihm und seiner Mutter Anna, geborene Fäsch, verdankt er seine Geistesanlagen und seine Vorliebe für die Geschichte und das Altertum, die ihn durch das

[1]) Vaterl. Bibliothek Q 73. Basler Jahrbuch 1879.

[2]) P 52[5].

[3]) Lutz behauptet fälschlich am 26.

ganze Leben begleitete. Im Jahre 1758 erwarb er sich die philosophische Magisterwürde und scheint die folgenden Jahre zu weitern Studien auf diesem Gebiete verwendet zu haben.

Er gehörte zuerst der Schlüsselzunft an. Da sie ihm aber zu wenig Aussicht auf Beförderung bot, trat er 1764 zu Hausgenossen über und wurde hier 1765 Sechser und 1768 Ratsherr. Die Aemter, die er fortan bekleidete, sind fast Legion. So war er 1768 Mitglied der Fabrikkommission, der Vigilanz und des Unzüchterkollegiums und Kollektinspektor, 1769 Zinsherr und Gerichtsherr der mindern Stadt, 1770 Mitglied der Waldkommission und Gescheidsherr diesseits, 1771 Mitglied der Werbungskammer und 1772 der Bücherkommission, sowie Deputierter zu den Statuten, 1774 Vigilanzherr, 1775 Quartierherr des Aeschenquartiers, 1777 Inspektor des Waisenhauses, 1781 Kaufhausherr, 1782 Ehegerichtsherr und Direktor der Fruchtkammer und 1783 Bauherr, Dreierherr und Sanitätsrat.

Am 27. Januar 1777 wurde er als Nachfolger von Daniel Mitz zum Landvogt von Kleinhüningen gewählt. In welchem Geiste er während sechs Jahren die Landvogtei geführt, sagt Lutz, lasse sich am besten aus dem Beifall entnehmen, der ihm zu verschiedenen Malen gezollt wurde. Er sei bemüht gewesen, die ökonomischen Verhältnisse seiner Amtsuntergebenen zu verbessern, und die Verschönerung der Kirche, sowie der hübschen Anlagen um das Dorf herum seien sein Werk. Gewiß hat er auch 1780 seine Fischer in dem wieder ausgebrochenen Streite mit der Vorstadtgesellschaft zur Mägd in Schutz genommen, in dem sie wiederum siegten. Er weilte besonders gern in dem hübschen Klybeckschlößchen, wo er neue Bänke anbringen ließ, und das er noch über seine Amtszeit hinaus bewohnte.

Am 15. April 1784 wurde er zum Oberstzunftmeister befördert (9/19), und am 23. Mai 1796 rückte er als Nachfolger von

Johannes Debary zur Bürgermeisterwürde vor. In diesen Stellungen war er 1789 Zeugherr, 1790 Bau- und Stallherr und 1793 Kriegskommissär. Seine Tätigkeit hatte sich aber jetzt mehr der äußern Politik zugewandt. Nachdem er schon 1770 und 1772 als ennetbirgischer Gesandter und 1773, 1774, 1777, 1779 und 1780 als Nachgesandter an der Tagsatzung gewirkt, treffen wir ihn jetzt sehr häufig als Vorgesandten, so 1785, 1787, 1789, 1791, 1792, 1793, 1795 und 1797, zu einer Zeit, wo die wichtigsten Fragen besprochen wurden. Denn es wurde verhandelt über die französische Revolution, die Schweizer Regimenter in Frankreich, die verlorenen Zehnten und Zinsen im Elsaß, die Neutralität der bischöflich baslerischen und königlich neuenburgischen Lande und nicht zum mindesten über die gefahrvolle Lage Basels. An der Tagsatzung zu Frauenfeld vom 14. bis 30. Mai 1792 war es Buxtorf, der auf die Notwendigkeit eines eidgenössischen Zuzugs hinwies und ihn auch wirklich zustande brachte.

Einer der wichtigsten Tage seines Lebens war jener 20. Januar 1798, da er mit Dreierherrn Münch auf der Rückkehr von der letzten eidgenössischen Tagsatzung in Aarau überall vom Volke der Landschaft bewillkommt und gefeiert wurde. Frohlockend empfing man ihn an den Grenzen; in Sissach erhielt er die dreifarbige Kokarde; Liestal begrüßte ihn aufs freudigste, und das bürgerliche Komitee zum Bären sandte ihm eine Kokarde und Fahne entgegen.

Vierzehn Tage darauf, am 5. Februar 1798, trat die alte Regierung zurück. Aber am folgenden Tage stand Buxtorf neben seinem Kollegen im neuen Regiment, Peter Burckhardt, an der Spitze der Volksrepräsentaten, die von ihren Mitbürgern ernannt wurden, und gehörte darauf dem Oekonomiekomitee an. Am 3. Februar begab er sich mit Legrand nach Dreikönigen, wo eine Berner Gesandtschaft weilte, um ihr die Unmöglichkeit einer Hilfeleistung

vorzustellen und sie zu bitten, die neue helvetische Verfassung anzunehmen. Ebenso reiste er am 27. Februar mit Wilhelm Hoch von Liestal nach Zürich, damit auch dieser Stand sein Möglichstes tue, Bern vom Widerstand gegen Frankreich abzuhalten.[1]) Während der Helvetik bekleidete er sogar die Stelle eines Präsidenten der Munizipalität.[2]) Doch wurde nicht er, wie schon behauptet wurde, als Kommissär ins Wallis geschickt, sondern der Senator Johannes Buxtorf.

Nach der Helvetik zog sich Andreas Buxtorf fast von allen öffentlichen Geschäften zurück und blieb nur noch Kleinrat. Doch war er bis in sein hohes Alter immer noch rüstig und gesund. Erst im Winter 1814 begann er zu kränkeln und begab sich im Juli 1815 nach Schinznach. Hier starb er am 18. desselben Monats und wurde auf dem Kirchhofe zu Birr beigesetzt.

4. Johannes Kienzel (1783—1795).

Der Landvogt Johann Kienzel gehörte einem Geschlechte an, das weder bei Leu noch bei Lutz Aufnahme fand, da es letzterer bereits auf die Liste der Ausgestorbenen setzt. Nur Holzhalb erwähnt drei Namen, worunter auch diejenigen des Landvogts und seines Vaters. Die Taufe jenes findet sich jedoch weder im Civilstandsregister noch in einem städtischen Taufbuche verzeichnet. Nur das Geburtsjahr 1719 ist im Regimentsbüchlein und bei Holzhalb genannt. Somit ergibt sich folgender Stammbaum:

Johannes Kienzel
Großrat

Johannes, Landvogt 1719—1803
Euphrosyne Henz
getr. 1742 † 1757

Gertrud	Esther	M. Salome	A. Maria Salome	J. Jakob
1743—1806	1744—1812	1746 † 1746	1747	1749 † 1749
Andreas Märklin Dreher				

A. Katharina	Joh. Jakob	M. Magdalena
1751	1754—57	1757 † 1757.

[1]) Neujahrsblatt 1877 S. 7 f.

[2]) Lutz.

Der Landvogt Johann Kienzel war wie sein gleichnamiger Vater von Beruf ein Schneider. Er vermählte sich 1742 mit Euphrosine Henz, verlor sie aber schon 1757 durch den Tod, drei Monate nach der Geburt des achten Kindes.

1765 wurde er Sechser und 1769 Meister zu Schneidern, worauf er eine Menge Ehrenstellen bekleidete; denn er war 1769 Vigilanzherr, 1770 Fleischschätzer, 1771 Feuerhauptmann und Holzordnungsherr, 1772 Deputierter zu den Bürgerrechtssachen, 1773 Kollektherr, 1774 Weinherr, 1777 Ehegerichtsherr, 1780 Gerichtsherr diesseits, 1782 Gescheidsherr und Hauptmann des Spalenquartiers, 1784 Mitglied der Michelfelderkommission, 1785 Müller- und Fünferherr, 1786 Holzmarktsherr und 1794 Bannherr zu St. Leonhard. Am 9. Juli 1785 trat er infolge einer Krankheit von der Hauptmannsstelle des Spalenquartiers, sowie dem Fünfer-, Markt- und Rheinamt zurück.

Am 18. August 1783 wurde er mit nur zwei von dreizehn Stimmen zum Landvogt von Kleinhüningen vorgeschlagen und durch das Los gewählt. Ueber die Verwaltung ist mir nichts bekannt; doch dürfte sie dem tragischen Ende entsprechen. Schon seit einiger Zeit war den Herren des Dreieramts die eigentümliche Art aufgefallen, wie Kienzel am Brett (der Staatskasse) Geld zu zählen pflegte. Er schob dasselbe mit der rechten Hand vor und bildete kleine Häufchen; zugleich aber schloß sich die zuerst offene linke Hand immer mehr und fuhr zuletzt in die Tasche, so daß er also mit der linken Hand teilweise wieder nahm, was er mit der rechten gegeben hatte. 1795 wurde er von zwei Herren beobachtet und zur Rede gestellt; allein er beteuerte seine Unschuld. Da wurde er den Sieben überwiesen, schuldig befunden und am 24. Juni 1795 nicht nur der Landvogtei, sondern aller seiner Aemter entsetzt. Am 4. Juli des gleichen Jahres bat für ihn, den 77-jährigen Greis, Meister Andreas Märklin, in seinem und der übrigen Tochter-

männer, Töchter und Großkinder Namen, und bewirkte, daß ihm der Kleine Rat fortan wöchentlich einen Neutaler auszahlen ließ.

Nach diesem moralischen Tode lebte er noch sieben Jahre; denn er starb am 15. Januar 1803 und wurde zu St. Leonhard begraben.

5. Johann Jakob Fäsch (1795).

(Siehe Homburg Nr. 5.)

Johann Jakob Fäsch wurde als jüngstes Kind des Wagmeisters Emanuel Fäsch und der Cleopha Hummel am 20. Mai 1732 zu St. Leonhard getauft. Er war zu Gartnern zünftig, wurde da 1771 Sechser und 1780 Ratsherr und bekleidete sodann das Amt eines Vigilanzherrn (1781), eines Gerichtsherrn jenseits und eines Bauherrn (1784), sowie eines Quartierherrn zu St. Johann (1795). Am 25. Juni 1795 erfolgte seine Wahl zum Landvogt von Kleinhüningen (3/14); er bat aber zwei Tage darauf wieder ab und zwar „wegen dem Eid.“ [1]) Am 22. August 1796 zog man seine Leiche bei Kembs aus dem Rhein und beerdigte sie daselbst am folgenden Tage. Ueber die Ursache dieses tragischen Endes ist mir nichts bekannt.

6. Daniel Schorndorf (1795—1798).

Die Familie Schorndorf, die uns im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in Basel begegnet, soll aus dem Städtchen Schorndorf in Württemberg stammen. Sie muß sich bald zu ziemlicher Wohlhabenheit aufgeschwungen haben, da Rudolf Schorndorf, † 1684, 1664 sogar das Schloß Wildenstein bei Bubendorf kaufen konnte. Sein vierter Nachkomme war der Landvogt Daniel, über dessen Familie ich das Nötige in folgendem Stammbaum mitteile:

[1]) Aemterbuch von Professor Alb. Burckhardt.

Hans Rudolf Schorndorf, jünger, Silberdreher, 1671—1758
Salome Brandmüller 1682—1752

Maria Rosina 1698—1765 Phil. Heinr. Stern	A. Maria 1700	Hs. Jakob 1703—1709	Johannes 1705—1769 Postmeister Sus. Iselin 1716—86 getr. 1740	J. Rudolf 1708—1709	Hs. Jakob 1710	Salome 1715—1789

Joh. Rudolf 1742	Johannes 1743—47	Salome 1744—1820	Daniel 1746 †1746	Johann 1748

Daniel 1750—1817 Landvogt u. Deputat M. Magd. Iselin 1760—1832	Hs. Jakob 1750—1830 Wechselsensal	Benedikt 1753—1815 Postkassier	Susanna Charlotte 1759—1826 Em. Linder, Gerichtsherr

M. Magdalena 1780	Sus. Maria 1782—1830 Jak. Burckhardt Antistes.	M. Margaretha 1785—1801	Luise Salome 1788—1805

Daniel Schorndorf wurde zugleich mit seinem Zwillingsbruder, dem spätern Wechselsensalen Hans Jakob, am 30. Juli 1750 zu St. Peter getauft. Als er seine Schulzeit beendet, wurde er Kaufmann und hatte 1797 eine Seiden- und Floretfabrik auf dem Nadelberg. Auf sein Ansehen weisen die zahlreichen Aemter, die er schon in jungen Jahren bekleidete. Nachdem er 1788 Sechser zu Weinleuten geworden, war er 1789 Zeug- und Vigilanzherr. 1791 rückte er als Ratsherr vor und war nun 1792 Ehegerichts- und Reformationsherr, 1793 Verordneter in Metzgersachen und Quartiermeister zu Spalen, 1795 Gerichtsherr jenseits, Appellations-, Münz- und Zeugherr und 1796 Mitglied der Werbungskammer und der Aufsichtskommission, sowie Bürgschaftsdeputierter.

Die Wahl zum Landvogt von Kleinhüningen erfolgte am 29. Juni 1795, nachdem er die höchste Stimmenzahl auf sich vereinigt hatte (5/17). Er konnte das Amt nur fünfthalb Jahre bekleiden; aber nach Verfluß derselben wurde ihm die nicht beneidenswerte Ehre zu teil, neben einem Hagenbach, Müller und Gemuseus öffentlich durch Schrift und Bild verspottet zu werden.[1])

[1]) Schmähgedicht. Vaterl. Bibliothek.

Gewiß war seine Stellung keine leichte; denn an unsern Grenzen tobte der Krieg, und die bedrückten Untertanen richteten sehnsuchtsvoll ihre Augen nach Frankreich, als dem Lande, von wo ihnen Hilfe kommen sollte. Das hätten die damaligen Regenten mehr berücksichtigen sollen. Daß aber auch Schorndorf dies nicht getan, geht aus allem, vornehmlich aber aus den Klagebriefen hervor, die der Kronenwirt und Besitzer der Untern Klybeck, Rudolf Kaspar Hauser, an ihn und später an die Kommission zur Beratung vaterländischer Vorschläge richtete.[1])

Wohl sind es die Ergüsse eines erzürnten Mannes, die wir da zu hören bekommen; aber sie enthalten zu viel Einzelheiten, als daß alles aus der Luft gegriffen sein könnte. Der Hauptanlaß zur Unzufriedenheit war die Wegweisung der Mietsleute in der Untern Klybeck, während die frühern Landvögte doch wenigstens fünf Familien geduldet hatten. Dann klagt Hauser über die allzu großen Auflagen, so daß er an Zehnten, Ungeld, Strafen, Boten- und Siegelgeldern 30 % vom Ertrage seiner Wirtschaft habe zahlen müssen, der man das Recht, Speisen auszugeben, genommen habe. Es scheint überhaupt die Praxis Schorndorfs gewesen zu sein, alle Fremden oder unvermögenden Leute, selbst Untertanen aus dem obern Baselbiet, auch wenn sie genügend Bürgschaft leisten konnten, aus dem Dorfe zu entfernen. Das war z. B. mit Hans Georg Zimmermann, einem „ehrlichen Manne," der Fall, obschon er eine Bürgerstochter zur Frau hatte. Ebenso durfte ein anderer, dessen Tochter an der Geburt ihres jüngsten Kindes gestorben war, seine Großkinder nicht bei sich behalten. Auch der Schulmeister Schwarz, „der vierzehn Jahre lang zur Zufriedenheit der Bevölkerung sein Amt geführt," erhielt den Befehl ins Spital zu gehen. Als er dem Landvogt eine Bittschrift eingab, zerriß sie dieser und warf sie dem Lehrer vor die Füße, mit der Bemerkung, er könne froh sein,

[1]) Politisches 1798, Archiv Basel.

daß sie nicht in die Hände der Gnädigen Herren gekommen; sonst hätte sie ihn ins Zuchthaus gebracht. Nicht einmal verschiedene Effekten von Schwarz durften im Dorfe bei dem frühern Kostgeber bleiben. Während aber Schorndorf gegen die Untertanen die gewiß damals scharfen Bestimmungen über die Niederlassung so streng handhabte, verweilte im Klybeckschlößchen ein französischer Emigrant, der einen Mord begangen haben sollte. Wenn Hauser noch hinzufügt, auch die Reformation, Sanität, das Gescheid und Fünferamt seien öfters von der Ordnung gewichen, so ersehen wir daraus, daß Schorndorf nur im Sinne seiner Kollegen handelte, die als Herren den Untertanen nicht allzu viel Rücksicht zu schulden glaubten.

Im Jahre 1798 war Bürger Daniel Schorndorf Mitglied der Kommission für Einquartierung. Er trat aber am 15. Oktober dieses Jahres wegen der vielen eigenen Geschäfte zurück.

1803 begann eine neue Periode von Schorndorfs politischer Tätigkeit. Als Ratsherr zu Weinleuten gehörte er wieder dem Kleinen Rate und bald auch verschiedenen Kommissionen an, so seit 1806 dem Deputatenamt, Ehegericht und der Pflegerei des Spitals und seit 1807 den Aeltesten der französischen Kirche. Ja 1813 trat er sogar in den Staatsrat ein, welcher an Stelle der frühern XIII die wichtigsten Fragen des Staates beriet. Der Tod ereilte ihn am 25. Januar 1817 in Wyl bei Rafz, und er wurde auf dem dortigen Friedhofe begraben.

Der Nachruf, der ihm im gleichen Jahre in den Verhandlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft zu teil wurde, rühmt ihn als freundlich sorgenden Bürger, als Mitglied der gemeinnützigen Gesellschaften und Anstalten und als liebevollen Unterstützer und Berater der Armut, der aller Liebe und Achtung erworben habe.

(Fortsetzung folgt.)



Der Gymnasiarcha Prof. Ramspeck und seine Kustoden.

Von Albert Geßler.



Wer vor dem Jahre 1880 ins Basler Gymnasium gegangen ist, wird sich erinnern, daß zum Inventar dieser Anstalt zwei Kustoden gehörten, ältere Schüler, denen die Besorgung der Tintenfässer und andere kleine Hausgeschäfte oblagen. Jetzt werden diese Arbeiten vom Abwart besorgt. Ein solcher existierte im Gymnasium schon im Jahre 1797; aber bis zum Ende der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts hatte er die Kustoden zur Seite, die eben das besorgten, was die meisten von unsern Lesern sie tun gesehen haben. Vor 1797 war das anders gewesen. Da hatten die Kustoden die ganze Arbeit am Gymnasium verrichten müssen. Theophil Burckhardt-Biedermann [1]) berichtet darüber am Schlusse seines so verdienstlichen Buches über das Basler Gymnasium.

Heute nun möchten wir ein Schriftstück vorlegen, welches sich mit diesen Kustoden ganz besonders eingehend beschäftigt, ausführlicher als dies in dem genannten Werke geschieht. Aber nicht lediglich darum möchten wir es darbieten; ein solcher Exkurs zu dem bei Burckhardt gegebenen Wesentlichen der Sache hat als solcher nur untergeordneten Wert; das Schriftstück läßt uns jedoch in allerhand andere Verhältnisse blicken. Zunächst in persönliche des Rektors (Gymnasiarcha) Jakob Christoph Ramspeck, der gewiß

in Feyerabends karikierendem Porträt schon manchem unserer Freunde vor Augen gekommen sein wird. Sodann in allerhand Bürgerliches hinein, dem oft der Anflug einer gewissen Komik nicht fehlt. Kurz, wir hoffen, daß wir für unsere Publikation, abgesehen von der Ergänzung der Gymnasiumsgeschichte in einem unwesentlichen Teil, einiges Interesse werden finden können.

Was wir bringen, ist also ein aus dem Archiv des Gymnasiums gezogenes Schriftstück des Gymnasiarcha Ramspeck, eines Mannes, von dem Burckhardt[2]) nicht allzu viel Gutes zu berichten weiß. Ich entnehme dem Burckhardt'schen Buche folgendes: J. C. Ramspeck war geboren am 6. September 1722 als Sohn des Pfarrers zu St. Elisabethen, hatte, nach Absolvierung der Basler niederen und hohen Schulen schon 1737 die Magisterwürde erlangt, hatte dann Medizin und Botanik studiert, als Dr. med. 1743 Reisen nach Berlin und andern Universitäten gemacht, war in Göttingen Albrecht von Haller nähergetreten und dann nach Paris gegangen. Nach seiner Heimkehr erhielt er durch das Los die Professur für Mathematik, vertauschte sie dann aber, nachdem die Regenz dem Großen Rate verschiedentliche ernstliche Vorstellungen gemacht hatte, 1748 mit Johann Bernoulli II., der ihm dafür die Professur der Eloquenz abtrat.[3]) Er unternahm dann nochmals Reisen und kam dabei nach Leyden, nach England und wiederum nach Paris. 1755 rief ihn der akademische Senat unter Androhung des Amtsverlusts zurück. Er begann dann eine medizinische Praxis und hat diese auch noch nach seiner Erwählung zum Rektor (1765) fortbetrieben; namentlich soll er Kinderkrankheiten behandelt haben. Er starb am 28. November 1797.

Burckhardt bezeichnet seine Wahl zum Rektor als keine gute; es habe ihm namentlich an Gewissenhaftigkeit gemangelt. Dabei war er ein Querulant, „unermüdlich in Supplikationen, wo er zu kurz zu kommen glaubte, und in Reklamationen, wo ihn gerechter Tadel

getroffen hatte, oder kleine Dienste zum Wohle der Schule von ihm verlangt wurden, die nicht ausdrücklich in seinem Pflichtenhefte standen." So wenig wie mit den Behörden verstand er sich mit Lehrern und Schülern.

Unter sein Rektorat fällt die Neuordnung der Kustodenangelegenheit.[4]) Wie schon gesagt, hatten von Alters her zwei Schüler die Heizung und Reinigung der Schulzimmer besorgt und waren dem Rektor zur Verfügung gestellt gewesen. Sie wohnten in einem besondern „Stüblein" des Gymnasiums, bescheiden genug; denn aus dem Folgenden geht hervor, daß sie ihre Betten selbst dorthin liefern mußten. Mit seinen Kustoden hatte nun Ramspeck nicht viel Glück. Im Jahre 1769 war ihm ein Kustos nächtlicherweile ins Haus eingebrochen und hatte ihn bestohlen. Andere Unordentlichkeiten kamen hinzu; man glaubte ihnen steuern zu können, indem man die Erneuerung der Kustoden in die Hand der Visitatoren[5]) legte. Aber auch das genügte nicht, und der Antistes Emanuel Merian, der die eben gemachte Kustodenordnung entworfen hatte, verlangte statt der Kustoden einen Abwart. Aber die Finanzverwaltung wollte, wohl weil es billiger war, beim alten Kustoden-Regime bleiben. Der Antistes aber setzte nochmals an und brachte die Sache vor die Schulkommission. Dies war im Jahre 1795. Man stellte nun eine Untersuchung an: Schultheiß Wieland verlangte von dem Rektor eine genaue Aufstellung über Pflichten und Rechte der Kustoden, und die Antwort auf dieses Begehren ist nun das vorliegende Schriftstück. Es ist so deutlich, wie man dies nur wünschen kann und zeigt unter anderm, daß der Herr Gymnasiarch mit der Abschaffung der Kustoden gar nicht einverstanden gewesen wäre. Namentlich aber läßt es uns erkennen, aus wie viel kleinen und kleinlichsten Einzelheiten sich damals noch — man denke, im Zeitalter der Aufklärung — bei uns solche Stellelein wie die der Kustoden und ihre Besoldung zusammensetzten.

Im übrigen ist dann die Kommission über die Wünsche Ramspecks hinweggegangen und hat 1797 für die wichtigeren Geschäfte wie Reinigen und Heizen einen Abwart angestellt, nicht fix, nur im Akkord. Das Amt der Kustoden hat fortbestanden, allerdings in anderer Form. Sie wurden zu Botendiensten, zum Reinigen der Tintenfässer u. s. w. benützt. Erst der vorletzte Rektor des Gymnasiums, Professor Fritz Burckhardt, hat, ausgehend vom Gedanken, daß das keine Arbeit für Schüler sei, die Beamtung aufgehoben.

P. P.

Da Mein Insonders Hochgeehrtester Herr Stadtschreiber Wieland[6]) dieser Tagen, nomine E. L. Schulcommission,[7]) einen Bericht von mir verlangt hat, anbetreffend die Custodes des Gymnasii, so habe die Ehre Folgendes Meinen Gnädigen, Hochgeachten und Hochgeehrtesten Herren über diesen Gegenstand geziemend zu melden.

Es ist schon seit Anfangs dieses Seculi, und auch noch früher, der Gebrauch gewesen, daß zur Besorgung der Angelegenheiten des Gymnasii, zwey erwachsene Schulknaben von Bürgeren, von dem jeweiligen Gymnasiarcha sind angenommen und bestellt worden, unter dessen Direction, Anleitung und Befehlen sie gestanden, der die Aufsicht über sie gehabt hat, und sie zur Beobachtung ihrer Verrichtungen und Pflichten angehalten. Dieser Observantz zufolge habe ich seit Anfang meines Amts biß jetzund jederzeit zwey Custodes gehabt; die letsten, die Anfangs der Hundstagen im verwichenen Jahr quittiert haben, waren 2 Gebrüdere Grüninger, des Küffers Söhne in der Äschemer Vorstadt,[8]) worauf zu neüen Custodibus angenommen Balthas. Rumpf, des Kornschreibers Knab,[9]) und Eman. Hindenlang, dessen Vater ein Taglöhner, beyde über 15 Jahre alt. Diese ihre Väter haben mir alles Liebs und Guts von ihnen versprochen, wie daß ihre Knaben alle ihre obliegende

Geschäfte behörig besorgen, und mir alle satisfaction geben werden; den Hindenlang habe ich mit Vorwissen und Gutheissen Seiner Hochwürden Herren Antistitis,[10]) vor etwan 4. Wochen, als einen liederlichen Burschen und Taugenichts, der oft 3. 4. 5. Tage sich nicht hat sehen lassen, und unterdessen das Handwerk eines s. v. Schweintreibers getrieben, fortgeschickt, dessen Vater auch ein schlechter liederlicher Mann, und neülich in Uns. Gn. Herren Verhaft gewesen, deme bey seiner Loßlassung unklagbare Aufführung bey Zuchthausstrafe ist injungiert worden.[11])

Vorzeiten unter meinem seel. Herren Amtsvorfahr,[12]) und auch eine Zeitlang während meines Amts hat der Gymnasiarcha die Auswahl unter 4. 5. 6. und noch mehreren Knaben gehabt, die sich um eine Custosstelle beworben, und sich deßwegen bey mir gemeldet. Allein seit etwan 6. 8. Jahren haben sich die Zeiten gewaltig geändert, indem sich die Anzahl der dazu tauglichen erwachsenen Knaben, und die es begehrten, sehr vermindert haben. Ich war darüber verschiedene mal sehr verlegen, wo ich einen tauglichen Knab ausfinden könnte, und anstatt, daß die Schulknaben sich darum beworben, mußte ich ihnen so zureden, nachgehen, sie anfragen, ob sie die Custosstelle annehmen wollten, und sie oder ihre Eltern gleichsam bitten, es anzunehmen. Große und erwachsene Bürgersknaben sind sehr wenig in der Deutschen Klaß, und kleinere von 10. 12. Jahren kan man nicht gebrauchen.

Es beliebten mir Mein Hochgeehrter Herr Stadtschreiber zu melden, daß ich an des fortgeschickten Hindenlangs Stelle keinen neüen Custodem biß auf ferneren Bescheid annehmen möchte. Allein, erlauben Sie mir, ein einziger Custos ist nicht sufficient alles gehörig zu verstehen, insonderheit 8. Schulklassen zu wischen und anderes mehr. Ich habe gleich nach Fortschickung des Hindenlangs, also schon vor 4. Wochen, ad interim einen jungen Wybert, dessen Vater ein dürftiger Färbergesell[13]) und Wittwer, einen ge-

sitteten, stillen Knab, und fleissigen Schüler, wie es Herr Cand. Leücht[14]) bezeügen kan, angenommen, und, so zu reden, bitten müssen, indem er mir bedeütet, wie daß sein Vater vernommen, daß die Custosstelle so wenig eintrage, und man ja dasjenige, was sie bißhero bezogen haben, Anstand mache ihnen zukommen zu lassen; Diesem jungen Wybert kann ich das Congè geben, wann man es nöthig finden wird, er wird es auch gar gern annehmen; indem er die Custosstelle meistens aus affection gegen mich angenommen, da ich mit seinen GroßElteren, denen ich schon viele Gefälligkeiten erwiesen habe, wohl bekannt bin. Der Custos Rumpf will ferner bleiben. Was nun ihre obliegenden Verrichtungen und Pflichten betrift, so habe die Ehr folgendes zu melden. Es ist von jeher ihr Amt gewesen, am Winter die Feürung der 8. Schulstuben, unter des Gymnasiarchae Obsorge und Veranstaltung, zu verrichten, zu dem End des Morgens frühe, etwas vor 6. Uhr, aufzustehen, das Feuer in den Öfen anzuzünden, von Zeit zu Zeit gehörig nachzusehen, nachzustoßen — überhaupt alle mögliche Sorgfalt zu Verhütung eines Unglücks anzuwenden, und dann gegen 8 Uhr, wenn alles verbrennt ist, die Ofen zu beschliessen, damit die Stuben, wann die Schul angeht, behörig erwärmt seyn sollen. Ich habe es aber gar nicht der Custodum arbitrio und Willkühr überlassen, wie man es etwan vermeynen möchte und man es auch wirklich vermeynt hat, nach Wohlgefallen stark, mittelmäßig oder nur wenig einzuheitzen, sondern nach dem Maaßstab der kalten oder gelinden Witterung; zu dem End habe ich ihnen alle Nacht, ehe sie zu Bette gegangen, angezeigt und befohlen, wieviel Scheiter Holz sie den folgenden Morgen in den Ofen thun sollen. Bremwellen, die mir die Domprobstey liefert |: welches keine sogenannte Deputaten-Wellen sind, sondern nur geringe ordinarie kleine :| haben sie gewöhnlich zur Anzündung, damit die Scheiter bald in Flammen kommen, drey genommen. Freilich war es difficil, das punc-

tum saturationis, nicht zu viel und nicht zu wenig, zu treffen; bald war es den Herren Praeceptoribus zu kalt, bald zu warm, darüber ich oft vielen Verdrus gehabt hab. Diese Feürung ist nun biß dato von den Custodibus beständig verrichtet worden, und ist, Gott sey Dank, niemal kein Unglück geschehen, auch nicht einmal eine Feüersgefahr. Sie haben für diese ihre Bemühung des Einfeüerns, von denen 17. Klafteren Holz, die ich jährlich zu beziehen habe, jeder von ihnen ein Scheit genommen und nach Hauß getragen. Es hat aber für diesen Winter E. L. Haußhaltung[15]) für gut befunden, zu mehrerer Sicherheit, einen gestandenen Mann, den Peter Seiffer, zur Einfeüerung der Classen zu bestellen, der alle Morgen gegen 6. Uhr kommt, um einzufeüern, dem ich zu dem End den Haußschlüssel zugestellt und der auch die 34 Scheiter Holz bezogen, die die beyden Custodes vorhero gehabt haben.

Ferner ist ihre Pflicht, die 8. Schulstuben gehörig zu wischen, zu säuberen, Tische und Bänke abzustauben, die Spinngewebe wegzuwischen ꝛc., dazu sie von mir wochentlich zwey Besen empfangen. Bißher ist es gewöhnlich zweymal die Woche Donnstags und Samstags geschehen, da sie dan gewöhnlich gleich Nachmittags um 1. Uhr |: da nach der alten Ordnung an diesen Nachmittagen keine Schul gehalten wurde :| angefangen und gegen Abend damit fertig geworden, indem, wenn es gehorig geschehen soll, es Zeit und Weil erforderet. Jetzund aber, da am Donnstag biß um 4. Uhr Schul gehalten wird, ist es insonderheit in den kurzen Wintertagen, biß Anfangs der Dunkelheit damit fertig zu werden, sehr difficil. Am Samstag wird biß um 3. Uhr Schul gehalten, da denn die gleiche Schwierigkeit sich wegen der Kürze der Zeit ereignet. Ja diesen Nachmittag haben sie noch mehreres zu verrichten, als nämlich die affixa der Gesänge für die Bättstund und den folgenden Sonntag aufzusuchen, des Abends für die Bättstund an den Kirchthüren anzuhängen und wieder abzuhängen, in die Domprobstey zu gehen,

um die Besen abzuholen, allwo sie auch öfters aufgehalten werden; die Gassen vor meiner Wohnung zu wischen, den Eingang in das Hauß, und auch von Zeit zu Zeit den Hof; von diesem aber ist zu bemerken, daß, wenn er schon gewischt ist, er oft sogleich von den Fruchtwägen, die öfters kommen, wieder verunreiniget wird. Ja es geschieht auch zu Zeiten, daß, wenn sie Donnstags und Samstags finitâ scholâ wischen wollen, sich Zimmerleüte in den Classen biß Nachts aufhalten, wie es erst vorgestrigen Samstag geschehen.

Ferner sollen sie von Zeit zu Zeit das s. v. privat, welches von den Schulknaben |: und dies öfters aus Muthwillen und aus Vorsatz :| verunreiniget wird, mit heissem Wasser butzen und saübern.

Ferner müssen sie alle Freytage Nachmittags gegen 3. Uhr auf dem Barfüsserplatz dem Herrn Almosenschafner die Gassen vor seinem Hauß sauber wischen,[16]) die von dem c. v. Vieh verunreiniget worden, und ihm noch überdies eint und andere Haußgeschäfte verrichten, so daß sie oft erst gegen Abend fertig werden und in das Gymnasium zurückkommen. Es praetendiert Derselbe ferner, daß, so oft er Holz bekommt, die Custodes dasselbe in sein Höflein hinter dem Hauß tragen und beügen sollen; er schickt deßwegen seinen Bettelvogt, den Cladi Weissenburger[17]) in mein Hauß, um es ihnen anzusagen, daß sie ohne alles Fehlen kommen sollen, es seyen ein Paar Wägen Holz angekommen; dies ist mir ofters schon sehr ungelegen und unangenehm gewesen, indem es etwan auf einen Donstag oder Samstag geschehen, da sie die Classen wischen sollten, oder auch an einem andern Tag, da sie sonst Geschäfte in dem Gymnasio haben, als etwan Brennwellen, Holz, so ich empfangen 2c. zu besorgen und vor dem Regen zu verwahren. Hr. Schafner aber praetendiert, diese seine Holzgeschäfte gehen auf seinen Befehl allen andern vor, und drohet ihnen, diejenigen 6. Bz., die sie wochentlich aus dem Allmosen zu beziehen haben, ihnen nicht verabfolgen zu lassen und innzubehalten.

Ferner, wenn Wägen mit Brennwellen in den Schulhof, zur Feüerung der Classen und auch zu meinem Gebrauch, kommen, so sollen die Custodes sie helfen abladen, zählen, in die dazu destinierte Wellenkammer tragen und allda gehörig rangieren und beügen. Zwar, was das Zählen derselben betrift, so hab ich es bißhero selbst besorgt, und bin, bey aller Witterung, bey der Abladung derselben selbst gegenwärtig gewesen, wie es Hr. Baßler in der Domprobstey bezeügen kann, damit E. L. Haußhaltung, die die Wellen durch die Domprobstey fourniert, nicht betrogen werde, indem die c. v. schelmischen Wellenbauren, zu ihrem Vortheil, im Zählen, wenn man nicht genau Achtung giebt, gern betriegen.

Wenn die 17. Klafter Holz, laut meiner Competentz, kommen, sollen sie dasselbe, wenn es gehauen und gespalten, in das Holzhauß tragen, dafür sie aus der Domprobstey zusammen 17. Maaß Wein und so viel Pfund Brodt, allso jeglicher die Helfte davon zu beziehen hat.

Ferner sollen sie Dienstag Morgens, Samstag Abends und den Sonntag die Gesangaffixa an die Kirchthüren exact besorgen, zu rechter Zeit anhängen und abhängen, hernach die Gesänge in die dazu gehörige Schachtel oder Laden wieder gehorig verwahren.

Einige Tage vor der Austheilung des Schulertuchs[18]) sollen sie die Tücher auf Anweisung seiner Hochwürden Herrn Antistitis bey den Kaufleüten abholen, sie in Wohldessen Behausung tragen, und von da den Vormittag vor der Austheilung in das Gymnasium, und selbigen Nachmittag biß auf den Abend zur Aufwartung da seyn. Die Literas circulares von Wohlbemeltem Herrn Antistite an die S. T. Herren Visitatores[19]) gehörig herumtragen, wie auch zur Examenzeit die Themata oder Argumenter an die S. T. Herren Professores. Zur Promotionszeit[20]) die Bücher zu den praemiis bey den Buchhändlern abholen, den Buchbindern überbringen, und alle andern alsdan vorfallende Geschäfte mehr gehörig

besorgen. Vor der Promotion die Stühle aus der Kirche in das Chor tragen, damit die Knaben sitzen können, und sie den folgenden Tag wieder wegtragen, und aus Anlaß der Promotion noch sonst anderes zu verrichten.

Vorhero haben beständig die Custodes in ihrem Stüblein, darinnen sie zu Winterszeit mit Vorsicht einzufeüern die Erlaubnis hatten, schlaffen müssen, jetztund aber habe ich ihnen erlaubt, bey Hauß zu bleiben, da sie nicht mehr nöthig haben, des Morgens früh einzufeüern, insonderheit aber weil sie aus Dürftigkeit um den Zinß ihre Bette entlehnen mußten, und ihnen die Kosten des Bettzinses zu ersparen.

Sie sollen aber des Morgens, insonderheit bey den längeren Tagen, gleich nach halb 8. Uhr sich in dem Gymnasio einfinden, um die Haußthüre, sammt den Läden der 2. Schulstuben gegen den Münsterplatz zu öfnen, sich aber ohne wichtige Ursach, und ohne des Gymnasiarchae Vorwissen und Erlaubnis, nicht wegbegeben, sondern da verbleiben, biß um 11. Uhr die Schul geendiget, indem wegen allerhand unvorgesehene Vorfallenheiten und Ereignisse ihre Gegenwart nöthig ist. Um 11. Uhr sollen sie in die Classen gehen, um zu sehen, ob Alles in gehöriger Ordnung seye, ob nicht etwan ein Fenster offen und nicht in dem Riegeli, da dann von dem Wind könnten Scheiben zerbrochen werden, wie es auch schon geschehen; ob nicht etwan, wie es schon öfters geschehen, und ich selbst bey meiner öftern Visitierung der Klassen nach 11. Uhr beobachtet, von den Knaben die Stubenthür könnte offengelassen worden seyn und alsdann die Stube auf den Nachmittag verkältet werden, wie denn auch schon meine und auch fremde Katzen, wenn sie die Thüren offen gefunden, in die Stuben geschlichen und sie verunreiniget haben. Alsdann können sie sich nach Beschliessung der Haußthüre nach Hauß begeben. Sie sollen aber um ³/₄ auf 1. Uhr sich wieder einfinden, um die Hausthür den Knaben wieder zu öfnen,

indem es nicht des Gymnasiarchae Amt und Pflicht ist, es zu thun, dafür sind die Custodes |: doch aber habe ich bißanhero die Öfnung der Haußthüre um diese Zeit selbst besorgt .| Sie sollen jedoch aufs späteste um 1. Uhr sich einfinden, weil es zu Zeiten geschieht, daß etwan einer der Herren Praeceptorum aus Unpäßlichkeit oder sonsten nicht in die Schul kommen kan, der dann den Gymnasiarcham darüber berichtet, worauf ich den Custodem in das Collegium bey Zeiten schicken muß, um den Studiosum Vicarium,[21]) ehe er ausgeht, zu bestellen. Meine Magd bey diesem Anlaß in das Collegium zu schicken ist nicht meine Pflicht, wie es aber auch schon geschehen, da die Custodes noch nicht um die gehörige Zeit da waren. Sie sollen aber auch in dem Gymnasio, wie am Vormittag, biß zu End der Schul biß um 4. Uhr verbleiben, weil man nicht wissen kan, was etwan vorfallen kan, alsdann wieder in ihre Classen gehen, um wegen den Fensteren und der Stubenthür nachzusehen, wie um 11. Uhr, indem die Herren Praeceptores öfters des Nachmittags, wenn die Sonne in die Klassen scheint, die Fenster öfnen, wenn sie vermeinen, es sey in der Klaß zu warm; hernach die Haußthür zumachen, und die Läden gegen der Gassen gehörig beschliessen und verriegeln. Zwar wird seit etwas Zeit von dem Schreibmeister biß um 5 Uhr Schul gehalten, da dann die Haußthüre biß um diese Stund offen bleiben muß.

Was endlich ihre Pflichten und Obliegenheiten gegen mich den Gymasiarcham betrift, so ist es schon von Alters her die Observantz gewesen, daß sie unter des Gymnasiarchae Befehlen gestanden, um sie in seinen Geschäften zu gebrauchen. Unter meinem Hrn. Amtsvorfahr seel., der, seinen übrigen Verdiensten und Gelehrtheit unbeschadet, wie bekannt, eine etwas unordentliche derangierte menage gehabt hat, und auch mit Hinterlassung vieler Schulden gestorben, haben sie müssen völlig Hausknecht- und Mägden-

dienste thun, in die Schol und auf den Markt gehen, den Wein in den Wein- und Wirthshäuseren über die Gassen holen, da er seinen Competentzwein zu Gelt gemacht und verkauft hat, Wasser vom Brunnen in den Züberen in die Kuchi tragen und noch vieles anderes mehr, wie ich es von noch lebenden Custodibus unter ihm vernommen, als Hr. Spittalmeister Salathe,[22]) Meister Jakob Meyer[23]) dem Schneider, wie auch von dem erst vor ein Paar Jahren verstorbenen Meister Salathe dem Schumacher zu St. Alban,[24]) des Spittalmeisters Bruder.

Ich meines Orts brauche sie, ohne sie von ihren Amtsverrichtungen oder von Besuchung der Schul abzuhalten, nur zu geringen und leichten commissionen, als etwan eine Zeitung zu holen und wegzutragen, einen Brief oder sonst ein Billet irgendwo abzugeben, ein Buch in der Lesegesellschaft für mich zu holen oder wieder hinzutragen, den Rathszedel an Behörde zu überbringen, in der Apothek Arzneyen für mich zu holen, und etwan eine Bouteille frisch Wasser, insonderheit zur Sommerszeit und etwan noch andere unbedeütende Kleinigkeiten. Anbey thun sie dieses mir nicht völlig umsonst, indem ich ihnen zum Meßkram, Neuen Jahr, meinem Nahmenstage ein Trinkgeld gebe, damit sie wohl zufrieden seyn können, und bey sonst noch anderen Anläßen.

Was denn endlich ihre fixen intraden betrift, so sind sie, die Wahrheit zu gestehen, bei den jetzigen theüern und klammen Zeiten nicht sonderlich groß, da das meiste schon vor vielen Jahren, vielleicht schon im vorigen Seculo stipuliert worden, in welchem ein Rappen, wie bekannt, so viel gewesen als jetzunder 4. oder noch mehr.

Erstlich haben sie wochentlich von Hrn. Allmosenschafner aus dem täglichen Allmosen alle Freytag bey Wischung der Gaß vor seiner Wohnung 6. Batzen zu beziehen, wie ich schon zu melden die Ehr gehabt. Ferner haben sie gewöhnlich biß dato ein Stipen-

dium von 5. Pfd. fronfastentlich gehabt; der Custos Rumpf hat aber dato nur 3. Pfd., darüber sich sein Vater [sich] sehr beklagt. Item haben sie von mir biß dato fronfastentlich von den 13. Pfd. pro pauperibus scholasticis loco panis jeder 50. Batzen zu beziehen gehabt, darüber ich schon die Ehr 'gehabt die benöthigte Auskunft zu geben. Item haben sie fronfastentlich von jedem Schulknab 2. Rappen zu beziehen, welches ja eine Kleinigkeit, die Niemanden sauer aukommen sollte zu entrichten; die Anzahl der Knaben ist veränderlich; Es waren einmal weniger als 250. und auch nicht mehr als 300. Item haben sie von dem Bischoff-Baselschen Schafner Hrn. Lindenmeyer[25]) den letzten Samstag in jedem Monat den sogenannten Monatlaib, 6. β betragend, nebst noch 10 anderen dürftigen Knaben, zu beziehen. Es ist aber dabey zu bemerken, daß sie diese 6. β schon bezogen, ehe sie Custodes waren, und es allso kein speciales beneficium für sie ist, indem sie sich gewohnlich unter den 10. übrigen Knaben schon befunden haben. Item haben sie am Charfreitag laut einer alten Stiftung aus der Domprobstey jeder 1. fl. zu beziehen, dafür sie des Morgens früh von 6. biß 9. Uhr den Münsterplatz wischen sollen. Von den sogenannten Kirchenzedelenen, worinn die Nahmen der Herren Prediger sammt den Gesängen verzeichnet sind, und die sie an Liebhaber des Samstags herumtragen, haben sie auch nicht mehr viel einzunehmen, indem die Liebhaber derselben sich eine Zeit her sehr vermindert haben. Da ihre Vorfahren zwischen 30. und 40. von diesen Kirchenzedelenen zu vertragen gehabt haben, so sind sie jetzt biß auf 10. oder 12. geschmolzen, von jedem haben sie jährlich ungefähr 12. Batzen, davon müssen (sie) 3. Stück gratis ausgeben, als nämlich dem Herrn Domprobsteyschafner,[26]) Allmosenschafner und Herrn C. Gengenbach[27]) als Organisten.

An Wein und Brodt und anderem, das nicht baar Gelt, haben sie zu empfangen: Aus dem täglichen Allmosen Anfangs

Decembris ein Paar Schuhe sammt 6. Ellen leinen Tuch zu einem Hemd, welches aber, nach ihrem Vorgeben, sehr gering, schlecht und grob seyn soll. Um die sämmtlichen vielen Fenster in den 8. Classen in den Hundstagsferien an dem Brunnen zu saübern und zu waschen, haben sie aus der Domprobstey jeder ½ fl. sammt 3. Maaß Wein und 3. Pfund Brodt, welches wahrlich für diese Arbeit, mit der sie einige Tage zu thun haben, nicht allzuviel ist. Von den 17. Klaftern Holz, um sie in das Holzhauß zu tragen und zu beügen, wie schon zu melden die Ehr gehabt, zusammen 17. Maaß Wein und soviel Pfund Brodt. Für 2 mal des Jahres, Früh- und Spätjahr, in der Hard oder sonsten die baculos zu hauen, aus der Domprobstey jeder 3. Maaß Wein und ½ soviel Pfund Brodt. Bey jeder Promotion Ostern und Herbst für den Schulhof zu wischen ebenso viel, und 12. Brodtwecklin. Bey der Schultuch Außtheilung bekommen sie nach Gutbefinden Seiner Hochwürden Herrn Antistitis und nach dem Maßstab ihres Wohlverhaltens eine portion Schulertuch.

Dies ist, so viel ich mich zu entsinnen weiß, was sie an fixum bey gegenwärtigen theüern und klammen Zeiten zu beziehen haben. Es sind aber viele accidentien und Trinkgelter, die ihre Vorfahren genossen, und die ein Ziemliches ausgemacht haben, ihnen völlig abgegangen. Übrigens, wie ich schon zu melden die Ehr gehabt, so vermeyne ich unmaasgeblich, daß es nicht wohl angehe nur Einen Custodem in dem Gymnasio zu haben, da ja beständig 2. gewesen, auch zweifle ich, ob man eine taugliche erwachsene Person finden werde, die sich resolvieren wird, wie es die Ordnung erfordert, täglich von 8. biß 11. Uhr, und Nachmittags von 1. biß 4. Uhr beständig in dem Gymnasio zu verbleiben.

Es haben verwichenen Freytag Nachmittags gegen Abend Seine Hochwürden Herr Antistes beliebt, mich mit seinem sehr werthen Besuch zu beehren, da ich denn auch mit Wohldemselben

von diesem Gegenstand die Custodes betreffend gesprochen, und Ihme meine Gesinnungen darüber eröfnet.

Ich überlasse es übrigens der prudentz und den Einsichten von Meinen Gnädigen, Hochgeachten und Hochgeehrtesten Herren von E. L. Schulcommission hierinnen nach Gutbefinden zu verfahren. Begehren Sie etwan eine weitere Erlaüterung oder einen ferneren Bericht von mir, so bin ich bereit damit geziemend aufzuwarten.

Basel den 24. Januar 1796.

J. C. Ramspeck, Gymnasiarcha.

N. B. Ich depreciere sehr bey Ewer WohlEdelgebornen Meinem Hochgeehrtesten Herren Stadtschreiber, daß ich nicht ehender diesen Bericht Ihnen überschickt hab; die Ursach davon ist, daß ich letzteren Donstag auf dem rechten Arm, wegen Kopfwehe und anderen Beschwerden, habe lassen eine Ader öfnen, davon mir der Arm ein paar Tage lang etwas geschmerzt hat, so daß ich das Schreiben unterlassen mußte, und erst gestern wieder im Stande war die Feder zu führen. Sie belieben also diesen meinen Aufschub gütig zu pardonieren.

Dem Memorial des Gymnasiarcha liegt ein Blatt bei, in welchem die Domprobstei-Schaffnei genau mitteilt, was die Kustoden jährlich von dort zu beziehen hatten. Es ist an die Schulkommission gerichtet und stammt vom Dezember 1797, also aus einer Zeit, da Ramspeck bereits seit einigen Wochen tot war. Ich lasse es der Vollständigkeit wegen hier folgen; es fügt dem vom Rektor Berichteten noch einige Einzelheiten bei.

Verzeichniß der von den Custoden des Gymnasii aus der DomProbstey bißher bezogenen jährl. Competenzien.

Lobl[r]. SchulCommission auf Begehren eingegeben im Decembr. 1797.

Die Custoden haben biß dato jährl., das ganze Jahr durch in der DomProbstey bezogen:

Wochentlich 10 Besen, dagegen lifern sie das Kirchen Zedelj.

Auf Kayser Heinrichs Tag jedem 3 Mas Wein und 3 Pfund Brod.

p in den Hunds Tagen die sämtlichen Fenster im Gymnasio zu butzen jedem ½ Gulden, 3 Mas Wein und 3 Pfund Brod.

Im Früh und Spathjahr für die Packelen zu sammlen jedem 3 Mas Wein und 3 Pfund Brod.

p den Hof im Examen zu säubern jedem 3 Mas Wein und 3 Pfund Brod.

p jedes Clafter Holz zu versorgen und zu beügen beid zusammen 1 Mas Wein und 1 Pfund Brod.

Am Oster Montag den Münster Platz zu saübern jedem 3 Maß Wein und 3 Pfund Brod.

Die Lanteren, Mehl- und Bodenwisch, Spritzkachel und Stuben-Schaüfelj wie auch Züber und Kübel, werden nur angeschafft, wan es nöthig, gehören aber nicht zu den jährl. Competenzen, wie die Custoden sich es haben anmassen wollen.

Basel, den 9[t] Xbr. 1797.

DomProbstey Schaffney.

Anmerkungen.

[1]) Geschichte des Gymnasiums zu Basel. Zur dritten Säkularfeier im Auftrag der Schulbehörde verfaßt von Th. Burckhardt-Biedermann. Basel 1889. (Citiert als B.-B.)

[2]) B.-B. S. 149 f.

[3]) Vergl. über diese damals sehr ernste, heute tragikomische Geschichte: Peter Merian „Die Mathematiker Bernoulli," S. 50 f.

[4]) B.-B. S. 208.

[5]) Ueber diese s. u. Anm. 19.

[6]) Joh. Heinr. Wieland (1758—1838). S. über ihn B.-B., S. 187 ff.

[7]) Ueber die Schulkommission vergl. B.-B. passim.

[8]) Ein Küfer Grüninger wohnte damals Aeschenvorstadt 1003, jetzt 77 („Zum Hauenstein").

[9]) Jakob Christoph Rumpf, Mitmeister zum Greifen, war Kornschreiber seit 1774. † April 1803.

[10]) Autistes war von 1766—1817 Emanuel Merian.

[11]) Der Taglöhner Rudolf Hindenlang ist laut Urfehdbuch (von 1794 bis 1798; Staatsarchiv), der Haft in der „Bärenhaut" (St. Alban Schwibbogen) entlassen und wird vor E. E. Bann gewiesen am 12. April 1794. Am 21. November 1823 stirbt ein Zettelträger Rud. Hindenlang (begraben zu St. Elisabethen. — Civilstandsregister), wohl identisch mit dem „Taglöhner."

[12]) Amtsvorfahr Ramspecks war von 1729—1763 Cand. Franz Kaspar David. Von 1763—1766 gab es keinen Rektor.

[13]) Ein Seidenfärber Joh. Jak. Wybert, † (laut Civilstand) am 2. Februar 1819 (zu St. Leonhard begraben).

[14]) Cand. J. J. Leucht, angestellt seit 1793, war Lehrer an der „Deutschen Klasse" (B.-B. S. 199). Er wurde dann Pfarrer in Diegten, 1820 Diakon bei St. Peter und starb 1824. (Weiß, Basilea Sepulta.)

[15]) Haushaltung = Finanzverwaltung. Ueber ihre Stellung den Lehrern gegenüber, s. B.-B., S. 175 ff.

[16]) Almosenschaffner war seit 1759 Eman. Bruckner J. U. C. Er † im April 1805 und wurde im Münster begraben. (Bas. sep. und Civilstand.) Er wohnte auf dem Barfüßerplatz, nach Adreßbuch von 1798 Nr. 737 (nach dem von 1862 Nr. 937). Seine Wohnung war ein Teil des Barfüßerklosters, ungefähr an der Stelle des Stadtkasinos (vergl. Festbuch zur Eröffnung des Histor. Museums, 1894, S. 284).

[17]) Der „Cladi“ (Claudius) Weißenburger scheint eine Art stehender Bezeichnung gewesen zu sein; ein solcher † 63-jährig im April 1753 (Civilstand); gemeint ist aber hier jedenfalls der in der Bas. sep. als im Jahr 1806 gestorben erwähnte „Almosendiener“ Jak. Christ. Weißenburger.

[18]) Ueber das Schülertuch am Gymnasium s. B.-B. S. 207.

[19]) Ueber die Visitatoren s. B.-B. passim. — Im Protokoll der Schulkommission fol. 39 zum Jahre 1796 (21. September) werden als solche, die wochenweise das Gymnasium zu besuchen haben, genannt: 1. Stadtschreiber Fäsch, 2. Prof. Dr. Herzog, 3. Meister Legrand, 4. Prof. Falkner, 5. Stadtschreiber Wieland, 6. Appellationsrat Jakob Sarasin.

[20]) Ueber die im Chor des Münsters abgehaltenen Promotionsfeierlichkeiten s. B.-B. S. 158 f.

[21]) Ueber die Vikare s. B.-B. S. 205 f.

[22]) Magister J. J. Salathe war erst „Condolierer“, wurde 1780 Spitalmeister und starb 1801 (begraben St. Leonhard, [Bas. sep.]).

[23]) Ein Schneider Joh. Jakob Meyer wird am 10. November 1798 zu St. Elisabethen begraben. (Vergl. J. H. Weiß, Verzeichnis der in Basel verstorbenen und begrabenen Bürger und Einwohner seit dem Jahre 1730—1819).

[24]) Ein Schuhmacher Heinr. Salathe wird beerdigt zu St. Alban 19. Juli 1791 (Weiß, Verzeichnis).

[25]) Der Bischof-Baselsche Schaffner Niclaus Lindenmeyer war später Warensensal; 1816 wird er als „Alt-Schaffner“ bezeichnet; † 81-jährig am 9. November 1842 (begraben zu St. Peter. Civilstand).

[26]) Domprobsteischaffner war seit 1789 Dr. med. Daniel Bernoulli-Burckhardt (1751—1834), seit 1792 Prof. med.

[27]) Christoph von Gengenbach S. M. C. wurde 1784 Präceptor der Töchterschule auf dem Barfüßerplatz und Organist am Münster. Er starb 1797. (Bas. sep.)





Schweizerische Santiagopilger.

Von E. A. Stückelberg.



Die Sitte des Wallfahrens geht in die altchristliche Zeit zurück; das Ziel der Pilger ist zunächst das Grab des Erlösers, dann das Grab der Apostelfürsten, dann das anderer berühmter Märtyrer. Wichtigste Wallfahrtsorte sind also Jerusalem und Rom. An dritter Stelle[1]) spielt im Mittelalter Santiago eine Rolle.

Der Nationalheilige von Spanien war anfangs St. Vincenz; an seine Stelle tritt seit dem neunten Jahrhundert St. Jakob, dessen Heiligtum Santiago de Compostela ist.

Die Legende berichtet, der heil. Jakob sei der Apostel Spaniens gewesen und seine Gebeine seien nach des Heiligen Martertod zu Jerusalem durch zwei Schüler von Joppe nach Galicien gebracht worden.

Der Bischof von Iria soll ums Jahr 800 das Grab entdeckt haben; sicher ist, daß dasselbe bald das Ziel spanischer, im zehnten Jahrhundert schon ausländischer Pilger ist. Bischof Dalmatius

[1]) Noch 1670 gibt Heidegger Diss. de peregrinationibus religiosis, Zürich, die Reihenfolge: Jerusalem, Rom, Santiago de Compostela, Loreto, Einsiedeln.

von Iria erreicht 1096, daß der Name des Bischofsitzes in Santiago de Compostela umgeändert werde; einer seiner Nachfolger setzt im Jahr 1120 die Erhebung der Diözese zum Erzbistum durch.[1]) St. Jakob wird gleich Peter und Paul Apostelfürst genannt; er ist der gewaltige Helfer in den Schlachten der Spanier. Als solcher wird er der Schutzpatron des Ritterordens von St. Jakob zum Schwert in Spanien und Portugal[2]) (um 1170).

Es war nun im Mittelalter Sitte, bei großen und kleinen Sühn- und Bittfahrten den Besuch mehrerer Wallfahrtsstätten mit einander zu verbinden. Wie die Schweizer mit der Pilgerfahrt nach Einsiedeln eine solche nach Schönthal, nach der Beatushöhle und nach Säckingen[3]) kombinierten, so pflegten die Deutschen auf dem Weg nach Santiago Einsiedeln zu besuchen. Aehnlich wallfahren die Rompilger von heute auch nach Mailand und Loreto.

Die Wallfahrt nach Santiago war, wie alle andern Reisen in entfernte Länder, im Mittelalter beschwerlich und gefährlich; gar mancher ließ auf der Hin- oder Rückreise das Leben.[4]) Man pflegte daher vor solchem Unternehmen das Testament zu machen.[5]) Die Pilgertracht,[6]) Empfehlungs- und Bettelbriefe schützten zwar bis zu

---

[1]) F. Fita und A. F. Guerra Recuerdos de un viaje à Santiago de Gailcia. Madrid 1882.

[2]) Manoel Roquette Ordens Militares Portuguezas I. Leiria 1901.

[3]) Vergl. die Ausgabeposten des Rechnungsbuchs von Kloster Klingenthal im Basler Staatsarchiv, S. 186: „gan Einsidlen und sant batten," S. 194: „zu unser frowen gan Einsidlen und unser frowen gan Schöntal und zu sant frydlin," S. 198: „gan einsyldén (so) und gan schöntal und gan sant batten und sant frydlin," ferner S. 211; diese regelmäßigen Wallfahrten fallen in die Jahre 1463—1470.

[4]) Z. B. die Schweiz. Pilger von 1648 und 1659.

[5]) Z. B. 1279; Vermächtnisse von Romfahrern kommen schon weit früher (im Jahr 744) vor. Vergl. Wartmann, St. Galler U.-B. I. S. 12.

[6]) Diejenige des Nürnbergers Praun ist im German. Nationalmuseum erhalten.

einem gewissen Grade den Reisenden; ausführliche Reisebücher [1]) gingen ihm an die Hand und unterrichteten ihn in praktischer Weise über Weg und Steg, Unterkunft und Geldwechsel. In Einsiedeln pflegten sich deutsche Santiagofahrer, sogen. Jakobsbrüder aufzuhalten, welche Paternoster, wahrscheinlich auch Jakobsbilder verkauften, ein Brauch, der von den Stiftsbehörden gelegentlich eingeschränkt wurde.[2]) Dieselben Brüder werden wohl auch mündlich Auskunft und Rat für Pilger erteilt haben.

Als Zeugnisse des Jakobskults finden wir zunächst Reliquien [3]) des Apostels und zwar seit dem neunten Jahrhundert. Hier eine knappe Uebersicht über Heiligtum von St. Jakob in unsern Lipsanotheken: Pfävers (nach 875), Sankt Gallen (9. Jahrhundert), Einsiedeln (987—1039), Muri (1064), Schaffhausen (1064), Engelberg (11./12. Jahrhundert), Rheinau (1143), Zürich (1170), Sankt Urban (1231), Heiligenberg (nach 1252), Bern (1343), Beromünster (14. Jahrhundert), Basel (St. Andreaskapelle (1459), Luzern (1460), Chur und Männedorf (15. Jahrhundert), Basel (Dom 1511), Wettingen (1517), Büren (Kt. Bern, um 1528), Zug und Ufhusen (16. Jahrhundert), Sankt Gallen (1693), Altenburg (1715), Baar (1735), Lützel (18. Jahrhundert), Wollerau (1789), Schwyz.

Spiris Luzerner Schatzverzeichnis [4]) qualifiziert die Jakobsreliquien der Hofkirche näher, indem er sagt: de casula sancti Jacobi Apostoli.

[1]) Konrad Häbler. Das Wallfahrtsbuch des Hermannus Künig von Vach und die Pilgerreisen der Deutschen nach Santiago. Straßburg 1899.

[2]) Solche Figürchen wurden in Einsiedeln ausgegraben. Anz. f. schweiz. Altertumskunde. 1869. S. 76—77 und Taf. VII. Ringholz a. a. O. S. 279 A. 2; wie man in Zürich Muttergottesbilder für die Pilger nach Einsiedeln herstellte und verkaufte, so vertrieb man an letzterm Ort Bilder für die Santiagopilger. P. Odilo Ringholz Wallfahrtsgeschichte S. 282.

[3]) Die Nachweise hiezu in den Regesten meiner „Geschichte der Reliquien" unter den betr. Jahren, sowie in den Akten meines Reliquienarchivs.

[4]) Spiri Thesaurus, S. 58—62. Mscr. der Bürgerbibliothek Luzern.

Das sind nur einige wenige Orte, von denen uns ausdrücklich überliefert ist, daß in ihnen Reliquien des heil. Jakob lagen; außerdem haben wir Andenken an Santiago vorauszusetzen überall da, wo Kirchen, Kapellen, Altäre, Bruderschaften in der Ehre des heiligen Apostels vorhanden waren.

Dies gilt von folgenden Orten:[1]) Kleindietwyl (1149), Portalban (12. Jahrhundert), Zürich (1221), Basel (1268), Heiligenberg (1273), Buchrein (13. Jahrhundert), Thun (1340), Estavayer-le-Lac (1363 und 1379), Planconthey (? 1412), Luzern (1418), Bulle (1453), Lachen (1476), Rein (1482), Gomeswald (1497), Steinen, Benken, Märstetten, Tänikon (15. Jahrhundert), Bösingen (1508), Freiburg (1512), Ermensee (1565), Neukirch, Tavel (a. d. Thur), Emmetten, Schwyz, Charmey (1619), Frick, Sachseln, Estavayer-le-Gibloux (17. Jahrhundert), Wittnau (18. Jahrhundert). Fünf oder sechs Kapellen gehören zu Siechenhäusern.[2])

In zahlreichen Fällen sind nun sowohl die Reliquien durch schweizerische Santiagofahrer ins Land gebracht worden als auch die Kapellen, Altäre, Bilder und Bruderschaften durch solche Pilger zur Erinnerung an ihre Bittfahrt gestiftet worden. Auch der Name des Heiligen wird im späteren Mittelalter einer der beliebtesten und verbreitetsten Vornamen in Stadt und Land. St. Jakob von Compostela ist der „wahre Jakob" im Unterschied zu anderen Heiligen dieses Namens.

Wer der St. Jakobsverehrung in der Schweiz nachgehen will, wird sich in den Geschichtsquellen umtun müssen, um zu erfahren, wann unsere Landesgegenden beginnen, an der Pilgerfahrt nach

---

[1]) Vergl. Dellion Dictionnaire für die Freiburgischen Orte, Nüschelers Gotteshäuser und Waldburgers Register dazu S. 55 (Beil. zum Anz. f. Schweiz. Geschichte 1900) und Langs Grundriß.

[2]) Nüscheler in Archiv f. Schweiz. Gesch. XV, S. 182—219; Bühler, Der Aussatz in der Schweiz. Luzern 1902.

Santiago teilzunehmen und welche Persönlichkeiten die beschwerliche Reise unternommen und zu Ende geführt haben.

Hier eine Uebersicht über die uns bekannt gewordenen Fahrten:

um 1072. Graf Eberhard von Nellenburg und seine Gattin.[1])

1279. Mai 26. Heinrich Wallisetter, Bürger von Zürich, der nach Santiago wallfahren will, macht ein Vermächtnis.[2])

1449. Nicolaus de Egra, Folterer von Basel.[3])

1490. Jakob Heid, Sohn des Armbrusters Heinrich Heid von Basel, erklärt sich zum Besuch von acht Wallfahrtsorten, darunter Santiago, bereit für den Fall seiner Befreiung aus der Gefangenschaft.[4])

1498. Hans Kilchmann von Basel.[5])

1509. Alban Gernler von Basel.
Jakob Koch von Basel.[6])

1518. Diethelm Röust von Zürich, Sohn des Bürgermeisters Marx Röust.[7])

1518—19. Heinrich Wolf von Zürich.[8])

1521. Eslin Hillinen erhält vom Berner Rat einen Bettelbrief für die Fahrt nach Santiago.[9])

1531. Heinrich Schönbrunner von Zug.[10])

---

[1]) Festschrift des Kantons Schaffhausen 1901, S. 140.

[2]) Zürcher U.=B. V, n. 1734.

[3]) Basler U.=B. VII, S. 389.

[4]) Ringholz a. a. O., S. 109.

[5]) Histor. Festbuch z. Basl. Vereinigungsfeier, S. 259. Basl. Chron. VI, S. 443.

[6]) Basler Staatsarchiv, Urk. V, 118, Mitg. von Hr. Dr. R. Wackernagel.

[7]) Chron. des B. Wyß ed. G. Finsler. 1901. S. 42 A. 1.

[8]) Zürcher Taschenbuch. 1901. S. 176—177.

[9]) Haller, Bern, in seinen Ratsmanualen I, S. 92.

[10]) Geschfr. XVIII, u. Zwingliana, Heft 8.

vor 1535. Peter Füßli von Zürich (?).[1])
1535. W. Kaeser.
Petter Ebys.
Hans Garmiswyl.
Petter Jorant.[2])
1549. Wilhelm von Praroman von Freiburg.
1556. Rappo.
Michel Werly.
Benoit Khun.
P. Rud. Chablex, ord. s. Aug.[3])
1589. Ritter Melchior Lussi von Stans.[4])
1640. Ritter Jakob Stalder, Landesfähnrich aus Beggenried; starb 1640.[5])
1648. Heinrich Herzog aus Wynon bei Beromünster; starb auf der Hinreise.[3])
1659. Marcus Knüsel von Meierskappel,
Jost Kaiser von Udligenswyl; beide starben auf der Wallfahrt.[6])
1679. Sechs Freiburger und eine Frau.[3])

Noch in späterer Zeit wallfahrteten manche Schweizer nach Compostela, einzelne vielleicht um sich in Spanien nach Kriegsdienst

[1]) Auf den Porträts dieses Pilgers in Solothurn und Zürich sind sechs Pilgerzeichen abgebildet: Jordantaufe, Veronica, weißer Rock, Tasche und Stab, heiliges Haus und eine Himmelfahrt. Ich beziehe sie auf die Wallfahrten nach Palästina, Rom, Trier, Santiago, Loreto und einen sechsten mir unbekannten Ort.

[2]) Dellion Dictionnaire VI, p. 375.

[3]) Geschfr. XXXI, S. 345.

[4]) Businger. Gesch. Unterwaldens, S. 149 und Balthasars Helvetia: Joh. Melch. Leur: Leben, Wandel und sel. Hinscheid des edlen Hrn. Oberst Melchior Lussi .... Mitg. von Dr. R. Durrer.

[5]) R. Durrer. Die ma. Kunstdenkmäler Unterwaldens, S. 38.

[6]) Geschfr. LVI, S. 72.

umzutun. Auch die Ablaßprediger tun der Pilgerreise Erwähnung, so z. B. Propst Johann Murer laut seiner von Papst Julius II. 1509 erhaltenen Vollmacht.[1]) Insofern als manche Santiagofahrt die Erfüllung eines gerichtlichen Urteils war, haben diese Wallfahrten eine gewisse Bedeutung für die mittelalterliche Rechtsgeschichte. Insofern als sie zahlreiche Bewohner unseres kleinen Landes ins ferne Ausland, zu fernen Völkern führte, hat sie die Reiselust des Schweizers und dessen Kenntnis ausländischer Verhältnisse gefördert. So sind die Santiagofahrten als kulturelle Faktoren zu betrachten im Bilde der Vergangenheit unseres Vaterlandes.

---

[1]) Th. v. Liebenau Z. Gesch. der Ablaßprediger, S. 2 in Basler Zeitschrift f. G. u. Altertumskunde. 1902.





LICHTDRUCKANSTALT HENRI BESSON, BASEL

Ein Bildnis des Malers Peter Birmann.

Von Daniel Burckhardt-Werthemann.

So muß er ausgesehen haben, der treuherzige alte Landschaftsmaler, den einst Goethe unter witziger Anspielung auf den Familiennamen eines bekannten Winterthurer Tierzeichners den „ächten Biedermann" nannte.

Das kleine, hier wiedergegebene Porträt erhebt nicht den Anspruch darauf, als Kunstwerk zu gelten; die ungeschulte Hand J. Stünzis, eines Arbeiters der Birmannschen Kunstanstalt, hat einst das Bildchen ohne Vorwissen des Modells ausgeführt; so mag für die verschiedenen, nicht wegzuleugnenden Mängel, welche dem bescheidenen, an die Weise des Hieronymus Heß erinnernden Werk anhaften, die naive, frische Auffassung der so ehrenfesten Persönlichkeit Birmanns entschädigen; irren wir nicht, so ist unser Bildchen das „ähnlichste" unter den noch erhaltenen Porträten des Künstlers. Wer sich ein wenig in die Werke Birmanns hineingelebt und ein Bild von des Meisters Charakter gewonnen hat, wird seinen Eindruck durch das vorliegende Porträt auffallend bestätigt finden.

Bei Birmann werden wir vergeblich nach einem genialen oder auch nur originellen Zug suchen; was uns bei ihm an feinerem künstlerischem Gehalt begegnet, hat er ziemlich mühsam durch das Studium von Werken höher beanlagter Berufsgenossen erworben, wobei

er das Glück hatte, in der Wahl seiner Vorbilder durch einen angeborenen guten Geschmack sicher geleitet zu werden. Ein scharfes Auge und eine geschickte Hand waren ihm bis in sein hohes Alter eigen, und durch getreuliche Benützung der wenigen, ihm anvertrauten Pfunde hat sich der Meister einen ehrenvollen Platz in der baslerischen Kunstgeschichte und vor allem auch namhafte Verdienste als künstlerischer Erzieher erworben.

Wenn wir es im Nachstehenden versuchen, Birmann als Künstler gerecht zu werden, so stützen wir uns für die mehr äußeren Tatsachen seines Lebens auf die zwei schönen Monographien, die wir von der pietätvollen Hand des Ständerates Martin Birmann besitzen.

Das Leben unsres Malers weist wenige hervorstechende Ereignisse auf. Peter Birmann wurde in bescheidenen Verhältnissen 1758 zu Basel geboren. Anfänglich für den väterlichen Beruf des Steinmetzen erzogen, wurde er 1771 bei einem Porträtmaler in die Lehre getan; eine dürftige weitere Ausbildung erhielt er in verschiedenen Berner Malerateliers als Illuminierer der damals beliebten handkolorierten Radierungen, bis es ihm endlich gelang, mit einer Unterstützung des Obersten Joh. Rud. Burckhardt zum Kirschgarten nach Italien zu gelangen. Neun Jahre lang (1781—1790) war er in Rom und dessen Umgebung tätig und wurde durch den anregenden Umgang mit Berufsgenossen und verschiedenen hervorragenden deutschen Rompilgern (Goethe) offenbar auch geistig etwas gehoben. Nach Basel zurückgekehrt, ging Birmann aber bald in der Prosa des Lebens unter. Ein ausgedehntes Geschäft (Kunstverlag, Handel mit alten Kunstgegenständen, Flachmalerei), das ihn mehr und mehr an eigener künstlerischer Produktion hinderte, bildete unter seiner Aegide eine ausgezeichnete Schule für die jüngere Generation von Basler Malern, welche in den engen Räumen der am Blumenrain gelegenen Werkstatt als Kopisten,

Stecher und Kolorierer stets überreiche Beschäftigung fanden. Als Peter Birmann hochbetagt am 18. Juli 1844 starb, war er selbst in seiner Vaterstadt als Künstler fast ganz vergessen.

Peter Birmann steht auf der Grenzscheide zweier Zeiten. Er wuchs heran, als in Basel die Kunst des Rokoko langsam durch den Klassizismus verdrängt wurde. Seine künstlerischen Anfänge wurzeln noch völlig in der eleganten, etwas banalen Manier des achtzehnten Jahrhunderts; mit einem gewissen Mitleid mag der gemachte Meister später auf diese ersten Versuche geblickt haben; viele Zeugnisse seiner frühesten Tätigkeit hat er offenbar später als künstlerische Verirrungen vernichtet, da der in der Kunstsammlung aufbewahrte Birmannsche Nachlaß nur wenige Werke enthält, welche bis in die 1770er Jahre zurückgehen. Vor uns liegt ein getuschtes Blättchen, „Schloß (Neu-)Falckenstein am Hauenstein 1777, da mich der Harschier weggejagt hat," lautet die vom Maler beigesetzte Bezeichnung. Das anspruchslose kleine Werk ist von einer überraschend flotten Mache, die Umrisse sind mit dem Pinsel leicht hingeworfen, die Ausführung in Tusche ist äußerst breit und entbehrt nicht einer Reihe pikanter Lichteffekte. Schon diese reizvoll gestimmte „Sommerlandschaft im Jura" stellt Birmann entschieden an die Spitze der baslerischen Landschaftsmaler des achtzehnten Jahrhunderts und wir fragen uns billig, wie viel der junge Künstler hiebei wohl seinen Lehrmeistern zu verdanken hatte, von welchen bei der Entstehungszeit des Bildchens nur Wocher und Aberli in Frage kommen können, beides tüchtige Zeichner und schätzbare Aquarellmaler. Es ist uns noch von Birmanns Hand eine Gruppe von zart in silbernen Tönen gehaltenen, landschaftlichen Aquarellen erhalten, die an Aberlis französische Manier erinnern, während andere Werke mehr der präzisen, zeichnerischen Weise Wochers verwandt sind; mit solchen, unter fremdem Einfluß entstandenen „Atelier-Arbeiten" stimmt aber unser Bildchen ganz und gar nicht; hier

hat Birmann einen ihm plötzlich gekommenen künstlerischen Eindruck in einem ureigenen, persönlichen Stile festgehalten. Solch gute Stunden, wie jene im Sommer 1777 auf Falckenstein, hat der Künstler nicht viele erleben dürfen; er ist leider auch nicht der Mann dazu gewesen, sich unbeirrt durch die alles beherrschende Zeitmode eine individuelle Weise im höheren Sinne zu schaffen; und doch hatte er, wie die Ansicht von Falckenstein lehrt, das Zeug zum echten Künstler in sich.

Birmanns Heranwachsen fiel in eine Periode, welche jeder kräftigeren Eigenart von vorneherein abhold war. Wer die bei den Baslern des achtzehnten Jahrhunderts so beliebten Bilder der Frankfurterschule durchmustert, wer die akademischen Reden des Josua Reynolds liest oder jenen seinerzeit berühmten Brief Salomon Geßners vom 10. Januar 1770 zur Hand nimmt, wird stets die Botschaft vernehmen, daß das Heil der Kunst nur in der Nachahmung der alten großen Meister beruhen könne; als Vorbilder wurden von der Frankfurterschule und teilweise auch von Geßner die Holländer empfohlen, während sich Reynolds entschieden für den großen Stil der Italiener aussprach.

Allen Lehren und Anschauungen, die während seines langen Lebens laut geworden sind, hat Birmann mehr oder minder getreulich nachzuleben gesucht, und deshalb gewährt auch die Durchsicht der zahllosen Werke seines Nachlasses immerhin einen gewissen Genuß, spiegelt sich doch in den Aquarellen und Oelgemälden dieses unsichern und schwankenden Talentes ein gutes Stück einer künstlerisch interessanten Zeit wieder.

Birmann arbeitete noch in den Berner Ateliers als Nachahmer von französischen und holländischen Meistern, als der große Umschwung auf dem Gebiete der Kunst auch in der Schweiz fühlbar wurde. Es liegt außerhalb der unserm Aufsatz gezogenen Grenzen, auf die vielfachen äußern und innern Gründe einzutreten,

welche die nunmehrige Künstlergeneration auf die **Antike**, als das allein vollgültige, der Nachahmung werte Schönheitsideal, hinwiesen und eine neue Kunstrichtung, den **Klassizismus** wachriefen. Langsam nur errang sich in der Schweiz die anfänglich als spröde und kalt empfundene Weise ihren Sieg; in Basel schuf ihr vor allem der feinfühlige Johann Rudolf Burckhardt-DeBary Eingang, der als Bauherr des Hauses zum Kirschgarten (1780—1782) und unermüdlicher Gönner und Auftraggeber des Bildhauers Alexander Trippel den neuen Stil in imposanten und mustergültigen Monumentalwerken seinen Mitbürgern zur Anschauung brachte. Auch auf dem Gebiete der Malerei gedachte jetzt Burckhardt die klassizistische Richtung zu pflegen und glaubte in dem talentvollen Landschaftsmaler Birmann seinen Mann gefunden zu haben. Der durch Burckhardts Bemühungen ermöglichte Aufenthalt in Rom wandelte Birmanns Kunstweise von Grund aus um: Als typischer Vertreter der konventionellen Kunst des Rokokozeitalters hatte der junge Basler die Schweiz verlassen; zum „antiken Heiden" und überzeugten Verehrer der Winckelmannschen Ideale machte ihn schon die Anfangszeit seiner römischen Lehrjahre.

Das römische Kunstleben stand zur Zeit von Birmanns Italienfahrt noch vollständig unter dem Banne des 1779 verstorbenen Ant. Raphael Mengs, jenes heute sehr abschätzig beurteilten Malers, der Winckelmanns Theorien in künstlerische Tat umsetzte. Gerne hätten wir an diesem Orte an der Hand von Birmanns eigenhändigen, jedenfalls höchst anziehenden Aufzeichnungen eine kleine Schilderung jenes Rom-Aufenthaltes versucht, doch ist leider der gesamte handschriftliche Nachlaß des Künstlers, auf dem noch Ständerat Birmann seine biographischen Skizzen aufbauen konnte, mittlerweile vernichtet worden; weder über des Malers Verhältnis zu Goethe noch über seinen kameradschaftlichen Umgang mit den zahlreichen in Rom lebenden deutschen Studiengenossen werden wir daher jemals auf-

geklärt werden. Zum Glück bieten des Meisters Skizzenbücher etwelchen Ersatz für die verlorenen litterarischen Quellen. Mit aller Deutlichkeit nehmen wir hier wahr, daß sich der junge Kunstbeflissene bei seiner Betrachtung der römischen Landschaft vor allem durch einen damals schon längst verstorbenen Meister leiten ließ, durch Claude Lorrain, dessen „liber veritatis“ in der geschätzten Ausgabe von 1777 das Vademecum jedes klassizistischen Landschaftsmalers bildete. Schon das äußere Gewand der in Tuschmanier geätzten, rötlich gedruckten Earlomschen Stiche des „Liber“ hat offenbar einen tiefgehenden Einfluß auf Birmanns Technik ausgeübt: er beginnt mehr und mehr in seinen Werken die Farbe völlig zu vernachlässigen und die Mehrzahl seiner größeren Kompositionen in Sepia auszuführen; es gelingt ihm so, die ihm vielleicht selbst nicht bewußte Schwäche seiner koloristischen Begabung und die Mangelhaftigkeit seiner Technik glücklich zu verbergen.

Die großen Kompositionen Birmanns üben heute noch auf den Unbefangenen eine bedeutende, eigentümlich fascinierende Wirkung aus, wenn ihnen auch der Salomon Geßners Landschaften eigene Reiz des Lieblichen, Intimen, „Empfindsamen“ fast ganz abgeht.

An der linken und rechten Seite der Bilder — beinahe ausnahmslos wählt Birmann Breitformat — erheben sich Gruppen von edelgeformten Bäumen, die dem Blick in weite, sonnige Fernen als Coulissen zu dienen haben, Ruinen antiker Architektur treten im Mittelgrund hervor, den ferngerückten Horizont begrenzen niedrige Bergzüge; römische Landleute, seltener antikes Volk, bilden die Staffage; über der ganzen Landschaft waltet klare, ruhige Stimmung.

Ein bekannter französischer Kritiker hat einst ein vom Publikum begeistert aufgenommenes Drama dahin beurteilt, daß das Stück viel Gutes und viel Neues enthalte, nur sei leider das Gute nicht neu und das Neue nicht gut. Uns scheint, dieses Urteil treffe

auch auf Birmanns Schöpfungen zu. So lange der Künstler im Geschmacke Claude Lorrains arbeitete, ist er in hohem Maße genießbar. Die von Winckelmann für die griechische Kunst angewandte und zum Schlagwort des Klassizismus gewordene Charakteristik „edle Einfalt und stille Größe" paßt auf wenige Werke jener Zeit besser denn auf die Birmanns und doch müssen der damaligen römisch-deutschen Kunstgemeinde die Kompositionen des Basler Malers banal erschienen sein; in Goethes „Winckelmann und sein Jahrhundert" würdigt Heinrich Meyer die im Claude Lorrainschen Stil aufgebauten Landschaften Birmanns keines Wortes, dagegen hebt er die „Aussichten" (Veduten) hervor, „in denen die Natur treuer als bei andern aufgefaßt" sei. Wir können dieses, uns heute recht schief vorkommende Urteil nur damit erklären, daß die von unserm Künstler gefertigten Naturstudien den Reiz der Neuheit besaßen und deshalb über Gebühr geschätzt wurden, unterschieden sie sich doch in ihrer größern Ehrlichkeit merklich von den stilisierten Naturaufnahmen, wie solche der einst so bewunderte Philipp Hackert damals auf den römischen Kunstmarkt brachte. Sobald sich aber Birmanns Naturstudien nicht einem erborgten Kompositionsschema anpassen, sind sie unglaublich nüchtern, in ihrer farbigen Ausführung herrscht — vielleicht in bewußter Opposition zur koloristischen Armseligkeit der Zeitgenossen — eine solch lärmende Buntheit, daß es schwer hält, den Nachahmer Claude Lorrains, den einstigen Schüler Aberlis und Wochers wieder zu erkennen. Was an diesen Werken einzig günstig auffällt, ist die Sicherheit und Flottheit der Mache und eine für die damaligen Kunstverhältnisse merkwürdig starke Betonung des Malerischen gegenüber dem Zeichnerischen. Im übrigen geschähe den bedauerlich unharmonischen, grell getünchten Aquarellen ein ganz besonderer Gefallen, wenn sie einige Monate der Sonne ausgesetzt und gebleicht würden. Man mache das Experiment.

* * *

Birmann konnte auch in materiellem Sinne als gemachter Mann gelten, als er im Spätjahr 1790 wieder in Basel anlangte. Den Höhepunkt seiner künstlerischen Tätigkeit hatte er in Rom erreicht, in Basel blieb seine fernere Produktion schwach, selten nur gelangen ihm bessere Schöpfungen wie ein ganz im Geist des römisch-deutschen Klassizismus ausgeführter „Fernblick auf Münchenstein“ (Sepiablatt der öffentlichen Kunstsammlung). Die vier einst viel gerühmten, noch in den Originalaufnahmen und mehrfachen eigenhändigen Wiederholungen erhaltenen Höllentalansichten, welche Birmann bald nach der Campagne von 1796 für den General Moreau malte, gehören jener oben genannten Kategorie von „Naturstudien“ an und bieten an feineren Zügen eben so wenig als die verbreitete Publikation „Voyage pittoresque de Bâle à Bienne,“ das Standard work des Birmannschen Kunstverlages; auch über die Oelgemälde jener künstlerisch dürren Zeit tun wir besser, kein Wort zu verlieren.

Birmann zum Mittelpunkt der klassizistischen Kunstübung Basels zu machen, wäre unrichtig. Hier gebührt die erste Stelle dem Architekten Johann Ulrich Büchel und dem Birmann von Rom her befreundeten Maler Johann August Nahl, der trotz der Kürze seines Aufenthaltes in Basel nicht ohne starken Einfluß auf unser Kunstleben geblieben ist. Nahl ist stetsfort innerhalb der dem klassizistischen Maler gezogenen Schranken geblieben. Im unverfälschten Geiste des Mengs hat er zu Basel seine Historienbilder entworfen, denen Goethes Propyläen Worte höchster Begeisterung widmeten; auch die zarten, köstlichen Bildnisse von Mitgliedern der Basler Gesellschaft, die er zu Beginn der 1790er Jahre in Sepia ausführte, gemahnen in ihrer vornehmen Stilisierung und genrehaften Auffassung aufs deutlichste an die Richtung des Mengs, vor allem an die Arbeiten der Angelika Kaufmann. Solche bis ins kleinste Detail stilistisch konsequenten Schöpfungen besitzen einen bleibenden Kunstwert.

Im Gegensatz zu Nahl war Birmann als „ächter Biedermann“ zu ehrlich, um einer ihm unwahr erscheinenden Modekunst zeitlebens zu huldigen; er hat sich auf das Gebiet des Realismus gewagt, auf dem er trotz scheinbarer Anerkennung der Zeitgenossen bei seiner ganzen Anlage und Schulung keine dauernden Lorbeeren erringen konnte.

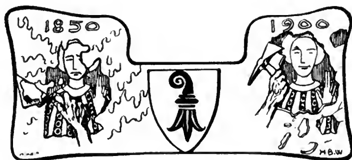
Ob wohl der „Kirschgarten-Burckhardt“ mit den künstlerischen Erfolgen seines Schützlings schließlich zufrieden gewesen ist?

Herr Pfarrer J. Probst zu St. Peter, dessen Freundlichkeit wir das Bildnis Birmanns verdanken, hat uns über J. Stünzi, den Maler des kleinen Aquarelles, nachstehende Notizen zur Verfügung gestellt:

„Johannes Stünzi, in seiner Heimatgemeinde Horgen am Zürichsee 1813 geboren, wuchs im Frieden eines einsamen Bauernheimes auf. Da er künstlerische Anlagen zeigte, brachte ihn der Vater nach Fehraltorf zu einem Geiger in die Lehre. Allein das Saitenspiel wurde dem Knaben Nebensache, als er einen Bauern kennen gelernt hatte, der zeichnen und malen konnte. Er entschloß sich, diese Kunst zu lernen und trat 1826 bei einem „Kunstmaler“ in Affoltern a/A. als Lehrling ein. Im Jahre 1830 wanderte er mit seiner Kunst nach Basel und fand bald im Birmann'schen Institute Anstellung. Mehrere Jahre zeichnete und illuminierte er hier. Während der gemeinsamen Arbeit in der Malstube entwarf er einmal heimlich das Bild seines Meisters. Dasselbe wurde freilich nicht ganz fertig; aber er bewahrte es zeitlebens als ein liebes Andenken. Seine Familie besitzt noch manch hübsches Werk seiner Hand. Die weitern Schicksale des schlichten und feinen Mannes

verdienen wohl eine kurze Erwähnung. Er zog von Basel nach Genf und Lyon, zu Fuß natürlich, überall skizzierend. In Lyon traf er in einem christlichen Vereine junger Männer mit einem Mechaniker Nikolaus Riggenbach aus Basel zusammen und schloß mit ihm Freundschaft. Riggenbach nahm den strebsamen Genossen mit in Seidenfabriken, in welchen er an Webstühlen Reparaturen zu besorgen hatte. Der scharfblickende Zürcher prägte sich den Mechanismus der Lyoner Weberei ein, reiste heim und stellte 1838 im elterlichen Hause zum Neuhof die ersten Webstühle für façonnierten Sammet auf. Aus den bescheidenen und oft kritischen Anfängen entwickelte sich dann im Laufe der Jahrzehnte die große Seidenweberei Stünzi Söhne in Horgen, die zu den ersten des Landes zählt. Mit dem Freunde Riggenbach blieb Johann Stünzi stets in etwelcher Verbindung und als Ende der Achtzigerjahre „der alte Mechaniker" seinen Freund in Horgen besuchte, war es ein hohes Vergnügen, die beiden Herren ihre Jugenderinnerungen austauschen und ihre Schicksale erzählen zu hören. Johann Stünzi ist 1888 gestorben. Wir verdanken das Bild Peter Birmanns der Freundlichkeit seiner Söhne."





Basels bauliche Entwicklung im 19. Jahrhundert.

II. 1850—1860.

Von Alb. Burckhardt-Finsler.



Als die im vorletzten Basler Jahrbuch erschienene Abhandlung über Basels bauliche Entwicklung im 19. Jahrhundert einen vorläufigen Abschluß fand mit dem Jahre 1850, wurde im letzten Satze auf die Persönlichkeit des Architekten J. J. Stehlin hingewiesen, welcher für lange Zeit der Basler Baukunst seinen Stempel aufgedrückt habe. Mit der Tätigkeit dieses Mannes und mit derjenigen des hochverdienten Vorstehers des Baukollegiums, des Ratsherrn Karl Sarasin, werden wir es in erster Linie zu tun haben, wenn wir die bauliche Entwicklung unsrer Vaterstadt in den Fünfziger- und hauptsächlich in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts zu schildern unternehmen. Allgemein wird anerkannt, daß die beiden zusammen Großes geleistet haben, und daß ihre Verdienste um die Stadt Basel bleibende und hervorragende sind. Selbstverständlich ist, daß auch ihr Tun und Lassen

vielfach einer scharfen Kritik unterzogen worden ist, und daß ihre Energie, welche sich in einzelnen Fällen bis zu etwelcher Rücksichtslosigkeit steigern konnte, manchem Bauherrn und Baumeister recht unbequem werden konnte, so daß der Volkswitz dieser Empfindung in dem Reime Ausdruck verlieh: „Behüt' uns Herr in gnäd'gem Sinn vor Stehlin und vor Sarasin.“ Wenn aber die vorher niemals geahnte, großartige Entwicklung Basels auch in baulicher Hinsicht in die richtigen Bahnen gelenkt wurde, und wenn diese bauliche Tätigkeit in einer Anzahl monumentaler Schöpfungen ihren würdigen Ausdruck gefunden hat, so stehen diese beiden Tatsachen in unlöslichem Zusammenhang mit den Namen Karl Sarasin und Johann Jakob Stehlin.

Freilich bis 1858 haben wir es noch mit den Männern vornehmlich zu tun, welche schon in den Vierzigerjahren an der Spitze des kantonalen Bauwesens gestanden haben, mit dem Ratsherrn Samuel Minder als dem Präsidenten des Baukollegiums und mit Bauinspektor Amadeus Merian. Beider Verdienste sollen durchaus nicht im mindesten angezweifelt werden; allein die ganz großen Aufgaben, welche zu Ende der Fünfzigerjahre an die Behörde herantraten, erforderten wenigstens für das Präsidium der obersten Baubehörde eine neue, jüngere Kraft. Merian hätte in seinem Amte noch bedeutendes leisten können, jedoch das Gefühl, bei mehreren Gelegenheiten in den Hintergrund gestellt zu werden, bewog ihn, sein Amt niederzulegen und dann seine reichen Kenntnisse hauptsächlich als Stadtrat seinen Mitbürgern zur Verfügung zu stellen.

Schauen wir nun an Hand der Verwaltungsberichte, welche von Regierung und Stadtrat ausgegangen sind, sowie mit Zuziehung weiterer zum Teil handschriftlicher Aufzeichnungen, wie sich im einzelnen die bauliche Entwicklung unserer Stadt gestaltet hat.

In dem Schlußabschnitte des ersten Teiles dieser Abhandlung war auch darauf hingewiesen worden, daß infolge der unsichern

politischen Verhältnisse zu Ende der Vierzigerjahre nur wenige größere Arbeiten von Staats wegen unternommen wurden; jetzt, zu Anfang des sechsten Jahrzehntes, trat eine Wandlung ein, welche zum Teil auch durch die Ausstattung des Bundes mit einer ganzen Anzahl bisher kantonaler Aufgaben hervorgerufen wurde. Hieher gehört in erster Linie die Uebernahme des Postregals durch die Eidgenossenschaft, wodurch auch der Bau eines neuen Postgebäudes in Basel mächtig gefördert worden ist. Wohl wurde schon seit geraumer Zeit an Plänen gearbeitet, welche dem Gedanken der Verlegung der Post nach dem alten Kaufhause entsprungen waren; allein die Sache wollte keinen rechten Fortgang nehmen. Stets stellten sich neue Hindernisse in den Weg. Da erschien im Spätjahr 1850 der Chef des eidgenössischen Postdepartements in Basel, um das alte Kaufhaus in Augenschein zu nehmen. Im Verein mit Ratsherr und Ständerat J. J. Stehlin wurde ein Bauprogramm festgestellt, und des letztern Sohn, Architekt J. J. Stehlin, erhielt den Auftrag, die diesbezüglichen Pläne auszuarbeiten. Bei dieser Arbeit nahm man auch von Anfang an auf eine künftige Verbreiterung der untern Freienstraße Rücksicht. Sofort wurde ein Mietvertrag zwischen Kanton und Eidgenossenschaft aufgestellt, in welchem letztere einen Mietzins von Fr. 12,000 versprach, während für den Bau selbst ein Kredit von Fr. 120,000 a. W. eröffnet wurde. Eine besondere Postbaukommission trat ins Leben, diese begann ihre Tätigkeit damit, daß sie auch noch die Scheuermannsche Behausung (Freiestraße Nr. 1635) käuflich erwarb und damit den Mietzins der Eidgenossenschaft um 1200 Franken erhöhen konnte, so daß der Verwaltungsbericht des Jahres 1851 die Besprechung der Postangelegenheit mit dem zuversichtlichen Satze schließen konnte: „Rüstig wird nun darauf los gearbeitet, und wir hoffen, daß das neue Postgebäude unserer Stadt zur Zierde gereichen werde.“ Einem Manne allerdings hat diese stattliche Baute vielen Aerger ver-

ursacht, nämlich dem Bauinspektor Amadeus Merian, welcher sich schon seit mehreren Jahren mit dem Plane für den Umbau beschäftigt hatte, und dem nun diese Arbeit auf nicht gerade rücksichtsvolle Weise aus den Händen genommen wurde. Jedoch der Erfolg rechtfertigte die Handlungsweise der Behörden; denn Basel erhielt auf diese Weise ein zentral gelegenes Postgebäude, das zwanzig Jahre hindurch allen Bedürfnissen Genüge leistete, und das bis auf den heutigen Tag in der Tat eine Zierde der innern Stadt geblieben ist. Mit einer Pietät, welche in jener Zeit besondere Beachtung verdient, schloß sich der Neubau den gothischen Formen des alten Kaufhauses an; von diesem wurde, so viel nur immer möglich war, erhalten, ohne daß dadurch die praktische Einrichtung des Ganzen irgendwie beeinträchtigt worden wäre.

„Bei den damaligen Verhältnissen beruhte der Postdienst fast ausschließlich auf den Postwagen, welchen die Beförderung sowohl der Passagiere als auch der Briefe und Pakete oblag. Auf dieses Transportmittel war 'auch die Anlage des Hauses berechnet, für dasselbe das mächtige Eingangstor an der Freienstraße, der mit Glas gedeckte Hof, wo mehrere Postwagen gleichzeitig bedient werden konnten, sowie der Hof mit den Wagen-Remisen angeordnet. Beiderseits vom Posthof befanden sich die Bureaux der damals noch in ihrer Kindheit befindlichen Brief- und Paketpost, welche für das Publikum durch die Seiteneingänge mit den Arkaden zugänglich waren.

Diese Disposition fand auch in der Fassade an der Freienstraße durch den dominierenden Mittelbau ihren Ausdruck. Im übrigen schließt sich dieselbe mit den flachen Stichbogen im Erdgeschoß und den horizontal abschließenden Dachgesimsen dem ästhetischen Prinzipe des alten Kaufhauses mehr oder weniger an. Sie ist in dem vorzüglichen roten Sandstein aus den jetzt ausgebeuteten Brüchen bei Riehen erbaut." (J. J. Stehlin-Burckhardt, Architektonische Mitteilungen aus Basel, S. 54.)

Der Bau des Postgebäudes nahm einen sehr raschen Verlauf, so daß im Juli 1852 die feierliche Grundsteinlegung, am 22. Januar 1853 die Aufrichtung und am 1. Dezember dieses Jahres die Uebergabe an die eidgenössische Postverwaltung stattfinden konnte. Allgemein wurde die vorzügliche Lösung der Aufgabe, wie sie Stehlin gefunden hatte, anerkannt, und auch in ästhetischer Hinsicht war das Lob ein ungeteiltes. Sehr interessant ist es, hier den Künstler als Gothiker kennen zu lernen, der mit ebenso großer Gewissenhaftigkeit als glücklicher Hand die Formen des Stiles zu verwenden weiß, während er zwanzig Jahre später bei seinen anläßlich der notwendigen Vergrößerung des Postgebäudes erstellten Plänen diese gothischen Formen mit barocken Elementen mischte, was dann auch hauptsächlich daran schuld war, daß die Umarbeitung des ganzen Projektes durch Dombaumeister Professor Schmidt in Wien beschlossen wurde. Es war dies ein Vorgehen, welches Stehlin seiner Vaterstadt nie verziehen hat, wie er sich dem auch in seinen „Mitteilungen" auf das Bitterste darüber ausspricht.

Allein wir kehren nach diesen unsrer Darstellung weit vorauseilenden Bemerkungen zum Jahre 1851 zurück und freuen uns der Wahrnehmung, daß neben der Erstellung eines neuen Postgebäudes auch noch eine ganze Reihe anderer Projekte, welche schließlich zu den erfreulichsten Lösungen geführt haben, nicht nur in der Luft lagen, sondern ernsthafter Diskussion unterzogen und zum Teil damals schon durch wichtige vorbereitende Beschlüsse gefördert wurden. So klagten die verschiedenen Strafgerichte über die mangelhaften ihnen zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten und wiesen auf einen diesbezüglichen Umbau des Lohnhofs hin. Des weitern beschäftigte das Baukollegium der in Aussicht genommene Umbau der Rheinbrücke. Von besonders wichtigen Folgen aber war der Beschluß, eine neue Münsterorgel zu erstellen, welche ihren Platz auf dem zwischen die beiden Türme zu versetzenden blauen Lettner erhalten

sollte. Bisher klebte die Orgel wie ein Schwalbennest an der Nordwand des Hauptschiffes; mit ihrer Entfernung aber wurde nun die Frage der Renovation des Münsters entrollt, indem hauptsächlich zu entscheiden war, ob an Stelle des blauen Lettners eine neue Glaswand das Schiff von dem Chor trennen sollte, oder ob in Zukunft Chor und Schiff einen großen einheitlichen Innenraum bilden sollten. Geistlichkeit und weltliche Behörden waren in diesem Punkte sehr verschiedener Ansicht und suchten gegenseitig ihren Standpunkt mit aller Energie zu wahren.

Für die ganze Restaurationsarbeit, welche schließlich durch Abtragung der Vierungskrypta, durch Erstellung neuer Chortreppen und einer neuen Bestuhlung, sowie Abstocken der Wände und Einwölbung der Emporen eine anfangs kaum geplante Ausdehnung gewann, sei auf die Darstellung Karl Stehlins in der „Baugeschichte des Basler Münsters“ hingewiesen. Uns bleibt nur noch übrig, aus den Aufzeichnungen des Bauinspektors Amadeus Merian, dem jedenfalls nicht die geringere Hälfte des Verdienstes um die gelungene Restauration zukommt, noch einiges nachzutragen. Merian betont öfters, wie er durch Herrn Oberstshelfer Linder besonders heftig angegriffen, im Baukollegium aber durch Architekt Riggenbach stets mit Nachdruck unterstützt wurde; daß dieser „christliche Baumeister“ diese Stellung einnahm, schien jenem federgewandten Geistlichen unbegreiflich. Wie übrigens das Baukollegium die Sache aufgefaßt hat, geht auch daraus hervor, daß in dieser Behörde der Antrag gestellt und zum Beschluß erhoben wurde, man möchte den Bauinspektor reisen lassen, damit er verschiedene neuere und ältere größere Kirchen besuche, namentlich da mehrere alte Domkirchen in neuester Zeit restauriert worden seien. „Diesen Auftrag, erzählt Amadeus Merian in seiner Lebensbeschreibung, vernahm ich nicht ungern. Herr Riggenbach begrüßte denselben sehr und sagte, wenn es den Herren des

Kollegiums recht sei, sei er bereit, mich zu begleiten; natürlich konnte ich mir dies nicht verbeten. Herr Dr. Heimlicher, der damals das Sekretariat führte, sagte mir nach der Sitzung: Ich hätte dies an Ihrer Stelle abzulehnen gesucht, Sie werden sehen, diese Reisebegleitung wird später dazu benützt, den Anteil an dem Restaurationserfolge sich zuzuwenden." Allein Merian erwiderte, er halte es für politisch, sich der Begleitung Riggenbachs, der ein angesehenes, frommes Mitglied der Gemeinde sei, nicht zu widersetzen. Auch lag es dem ganzen Wesen Riggenbachs durchaus fern, sich auf Kosten anderer Verdienste anzumassen. Wenn aber nach seinem Tod die Münsterrestauration fast ausschließlich als sein Werk betrachtet wurde, was begreiflicherweise Merian kränken mußte, so war das eine Verkehrung der wirklichen Tatsachen, wogegen wohl Riggenbach selbst in erster Linie protestiert haben würde. Die Beiden traten also gemeinschaftlich die Reise an, besuchten die wichtigsten Kirchenbauten Deutschlands und kehrten nach vier Wochen mit einem reichen Material nach der Heimat zurück. Hier wurde das Konzept des Reiseberichtes gemeinschaftlich besprochen, die Ausarbeitung übernahm Riggenbach, da für Merian eine große Arbeitslast sich unterdessen auf seinem Bureau angesammelt hatte. Das Baukollegium nahm die Vorschläge der beiden sehr günstig auf, und so konnte denn die Restauration des Münsters trotz allen Hindernissen denjenigen Fortgang nehmen, dessen Erfolg noch heutzutage den Besucher erfreut. Die Arbeiten dehnten sich bis in das Jahr 1856 aus, am 31. August dieses Jahres wurde die Kirche feierlich geweiht. Die Restaurationskosten betrugen für den Staat Fr. 176,027. 87, wobei das ursprüngliche Budget um Fr. 73,000, also um ca. 70 % überschritten wurde. Daneben waren durch freiwillige Beiträge ca. Fr. 140,000 für Orgel, Glasgemälde und Heizung aufgebracht worden.

Haben wir es bei der Münsterrestauration mit einem Werke zu tun, das dann später noch durch die Restauration des Aeußern

der Kirche seinen Abschluß und seine Vollendung gefunden hat, so beschäftigte ebenfalls zu Anfang der Fünfzigerjahre noch eine andere nicht minder wichtige Aufgabe die Baubehörden, welche erst in den nächsten Jahren ihre endgültige Lösung finden wird, es ist dies, wie schon früher angedeutet wurde, die Rheinbrückenfrage. Die Notwendigkeit eines Umbaus der alten Brücke wurde allgemein anerkannt. Ingenieur Dollfuß hatte die nötigen Pläne eingeliefert, und eine Kommission wurde eingesetzt, welche die an besondere Experten zu stellenden Fragen prüfen sollte. Darüber erreichte im September des Jahres 1851 der Strom einen sehr hohen Wasserstand, welcher die schadhaften alten hölzernen Joche bedrohte. Bedeutend gefährlicher aber wurde die Sache im folgenden Jahre 1852, da der Rhein den höchsten Wasserstand des ganzen Jahrhunderts aufwies. Besonders bedrohlich wurden für die Brücke die losgerissenen Pontons der damals im Bau begriffenen Frauenbadanstalt. Freilich hielt auch jetzt noch der alte Bau stand, doch mußte die Ausbesserung aller hölzernen Joche mit Ausnahme der 1845/6 erneuerten beschlossen werden. Damit glaubten die Behörden für einige Jahre alle Gefahr beseitigt zu haben, und es konnte nun mit um so mehr Gelassenheit ein durchgreifender Umbau oder geradezu ein Neubau studiert werden. Allein als verschiedene Pläne und Modelle im Jahr 1853 dem Kleinen Rat vorgelegt wurden, wollte den Herren keine der vorgeschlagenen Lösungen recht gefallen; nur prinzipiell entschloß man sich zu einer zweckmäßigen Instandstellung der bestehenden Brücke durch allmähliche Verminderung der hölzernen Joche, Nivellierung und gleichmäßige Verbreiterung. Auf den weitern Vorschlag der Brückenkommission, die Frage einer zweiten Brücke zu studieren, ging der Rat grundsätzlich nicht ein. So wurde denn zunächst weiter geflickt und auch weiter beraten, wobei es mehr als einmal zu unliebsamen Erörterungen gekommen ist, indem zwei verschiedene Ansichten, vertreten durch

nicht gerade nachgiebige Männer, auf einander stießen. Nach der einen sollte der alten Brücke durch Holzkonstruktionen, nach der andern durch Bogen aus Eisenblech geholfen werden. Schließlich kam ein Kompromiß zustande. Der darauf basierte Umbau nahm nun einige Jahre in Anspruch, das Ersetzen der schadhaften hölzernen Joche, das Spannen der eisernen Bogen und das Beschweren mit den großen Bänken aus Solothurner Stein kostete große Opfer an Zeit und Geld. Erst im Jahre 1858 fanden die Arbeiten, welche der alten Rheinbrücke ihre letzte äußere Gestalt verschafften, ihren Abschluß. Der Verwaltungsbericht dieses Jahres drückt sich darüber folgendermaßen aus: „An der Rheinbrücke selbst wurden die noch rückständigen Restaurationsarbeiten ganz vollendet, die Trottoirs angebracht, die steinernen Sitzbänke auf die hölzernen Pfeiler gestellt, die Lehnen befestigt, die eisernen Bogen mit Gittern verkleidet, die Jochkapelle auf der Mitte des Brückenfeldes ausgebaut und verziert mit der Statuette des Bischofs Heinrich von Thun, unter welchem die alte Brücke vor sechs Jahrhunderten entstanden war.“ Das geschah vor 44 Jahren, als unsre Vaterstadt gegen 30,000 Einwohner zählte. Die hergestellte Brücke hat während eines halben Jahrhunderts ihren Dienst treulich versehen, trotz allen Hochwassern und anderen Gefährdungen, und hat den Hauptverkehr bewältigt in einem Gemeinwesen, dessen Einwohnerzahl sich mehr als verdreifacht hat, und dessen neueste Verkehrsmittel alten Brücken besonders gefährlich werden mußten. Bald wird die Brücke Heinrichs von Thun verschwunden sein, und wir hoffen nur, ihre Nachfolgerin, ein neuer Schmuck unsres unvergleichlichen Städtebildes, werde Jahrhunderte lang ihre Aufgabe mit der gleichen Ausdauer erfüllen, wie es der Bau des Mittelalters getan hat.

Doch wir wollen ja zunächst von den Arbeiten berichten, welche zu Anfang der Fünfzigerjahre des letzten Jahrhunderts ausgeführt worden sind. Da geben uns denn die Verwaltungsberichte

sowie die Merian'schen Aufzeichnungen noch folgende Auskunft. Während früher die Stadt ihren Zoll an den Toren und im Kaufhause bezogen hatte, verlegte nun das eidgenössische Handels- und Zolldepartement, an welches das Zollwesen infolge der neuen Bundesverfassung übergegangen war, dieses Geschäft möglichst nahe an die Grenzen, so daß der Kanton Basel im Jahre 1851 vier Zollhäuser, und zwar auf dem Lysbüchel, bei Burgfelden, beim Horn und bei der Wiesenbrücke errichten mußte, für welche alle zusammen der Bund einen Mietzins von Fr. 1200 bezahlte. Heute werden nur noch das Burgfelder Zollhaus und dasjenige auf dem Lysbüchel benützt und auch letzteres wird in nächster Zeit durch ein hart an der Grenze gelegenes Gebäude abgelöst werden; auch hierin spiegelt sich einmal die gewaltige Steigerung des Verkehrs und sodann die rapide räumliche Ausdehnung der Stadt, deren Häuser jetzt schon die Peripherie ihres Gebietes streifen.

Auch das Telegraphenwesen, welches der Bund übernommen hatte, gab damals zu mehrfachen Beratungen und Unterhandlungen Anlaß; vorgesehen waren in der ganzen Schweiz zunächst zwei Linien, von denen die eine Rheineck mit Genf, die andere Basel mit Chiasso verbinden sollte. Ein besonderes Anleihen wurde in Aussicht genommen, wobei Basel mit Fr. 50,000 sich zu beteiligen willens war, jedoch unter der Bedingung, daß auch der Anschluß nach Haltingen, der damaligen Endstation der badischen Bahn, erstellt werde. Als Telegraphenbureau wurde die ehemalige Postremise am Totengäßlein vorgesehen, deren Herstellung auf Fr. 2733 zu stehen kam.

Handelte es sich hier um Neuerungen, welche wesentlich von der Eidgenossenschaft ausgingen, so traten die städtischen Behörden in den Vordergrund, als es sich um Einführung der Gasbeleuchtung handelte. Es ist wohl mehr als zufällig, daß ein Mülhauser, der schon mehrfach erwähnte Ingenieur Dollfuß, diese Angelegenheit

in Fluß brachte. Am 13. November 1851 erfolgte die Genehmigung des Vertrages mit Vollfuß durch den großen Stadtrat. Das Gas sollte aus Holzkohlen erstellt werden, da die Bandfabrikanten gegen Steinkohlengas sich wehrten, aus Furcht, es möchte dasselbe den zarten Farben ihrer Gewebe gefährlich werden. Ein Anleihen von Fr. 300,000 machte die nötigen Summen flüssig. Der Bau der Gasanstalt vor dem Steinentor beim Hochgericht wurde in Angriff genommen und für die Stadt eine Beleuchtung mit 438 Laternen vorgesehen. Die Gemeinden Altorf und Stans aber erhielten auf ihr Ansuchen unentgeltlich die alten Oellaternen, welche bisher den Baslern ihr dürftiges Licht gespendet hatten.

Auch eine ganze Anzahl von Korrektionen im Innern der Stadt wurde damals ausgeführt. Freilich erscheinen dieselben dem modernen Vorgehen gegenüber, da ganze Gassen auf Abbruch versteigert werden, sehr unbedeutend, und auch die darauf verwendeten Summen bewegen sich in Grenzen, für welche unsere Tage kein Verständnis mehr besitzen. Immerhin beweist die Tatsache, daß bald da bald dort eine Korrektion in Angriff genommen wurde, wie sehr allgemein das Bedürfnis nach Verbesserung der baulichen Verhältnisse war.

Führen wir einige Beispiele an aus den Jahren 1851 und 1852. Der Kirchplatz zu St. Martin wurde erweitert und der Brunnen, welcher Fr. 1901 kostete, an die Wand der Gartenmauer des Rathauses versetzt; auch wurde der Platz nivelliert und neu gepflästert, was wiederum eine Ausgabe von Fr. 1020 verursachte. In der St. Albanvorstadt, beim ehemaligen Brigittator, wo auch heute noch keine allzu breite Passage sich befindet, fand ebenfalls eine Korrektion statt, welche verhältnismäßig teuer zu stehen kam. Am Kohlenberg ersetzte man das frühere Pflaster durch eine Chaussierung mit Kies und Mergel, brachte Trottoirs auf beiden Seiten an und verlegte den dortigen Großviehmarkt auf den Roßmarkt

beim Steinenkloster. Zwischen dem St. Alban- und dem Aeschentor wurde die Contreescarpenmauer erhöht und ein eisernes Geländer längs dem Stadtgraben erstellt.

Mit Spannung verfolgten auch die Bürger die Hebung des Fischmarktbrunnens, welcher damals schon der Gegenstand gerechten Stolzes für die Bewohner der innern Stadt gewesen ist; zur Schonung des neuen Brunntroges wurde auch an der Schifflände ein Tränkebrunnen errichtet, während der kleine Fischmarktbrunnen mit seinem jugendlichen Neptun in eine Ecke des Platzes gegen das Wirtshaus zum Helm zu stehen kam. Endlich konnten zwei Baugruben, eine im Kirchgäßlein bei St. Theodor und eine andere zu Anfang der St. Johannvorstadt gegen Entschädigungen von 200 resp. 400 Franken für immer beseitigt werden. Es waren dies noch Ueberbleibsel aus einer Zeit, da auch die Bürger durchaus noch nicht auf alle Landwirtschaft innerhalb der Stadtmauern verzichtet hatten. Allein solche Anlagen, denen wir auf dem Merianschen Stadtplan von 1610 noch in großer Anzahl begegnen, dienten weder zur Erleichterung des zunehmenden Verkehrs noch zur Hebung der Salubrität in den engen Gassen. Ihre Entfernung aber war stets mit großen Schwierigkeiten und Kosten verbunden; denn auch der Bürger, nicht nur der Bauer, hing mit großer Zähigkeit an seinem Misthaufen.

Allein, halten wir uns bei diesen Kleinigkeiten nicht allzu lange auf, sondern streifen wir noch eine Frage, welche damals die Gemüter der Bürgerschaft nicht mit Unrecht in eine große Aufregung versetzte, handelte es sich doch um nichts geringeres als um die Frage: Wie soll Basel mit der übrigen Schweiz durch einen Eisenbahnstrang verbunden werden? Aus jenen Zeiten datiert zum guten Teil die Rivalität zwischen den beiden Städten Zürich und Basel, welch letztere sich der Führung der ersteren in Eisenbahnsachen nicht so vertrauensselig anschließen wollte, als man es am

ehemaligen eidgenössischen Vororte erwartet hatte. Basel hatte sich von den Schicksalsschlägen der Dreißigerjahre wirtschaftlich vollkommen erholt, es hatte durch seine Stellungnahme gegen den Sonderbund und durch seine Betätigung am neuen Bunde auch seine politische Bedeutung wenigstens zum guten Teil zurückerobert, und eine der Aeußerungen des wiedergewonnenen Ansehens war auch, nachdem der Staatsbau der Bahnen in der Eidgenossenschaft am 26. und 28. Juli 1852 abgelehnt worden war, das selbständige Vorgehen in Eisenbahnfragen, war die Gründung der Schweizerischen Centralbahn.

Zum erstenmal im Verwaltungsbericht des Jahres 1853 erscheint ein besonderer Abschnitt mit der Aufschrift „XI. Eisenbahnwesen," nachdem schon in den beiden vorangehenden Jahren wegen der so wichtigen Angelegenheit viel debattiert und unterhandelt worden war. Im Jahre 1852 trat die neue Centralbahngesellschaft ins Leben, und trotz allen Hindernissen glückte deren Finanzierung, so daß bald ein Stück der Linie nach dem andern eröffnet werden konnte. Wir verweisen für diese Dinge auf die Abhandlung Geerings in der Festschrift für 1901, sowie auf die jüngst erschienene Broschüre R. Leupolds. Man vergleiche dazu etwa noch die Artikel, welche über diesen Gegenstand in der Basler Zeitung der betreffenden Jahre erschienen sind, und man erhält einen Begriff davon, mit welchen Schwierigkeiten die Centralbahn zu kämpfen hatte, und welches Mißtrauen ihr an vielen Orten entgegengebracht wurde. Es sind damals recht unfreundliche Bemerkungen sowohl in der Neuen Zürcher- als in der Basler Zeitung gefallen; aber man ließ sich in Basel nicht irre machen und ging seinen eigenen Weg. Die Folgezeit hat jenen Männern, die an der Spitze der Centralbahn gestanden haben, ganz und gar recht gegeben.

In baulicher Hinsicht war die Anlage der Bahn für die Stadt Basel von den einschneidendsten Folgen begleitet, und es ist

wohl nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß die Stadtmauern und Tore in erster Linie durch Lokomotiven der Centralbahn zu Falle gebracht worden sind. Zunächst freilich hatten die alten Befestigungen noch gute Ruhe; denn es erfolgte die Vereinbarung, daß man sich bis auf weiteres mit einem provisorischen Bahnhofe begnügen wolle, welcher an der Langen Gasse vor dem St. Albantor anzulegen war. Die Centralbahn hatte auf ihre Kosten für eine zweckmäßige Verbindung des Bahnhofes mit der Hauptstraße zwischen dem Aeschen- und dem St. Albantor zu sorgen. 1853 wurden die Pläne genehmigt, die Birsbrücke geprüft und am 19. Dezember 1854 fand die Eröffnung des regelmäßigen Betriebes zwischen Basel und Liestal statt, wobei täglich nach beiden Richtungen je fünf Züge auf der Linie verkehrten. Während nun die Centralbahn ihr Netz schrittweise ausbaute und auch die große Aufgabe, die Durchbohrung des untern Hauensteins löste, so daß 1858 die direkte Verbindung Basels mit Luzern und Bern hergestellt und auch der Anschluß an die ostschweizerischen Linien über Aarau und an die westschweizerischen über Biel und Solothurn bewerkstelligt war, behalf man sich stetsfort mit den hölzernen Stationsgebäuden an der Langen Gasse; allein schon gleich nach Erstellung des provisorischen Bahnhofes wurden auch die Unterhandlungen zwischen Staat und Bahn wegen einer endgültigen Anlage aufgenommen. Zuerst dachte die Centralbahn an einen größeren gemeinschaftlichen Bahnhof zu St. Johann, jedoch die Regierung ließ sich darauf nicht ein, „weil damit zugleich eine Verbindungsbahn mit der französischen Eisenbahn rings um die Stadt herum erzielt werden wollte, für welche Einrichtung die Centralbahngesellschaft keine Konzession besaß, und für welche, wenn eine solche früher oder später wünschbar oder notwendig werden sollte, den hiesigen Behörden freie und offene Hand vorbehalten werden muß.“ Darauf brachte das Direktorium der

Centralbahn das Margarethenfeld in Vorschlag, jedoch auch dieses fand der Kleine Rat weder angemessen noch entsprechend. Ende 1855 erfolgte sodann der Beschluß der Behörden, man wolle einer Bahnhofanlage mit Kopfstation zunächst dem Aeschentor die Genehmigung erteilen, und im Mai 1856 wurde ein Vertrag zwischen den Behörden und der Bahn abgeschlossen, welcher auch am 16. Juni 1856 die Genehmigung des Großen Rates erhielt.

Die diesbezügliche Großratssitzung war mit Spannung von der Bürgerschaft erwartet worden, deshalb war auch die Tribüne bis auf den letzten Platz besetzt. An der Diskussion nahmen fast alle angesehenern Mitglieder der Behörde teil. Der Vorschlag der Regierung ging auf Genehmigung eines Vertrages mit der Centralbahn, wonach der Kopfbahnhof vor das Aeschentor auf die Thoma'sche Liegenschaft zu stehen kam und der Staat sich zu einem Beitrag von 250,000 Fr. verpflichtete. Bürgermeister Felix Sarasin trat als Referent auf und wies auf die Art und Weise hin, wie der Kleine Rat zu seinem Vorschlag gekommen sei. Er betonte, daß allerdings von der Centralbahn auch ein Projekt vorgeschlagen worden sei, welches das Feld zwischen Aeschen- und St. Albantor vorgesehen habe und wofür keine Staatssubvention verlangt worden sei. Bei der darauffolgenden Diskussion sprachen sich entschieden für den Regierungsvorschlag aus Ständerat Stähelin-Brunner, die Ratsherren Adolf Christ, Stehlin und Minder, Großrat Niklaus Haller, Ronus-Gemuseus, Professor Peter Merian und Oberst Benedikt Vischer, während hauptsächlich die Vertreter des Mittelstandes ihr Lieblingsprojekt, Errichtung eines Personenbahnhofes auf dem Areal des Steinenklosters mit Aufnahmsgebäude am Steinenberg, nicht preisgeben wollten; in diesem Sinne sprachen Wilhelm Eckenstein, J. J. ImHof-Forkart, Wilhelm Klein, Dr. O. Birmann und Weber Engel, während eine dritte Gruppe hauptsächlich aus Sparsamkeitsrücksichten dem Projekt an der

Zürcherstraße den Vorzug gaben. Zu dieser gehörten die Herren Appellationsrat His, Leonhard Heusler d. R., R. Lichtenhahn-Hagenbach, Ratsherr Iselin und Oberst R. Paravicini, der zugleich auch Rücksicht auf das rechte Rheinufer durch Erstellung einer zweiten Brücke nehmen wollte. Dieser Ansicht wurde aber von Bürgermeister Sarasin mit vollem Recht entgegengehalten, daß sie eine Kommunikationsstraße nach dem St. Albangraben in sich schließe, welche mit einer Million jedenfalls nicht zu hoch angeschlagen sei. August Stähelin-Brunner wies auf die technischen Schwierigkeiten eines Bahnhofes am Steinenberg hin, man würde mit einem Kostenaufwand von fünf Millionen ein „Personenstationli" in der Stadt und einen Güterbahnhof vor dem Tor bekommen. Oberst Stehlin aber erklärte: „Die Projekte, den Bahnhof in die Stadt zu verlegen, gehen davon aus, daß die Wälle und Mauern für alle Zeiten die Abschließung der Stadt bilden werden. Die Mauern und Tore sind jedoch nur noch Sinnbilder einer Stadt, wie sie gewesen bei 18,000 Einwohnern."

Die endgültige Abstimmung ergab Zustimmung zum Vorschlag der Regierung mit 73 gegen 22 Stimmen. Allein die Ausführung desselben ließ auf sich warten, indem die Centralbahn nun ein Konzessionsbegehren für eine Verbindungsbahn ihres Bahnhofes mit der französischen Ostbahn einreichte und im Anschluß daran die Regierung ersuchte, auf die vertraglich festgestellte Situation des Bahnhofes vor dem Aeschentor zurückzukommen. Zugleich wurde von der Centralbahn ein gemeinschaftlicher durchgehender Bahnhof, welcher zwischen das Margarethenfeld und das Elisabethenbollwerk zu liegen kommen sollte, anempfohlen.

Die Anschauungen über diesen neuen Plan waren geteilt, und es fanden sehr lebhafte Besprechungen darüber statt; aber schließlich ermächtigte der Große Rat am 29. Juni 1857 die Regierung

unter Aufhebung des großrätlichen Beschlusses vom 16. Juni 1856, die neue Vereinbarung mit der Centralbahn abzuschließen, wonach also der definitive Bahnhof an der Stelle angelegt werden sollte, welche er heute noch einnimmt und wohl noch lange Jahre einnehmen wird. „Und damit war denn eine für die Gegenwart, noch mehr aber für die Zukunft unserer Vaterstadt sehr bedeutungsvolle Frage zum endlichen Abschlusse gebracht.“ Wir werden später sehen, was für eine vollkommene Umwälzung in Bezug auf die bestehenden Straßenverbindungen, und was für eine weitgehende Anlage neuer Straßenzüge mit diesem denkwürdigen Beschlusse gegeben waren.

Wurde durch diese Centralbahnangelegenheit in erster Linie die Entwicklung des Südostplateaus bedingt, so vollzogen sich vor den Toren der kleinen Stadt zu gleicher Zeit nicht minder wichtige Veränderungen, indem hier die badische Bahn sich anmeldete und ihren bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen begehrte. Merkwürdigerweise fuhr schon seit einigen Jahren die badische Bahn bis in die nächste Nähe Basels, ohne jedoch die Grenze zu überschreiten. Die Wirren, von denen zu Ende der Vierzigerjahre auch unser Nachbarland heimgesucht wurde, mochten den Ausbau des Eisenbahnnetzes verzögert haben, und die Basler gewöhnten sich daran, erst nach Haltingen zu kutschieren, um dann von dort die Eisenbahn nach Freiburg oder Karlsruhe zu benützen. Auf die Dauer war natürlich ein solches Verhältnis nicht haltbar.

So wurden denn im Jahre 1851 die Verhandlungen wieder aufgenommen, 1852 wurde der nötige Staatsvertrag abgeschlossen und demselben am 7. März 1853 die vorbehaltene Ratifikation erteilt. Damit war der Bau der Linie Haltingen-Basel gesichert, nur in Bezug auf die Richtung derselben waren die Beteiligten noch verschiedener Meinung, indem die badische Regierung den Weg über Weil einschlagen, während Basel die Bahn über die Leopoldshöhe

leiten wollte. Auch in Bezug auf den Platz und die Art des Bahnhofs war man verschiedener Ansicht. Die Stadt war mehr für eine Kopfstation eingenommen, Baden hielt immer energischer an einer Durchgangsstation fest. Es war von dem Bürgi'schen Bade, der Isler'schen Liegenschaft und der Klaramatte als geeigneten Anlagen die Rede. Schließlich gaben beide Parteien etwas nach und einigten sich auf eine Durchgangsstation, welche „nordöstlich vom Bürgi'schen Bade" zu erstellen war, so kam der heute noch bestehende Badische Bahnhof zustande. Die Ausführung ging ziemlich rasch vor sich, so daß schon vom 18. November 1854 an provisorische Güterzüge zur Entleerung der überfüllten Warenhalle in Haltingen eingerichtet werden konnten.

Am 19. Februar 1855 konnte, da man sich auch hier einstweilen mit einem provisorischen Stationsgebäude begnügte, die Linie Haltingen-Basel feierlich eröffnet werden. Um 11½ Uhr langte der großherzoglich badische Staatsminister von Rüdt mit zahlreicher Begleitung in Basel an; im festlich geschmückten Wartsaal wurden die nachbarlichen Autoritäten durch die Vertreter der Basler Behörden begrüßt. Standestruppe, Militärmusik und Artillerie waren aufgeboten und taten das Ihrige zur Verherrlichung des Tages. Um 1 Uhr führte ein Extrazug die beidseitigen Vertreter nach Haltingen, wo eine Tafel von etwa fünfzig Gedecken ihrer im Wartsaal harrte. Zuerst toastierte von Rüdt auf die Schweiz und Basel, sodann Bürgermeister Felix Sarasin auf den damaligen Prinzregenten, den jetzigen Großherzog. Zahlreiche weitere Trinksprüche folgten nach, darunter auch einer des einundachtzigjährigen Ratsherrn Oswald, welcher sein Glas auf das Andenken des Großherzogs Leopold und auf das Wohl seiner Witwe, der Großherzogin Sophie, leerte. Die Geltenzunft, welche eben beim Zunftessen versammelt war, schickte einen telegraphischen Glückwunsch. „Nach fünf Uhr trennte sich die Gesellschaft, jeder Teilnehmer wohl

mit dem Gefühl, daß der badische Schienenweg, der an die Schwelle der Schweiz führt, die materiellen und geistigen Beziehungen zwischen beiden Staaten enger knüpfe, und mit dem Wunsch, daß die Sonne des Friedens in beiden Staaten ungetrübt leuchten möge. Den Badensern ist Basel für diesen angenehmen Tag und die heitere Festfreude Dank, warmen Dank schuldig." (Basler Zeitung.)

Rüstig wurde badischerseits an der Fortsetzung der Bahn weitergebaut, so daß auch schon am 2. Februar 1856 die Linie von Basel bis Säckingen dem Verkehr übergeben werden konnte, was wiederum eine fröhliche Feier verursachte. Damals war es, daß am Triumphbogen zu Wyhlen die klassische Inschrift prangte: „Wie einst Pegasus in den Olymp flog, so fliegt mit Dampfkraft jetzt der Mensch!" Allenthalben bekundete die Bevölkerung ebenso große Freude als anerkennendes Verständnis für den neu eröffneten Verkehrsweg.

Die Bahnhofanlage in Basel erforderte nun aber auch eine unmittelbare Verbindung mit der Rheinbrücke, lag doch auf der Hand, daß der zu erwartende Verkehr weder durch das Bläsi-, noch durch das Riehentor herumgeleitet werden konnte. Daher schloß die Regierung mit dem Stadtrat einen Vertrag ab, wonach die neue Straße auf gemeinschaftliche Kosten erstellt, die Arbeiten an den Befestigungen aber allein vom Staat getragen werden sollten. Die Korrektion der Greifengasse übernimmt ebenfalls die Stadt; doch steuert ihr der Staat dazu 10,000 Fr. bei. Mit den Arbeiten wurde sofort begonnen, das 1531 errichtete Klarabollwerk, dem zu Liebe einst der Chor der Klosterkirche geopfert worden war, wurde beseitigt, der Stadtgraben an jener Stelle aufgefüllt, der Teich überbrückt und ein provisorischer Stadtabschluß in Form eines hölzernen Gatters erstellt, nachdem der Große Rat den Kredit für den Bau eines eigentlichen Tores verworfen hatte. Diese Neuerung hatte zur Folge, daß mit einer sehr altertümlichen

Institution, welche vielfach Anlaß zu Spott und Unfug geworden war, aufgeräumt wurde. Es beschloß nämlich der Kleine Rat im Jahre 1856, es soll in Betracht der stets wachsenden Bevölkerung vor den Toren und des gesteigerten Verkehrs zwischen dem Innern der Stadt und dem Stadtbanne die Torsperre aufgehoben werden. Die Tore bleiben Sommers und Winters bis 11 Uhr offen und wer später hinein oder hinaus will, bezahlt 10 Cts. an den öffnenden Landjägerplanton. Fuhrwerke haben einen halben Franken zu entrichten.

Nun aber stellte sich heraus, daß nach Entfernung des Bollwerks die Klarakirche einen ruinenhaften Eindruck machte, so daß eine Verlängerung des Schiffes mit polygonem Chorabschluß, wie wir ihn jetzt noch vor uns haben, gutgeheißen und ausgeführt wurde. Freilich die Korrektion der Greifengasse, deren unterer Teil damals noch den Namen Krempergasse führte, hielt sich in recht bescheidenen Grenzen. Sie beschränkte sich auf Ueberbrückung des Bächleins, auf zweckmäßigere Aufstellung einiger Brunnen, sowie auf eine vollkommene Neupflästerung der Gasse. Die Kosten beliefen sich auch nur auf 38,517 Fr. 61 Rp., so daß durch diese Greifengaßkorrektion die städtischen Finanzen nicht allzusehr ins Wanken gerieten. Wir werden später wieder von den badischen Bahnhofbauten und ihren Folgen zu reden haben, wenn die Erstellung des definitiven Stationsgebäudes und die Beseitigung der städtischen Festungsbauten werden behandelt werden.

Einstweilen lassen wir nun diese ansehnlichen Bauten auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens auf sich beruhen, um unsere Aufmerksamkeit derjenigen baulichen Tätigkeit der kantonalen und städtischen Behörden zuzuwenden, welche der allgemeinen Erziehung in unserem Kantone zu Gute kamen.

Das fünfte Jahrzehnt hatte in dieser Hinsicht mit der Errichtung eines Monumentalbaues, des Museums, abgeschlossen, der

folgende Zeitraum hatte bescheidenere, wenn auch ebenso nötige Aufgaben zu lösen. Nachdem in den Jahren 1851 bis 1853 keine weitere Bautätigkeit auf diesem Gebiete entfaltet worden war, brachte im Jahre 1854 der kurz vorher gefaßte Beschluß, daß das Turnen als obligatorisches Fach zu betrachten sei, etwas Leben in die Sache. Infolge Mangels einer genügenden Lokalität mußte im Winter 1853/1854 der Turnunterricht an den beiden Gymnasien und an der Realschule eingestellt werden. Deshalb wandte sich im März 1854 das Erziehungskollegium an den Stadtrat mit dem Ansuchen, es möchte ihm die der Stadt gehörige Liegenschaft des Bischofshofes hinter dem Münster behufs Einrichtung einer Turnhalle und der nötigen Freiturnplätze mietsweise überlassen werden. Allein die Rechnungskammer des Stadtrates, welcher die Frage zur Begutachtung überwiesen wurde, fand allerlei Bedenken gegen dieses Projekt heraus. Der Staat besitze Liegenschaften genug, die er für diesen Zweck verwenden könne, der Bischofshof sei dafür unpassend, „weil derselbe dem Nordwind ausgesetzt und überhaupt bei seiner erhöhten freien Lage am Rhein allen Zugwinden zugänglich sei; überdies dürfte die Lage desselben in der Nähe der weiblichen Badanstalt als eine weniger passende erscheinen." Die endgültige Erledigung dieser Angelegenheit ließ noch ziemlich lange auf sich warten; denn erst am 2. November 1857, nachdem das ungenügende Turnlokal in der Niklauskapelle schon für die mittelalterliche Sammlung in Aussicht genommen war, erfolgte der entscheidende Schritt, indem der Große Rat den Kauf des Bischofshofes zum Preise von 100,000 Franken genehmigte. Als Turnlokale wurden das Erdgeschoß und das obere Stockwerk der alten Remise eingerichtet, dazu kam noch die Anlegung zweier freier Plätze. Wohl mochten mit diesem haushälterischen Vorgehen der Behörden nicht alle Turnfreunde einverstanden sein, hatten sie doch auf eine mustergültige Turnhalle gehofft, wozu

die Pläne durch Turnlehrer Spieß schon aus Darmstadt bezogen worden waren. Um zu sparen, behalf man sich mit jenen wohl vielen unserer Leser wohlbekannten niedrigen und staubreichen Sälen, welche erst in neuerer Zeit durch die großen, rationellen Hallen verdrängt worden sind.

Zu entschieden größeren Opfern bequemten sich die Behörden, als die Erweiterung des Töchterschulhauses zum Sessel am Totengäßlein nicht mehr zu umgehen war. Im Jahre 1854 wurden zwei Nebengebäude angekauft, und der Bauinspektor erhielt den Auftrag, die nötigen Pläne für den Um- und Ausbau des Gebäudes zu entwerfen. Dabei beklagt sich Amadeus Merian, daß Herr Oberst Stehlin gegen ein rationelleres Fassadensystem, welches gefälliger gewesen und weniger teuer zu stehen gekommen wäre, opponiert habe, allein natürlich habe seine Stimme im Rat mehr gegolten als alle Techniker des Baukollegiums. Am 5. Juni 1855 eröffnete der Große Rat einen Kredit von 30,000 Franken und sofort begann die Arbeit am Bau, die dann im folgenden Jahre, 1856, ihren Abschluß fand. Merian hat auch diese Fassade in jenem ihm geläufigen Münchenerstil aufgeführt, welcher etwa mit der nichtssagenden Bezeichnung „neubyzantinisch" belegt zu werden pflegte. Es ist jetzt, nachdem alle Stilarten der Vergangenheit infolge eines bis in alle Einzelheiten gehenden historischen Studiums während eines halben Jahrhunderts in zum Teil recht erfreulichen Kopien probiert worden sind, nicht schwer, auf die Mängel jener älteren romantischen Schule hinzuweisen, besonders wenn man deren Werke einer Detailkritik unterzieht. Allein derjenige, welcher den damaligen Stand der Kunsthistorie und die allgemeinen ästhetischen Verhältnisse jener Zeit in Rechnung setzt, wird stets auch diesen Bauten der Münchener Schule aus der Zeit König Ludwig I. mit Respekt begegnen; denn einmal offenbart sich in ihnen ein monumentaler Sinn, ein Streben nach dem Großen, dem freilich nicht

immer im einzelnen Falle das tatsächliche Können entsprochen hat, und zweitens mußte die damalige, wenn auch etwas oberflächliche Begeisterung für die Romantik die Anregung geben für das ernste und strenge historische Studium, das ja dann in der Tat auch nicht ausgeblieben ist.

Weniger Anlaß zu kunstgeschichtlichen Bemerkungen geben diejenigen Schulbauten, welche um die gleiche Zeit, da der Kanton die Töchterschule umbaute, von der Stadt errichtet worden sind. Darunter fallen in erster Linie jene schmucklosen Gemeindeschulhäuser mit ihren hölzernen Treppen, welche heute noch einen guten Teil unserer Primarschüler beherbergen. Infolge des neuen Schulgesetzes vom 23. März 1852 handelte es sich zunächst um eine Erweiterung der drei Schulhäuser im Luftgäßlein, hinter dem Münster (sogenanntes Rotes Schulhaus) und bei St. Peter, Arbeiten, welche in den Jahren 1854/1855 ausgeführt wurden. Sodann kaufte die Stadt den Fäschischen Zimmerhof bei St. Theodor an, ein Areal von ungefähr 14,300 Quadratfuß, zum Preise von 30,000 Franken, um daselbst ein Doppelschulhaus für sämtliche Gemeindeschulen der kleinen Stadt zu errichten, einen Bau, mit welchem im Jahre 1855 begonnen wurde. Endlich mußte auch die Leonhardsgemeinde mit einer neuen Primarschule bedacht werden. Hiefür schien sich das dem Kanton gehörige Areal der 1855 nach der Hägenheimerstraße verlegten Wasenmeisterei am besten zu eignen. Dort oben an der Ecke der Kanonengasse und des Henkergäßleins, wo einst die Wohnung des Scharfrichters gestanden und wo in alter Zeit unter der Linde der Henker über die Freiheitsknaben und die Kohliberger zu Gericht gesessen hatte, begann nun eine rege Bautätigkeit, der Kanton hatte das Bauland der Stadt unentgeltlich abgetreten, und im Spätherbst 1857 wurde das Schulhaus von St. Leonhard als letztes der vier Gemeindeschulhäuser dem Betrieb übergeben. Innerhalb von vier Jahren waren fünf

Schulhäuser teils wesentlich erweitert, teils neu erstellt worden, wodurch der Stadt eine Auslage von ungefähr 400,000 Franken erwuchs; an diese Summe spendete der Kanton einen Beitrag von 60,000 Franken, sowie die Liegenschaft am Kohlenberg. Nicht ohne Genugtuung läßt sich daher der städtische Verwaltungsbericht von 1857 folgendermaßen vernehmen: „Mittelst dieser bedeutenden Ausgaben sind demnach das Knaben- und Mädchenschulhaus für die Münstergemeinde nach Bedürfnis wesentlich vergrößert worden. Eine ebenso bedeutende Vergrößerung ist für das St. Petersschulhaus eingetreten, und das als Lehrerwohnung benützte Stiftshaus wurde gründlich repariert. Die beiden Gemeinden St. Leonhard und St. Theodor haben jede ein ganz neues doppeltes Schulhaus und in demselben zwei, resp. drei vollständige Lehrerwohnungen erhalten. . . . . . . Mit der Vollendung der Schulhausbauten, die, wie zu hoffen, dem Bedürfnis auf längere Zeit genügen werden, sind auch die seit 1848 alljährlich vorgekommenen Ausgaben für provisorische Schuleinrichtungen weggefallen.“ In der Tat, es reichten diese Bauten, welche sich durch die größte Einfachheit und die nüchternste Schmucklosigkeit kennzeichnen, etwa für zwei Jahrzehnte aus, bis dann infolge eines gewaltigen Anschwellens der Bevölkerung und einer Reorganisation des gesamten Schulwesens eine neue, sehr intensive Tätigkeit auf dem Gebiete des Schulhausbaues sich geltend machte.

Was endlich von seiten des Kantons neben dem Bau der Töchterschule im Laufe des Jahrzehnts für Schulbauten getan worden ist, läßt sich in wenige Bemerkungen zusammenfassen. Einige Aenderungen wurden 1852 nötig, als das Gymnasium in zwei Abteilungen getrennt und die neue Gewerbeschule in den Reischacherhof verlegt wurde, damals wurde auch ein Zeichnungssaal im Hause zur Mücke erbaut. Auf Begehren des Erziehungskollegiums erstellte der Bauinspektor im Laufe des Jahres 1853 Pläne,

wodurch die Zahl der Hörsäle im Universitätsgebäude vermehrt und überhaupt ein allmählicher vollkommener Umbau des Hauses ohne Erhöhung der Firstlinie des Daches ermöglicht werden sollte. Einzelnes wurde in der Tat sofort ausgeführt, so weit es sich wenigstens um die innere Einteilung und Raumbeschaffung handelte; der Umbau des Aeußern hingegen verzögerte sich etwas, bis dann die bevorstehende vierte Säkularfeier der Universität die Angelegenheit wiederum in Fluß brachte; allein gerade darüber kam es leider zu Differenzen zwischen dem Baukollegium und dem Bauinspektor, so daß letzterer, wie wir sehen werden, seine Entlassung verlangte und auch erhielt.

Sehr bald zeigte es sich auch, daß die Räumlichkeiten des Reischacherhofes für die Gewerbeschule nicht mehr ausreichten, wie auch, daß das Realgymnasium noch weiterer Klassenzimmer bedurfte. Infolge davon siedelte 1858 die Gewerbeschule in den Falkensteinerhof über, um dem Realgymnasium Platz zu machen. Da aber alle diese Einrichtungen und Verschiebungen auf die Dauer doch nicht zu genügen schienen, nahm man schon damals einen Neubau im Garten des Mentelinhofes, wo jetzt das Obere Gymnasium steht, in Aussicht; allein das Projekt fand keine gute Aufnahme im Kleinen Rate, und so begnügte man sich einstweilen damit, daß der Schönauerhof hinter dem Münster ebenfalls zu Schulzwecken verwendet wurde.

Die in den letzten Seiten angeführten Bauten dürften, einige kleinere Arbeiten abgesehen, alles sein, was bis zur Annahme der neuen Verfassung von 1858 in baulicher Hinsicht für das Erziehungswesen von Kanton und Stadt geleistet worden ist, so daß wir nun auf diejenigen baulichen Unternehmungen zu sprechen kommen, welche den übrigen Zweigen des Staatshaushaltes zu Gute gekommen sind.

In erster Linie kommt hier in Betracht das Gerichtswesen. Schon früher wurde erwähnt, daß der Lohnhof mehrfachen Um-

bauten unterzogen wurde, welche durch das dringende Raumbedürfnis der kantonalen Polizei und der Rechtsprechung veranlaßt waren. Auch handelte es sich hauptsächlich um vermehrte Räumlichkeiten für die Untersuchungsgefangenen. Im übrigen arbeitete der Bauinspektor einen Plan aus, wonach der vollkommene Umbau des Leonhardsstiftes auf ungefähr Fr. 100,000 zu stehen gekommen wäre, ein Unternehmen, das allmählich ausgeführt werden sollte. Jedoch es kam nur weniges zustande, indem sehr bald sich herausstellte, daß das alte Chorherrenstift nicht ausreiche, um in zweckmäßiger Weise sowohl die Polizei als auch sämtliche Gerichte zu beherbergen. Wohl wurde 1854 die am Eingang befindliche Sigristenwohnung zu einem Wachtzimmer und einer Portierwohnung eingerichtet, und der Flügel neben der Leonhardskirche um ein Stockwerk erhöht. Im Jahre 1855 erhielt aber, nachdem von dem Areal des Steinenklosters, auf welchem einige Bürger schon den zukünftigen Centralbahnhof sahen, war Umgang genommen worden, eine ad hoc ernannte Kommission den Auftrag, für ein neues Gerichtsgebäude mit alleiniger Rücksichtnahme der Strafgerichte und des Civilgerichts den Präsenzerhof am Bäumlein ins Auge zu fassen. Es war dies um so notwendiger, als die durch den Großen Rat beschlossene Aufhebung der Standestruppe eine bedeutende Vermehrung des Polizeikorps und damit auch größere Inanspruchnahme der Räumlichkeiten zu St. Leonhard zur Folge hatte.

Der Hauptgrund der Auflösung des Korps bestand in den häufigen Desertionen, waren doch vom Februar bis Ende November 1855 nicht weniger als 73 Mann desertiert, wobei es einmal vorgekommen war, daß die ganze Wache am St. Johanntor ausriß, nachdem sie das Tor geschlossen und die Schlüssel in den Stadtgraben geworfen hatte. Es waren englische mit großem Handgeld versehene Werber, welche eine solche Anziehungskraft ausübten. Diese Verhältnisse machten einen längern Fortbestand der Truppe unmöglich, so daß am 17. Januar

1856 der Aufhebungsantrag der Regierung im Großen Rate zur Diskussion gelangte. Noch gab es einige warme Befürworter der Standestruppe, wie Fiskal Dr. Rudolf Burckhardt; allein schließlich erfolgte doch mit 63 gegen 30 Stimmen der Aufhebungsbeschluß im Sinne der Regierung, nachdem noch darauf hingewiesen worden war, daß auch der wackere Kommandant Hindenlang bei jetziger alle Bande der Disziplin lockernder Sachlage die Auflösung je eher desto lieber wünsche. Die feierliche Verabschiedung fand am 14. Juni 1856 statt, nachdem abends vorher der treue Rest des Korps im Hof der Kaserne zu einer Mahlzeit vereinigt worden war. Die Truppe zählte bei ihrer Auflösung noch fünf Offiziere und 68 Mann. Ein neues Gesetz mußte erlassen werden, wodurch das Polizeikorps, das die meisten Funktionen der Standestruppe zu übernehmen hatte, auf höchstens 104 Mann gebracht wurde. Dasselbe zerfiel in Landjäger, denen der Sicherheits- und Zolldienst oblag, und in Polizeimänner, welche vorzugsweise für Versehung der städtischen Polizei bestimmt waren. Noch recht lebhaft erinnern wir uns aus unseren Jugendjahren der „Grünen“ und der „Blauen,“ welche oft mit rauher Hand in unsere Jugendspiele auf dem Münsterplatz und im Kreuzgang einzugreifen Anlaß fanden. Die Hälfte des Korps sollte laut Gesetz einkaserniert werden, was wiederum eine vermehrte Inanspruchnahme des Lohnhofes bedeutete, da wenigstens vorübergehend die Blömlikaserne durch die eidgenössischen Besatzungstruppen in Anspruch genommen war.

Unter diesen Umständen arbeitete die oben erwähnte Spezialkommission für ein am Bäumlein zu erstellendes Gerichtsgebäude ruhig weiter. Im März 1856 erfolgte die Ausschreibung von Bauplänen, wofür drei Preise in Aussicht gestellt waren. Acht Lösungen gingen ein, von diesen wurden drei durch Prämien von je 300 Franken ausgezeichnet, nämlich diejenigen der Architekten J. J. Stehlin-Burckhardt, F. W. Sartorius und B. Laufer, und

L. Maring. Der erstere erhielt zugleich den Auftrag, einen definitiven Bauplan auszuarbeiten, der dann auch mit einigen Abänderungen genehmigt wurde. Die Kosten waren auf Fr. 200,000 berechnet, wobei das Mobiliar, die Vorfenster, die Gasbeleuchtung u. a. m. nicht inbegriffen waren. Ueber den Bauplatz drückt sich der Architekt folgendermaßen aus: „Der für den Neubau bestimmte Platz war eben derselbe, welchen die als Gerichtsschreiberei bekannten Gebäulichkeiten damals noch einnahmen. Obwohl für das räumliche Bedürfnis genügend, ließ dessen eingekeilte Lage, an der engen, steil ansteigenden Bäumleingasse, für einen Justizpalast vieles zu wünschen übrig. Es war daher geboten, durch die Disposition des Gebäudes den Mängeln der Situation möglichst zu begegnen." Stehlin gibt uns an, wie er zu seinem Ziele gelangt ist. Er setzte die Fassade etwas zurück und hob sie durch kleine Anbauten von den Nachbargiebeln ab, eine Freitreppe und die Abschlußgitter dienten zur Vermittlung der Niveauunterschiede, der kräftig betonte Mittelbau, mit einer plastischen Gruppe gekrönt, sollte der schiefen Straßenlinie entgegenwirken. Auffallen kann, daß hier Stehlin sich den florentinischen Palastbauten des 15. Jahrhunderts angeschlossen hat; es war die Zeit, da das Bundesratshaus in Bern durch die Architekten Stadler und Studer in eben demselben Stile erbaut worden war. Wollte der Basler Meister seinen Kollegen zeigen, daß auch er in dieser Bauweise sich zu bewegen verstehe? Daß ihm sein Wurf gelungen ist, wird niemand in Frage stellen. Freilich verrät auch schon diese Fassade, daß ihr Erbauer der Florentiner Frührenaissance nicht allzulange treu bleiben werde, gibt sich doch in der Mittelpartie ein Empfinden kund, das über kurz oder lang mit den strengen Formen jener Richtung brechen mußte. Der künftige Anhänger des Barockstiles kündet sich mit seinen starken Verkröpfungen und seinen gekuppelten Säulen hier schon mit aller wünschbaren Deutlichkeit an.

In Bezug auf das Innere wirkt die Anlage der Treppe und das Vestibule großartig, auch sonst ist die Raumdisposition einfach und durchsichtig, nur die Lichtverhältnisse des Erdgeschoßes gaben vielfach zu Klagen Anlaß. Für eine später nötig werdende Vergrößerung hatte der Architekt einen dem Hauptgebäude parallel zu erstellenden Bau im Garten des Domhofes in Aussicht genommen. Diese Hoffnungen sind nicht in Erfüllung gegangen, indem die Erweiterung schließlich in einem gebogenen Neubau an der Bäumleingasse gefunden wurde, eine Lösung, welche in Verbindung mit einer neuen Nivellierung der Bäumleingasse dem Kunstwerke Stehlins nicht unbedeutenden Eintrag getan hat.

Im Sommer des Jahres 1859 wurde das neue Gerichtshaus den richterlichen Behörden übergeben, worüber sich der Bericht des Appellationsgerichts folgendermaßen verbreitet: „Als eines erfreulichen, und wohl darf es betont werden, als eines, einen neuen Abschnitt in unserm Rechtsleben begründenden Ereignisses, dürfen wir sodann auch der Vollendung des neuen Gerichtshauses gedenken, welche den Bezug der stattlichen und zweckmäßig eingerichteten Räume noch zu Anfang des Spätjahrs ermöglichte. Es ging demselben, auf Veranstaltung unsres Tribunals, welchem E. E. Rat durch Beschluß vom 27. August das Gebäude förmlich übergeben und zur Verfügung gestellt hatte, eine kirchliche Einweihungsfeier im Münster voran, wohin sich die Eingeladenen und Beteiligten, nachdem sie sich zu diesem Zwecke auf dem Rathause versammelt hatten, in geordnetem Zuge verfügten, um sich sodann nach dem Gottesdienst auf gleiche Weise nach dem Gerichtshause zu begeben. Hier fand nun in Gegenwart der Vertreter unserer höchsten Behörden und sämtlicher Gerichte, sowie der eingeladenen Beamten, Anwälte und Angestellten, nach einer Ansprache unsers Präsidenten, die Uebergabe der betreffenden Lokalitäten an die dazu berufenen Tribunale statt. Den Schluß der Feier bildete ein Festessen im Sommer-Kasino.“

Ueber diesem größern, ausführlicher behandelten Unternehmen darf eine Anzahl kleinerer Bauten nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Zum Teil sind es Reparaturen an Staatsgebänden, zum Teil Neubauten, welche nicht unter die oben angeführten Rubriken untergebracht werden können. Hieher gehört die Errichtung neuer Polizeiposten, so 1853 desjenigen beim Werkhof am Petersgraben, der seinen Urheber, den Bauinspektor Amadeus Merian, nicht verläugnet. Im folgenden Jahre 1854 wurde die Gasbeleuchtung im Rathaus eingeführt; die Gemälde im Hof, in den Gängen und im Vorzimmer wurden erneuert und ausgebessert. Auch entfernte das Baukollegium auf Vorstellungen der Antiquarischen Gesellschaft hin das im Chor der Predigerkirche aufbewahrte Salz, welches schon großen Schaden an dem ehrwürdigen Gebäude angerichtet hatte. Endlich wurde die Terrasse der St. Chrischonakirche zu gunsten der Spaziergänger hergestellt und daselbst ein Orientierungsstein für die Aussicht angebracht.

Bis zum Jahre 1855 sammelte der Sigrist jeweilen das Almosen mittels der Klingelbeutel ein, diesem den Gottesdienst störenden Brauch wurde damals ein Ende gemacht, und es mußten die Opferstöcke an den Kirchtüren errichtet werden; nur die Landgemeinden wollten sich wohl aus guten Gründen mit der Neuerung nicht befreunden und behielten die alte Art und Weise des Einsammelns noch eine Zeitlang bei.

Im Steinenkloster besaß der Staat ein ungemein wertvolles Areal, daselbst befand sich außer der Kaserne der Standestruppe auch die Wohnung des Platzkommandanten und die Verwaltung des Kirchen- und Schulgutes, welches seine Entstehung den säkularisierten Klöstern zu verdanken hatte. Im Jahre 1855 starb der Steinenklosterverwalter und die ganze Verwaltung kam auf das Rathaus. Hier wurde nun über dem alten Staatsarchiv ein feuerfestes Gewölbe errichtet, in welchem die zahlreichen bald

darauf durch Professor J. Schnell und einige seiner Schüler geordneten Klosterurkunden Aufnahme fanden.

Auch die Cholera, welche im August und September des Jahres 1855 so manches Opfer kostete, verursachte einige bauliche Vorkehrungen im Gnadental. Endlich waren die großen Uebelstände, welche die in der Stadt gelegenen Schlachthäuser mit sich brachten, Veranlassung für die städtischen Behörden, um den Bau eines neuen Schlachthauses zu studieren. Bald kamen diese auf den Gedanken, das projektierte Gebäude in die Nähe des St. Johanntores zu verlegen, womöglich auf das Areal der Rheinschanze. Noch im Jahre 1855 wurde die Regierung um Abtretung des fraglichen Platzes angegangen. Jedoch diese Behörde konnte sich nicht mit diesem Plane befreunden und schlug dem Stadtrat eine Lokalität am Weidengäßlein oder eine solche in der Nähe der Gasfabrik vor, was wiederum der städtischen Behörde nicht zusagte, so daß die Angelegenheit einstweilen auf sich beruhen blieb, und die Schuljugend auch noch ferner das Vergnügen hatte, an der Sattelgasse zuzusehen, wie die Ochsen geschlagen wurden.

Bemerkenswert ist eine Stelle im Verwaltungsbericht von 1855, worin im Anschluß an den Bericht der Cholerakommission folgendes gesagt wird: „Wenn infolge der Katastrophe die jetzige Zeit mit Anstrengung das in sanitätspolizeilicher Hinsicht auch hier früher Versäumte nachholt und ausdauernd die Beseitigung der erkannten Uebel anstrebt, so wäre die Cholera trotz schwerer Opfer ein Segen für unsere Stadt gewesen, den einst spätere Zeiten unserer jetzigen Generation danken werden." Die erkannten Uebel aber waren, soweit sie auf die öffentliche Verwaltung Bezug hatten, der Birsig, die Straßenreinigung und das damit zusammenhängende Fortschaffen des Unrats und Abgangs aus den Häusern, die Dohlen, öffentlichen Abtritte, stinkenden Gewerbe, sofern sie nicht in Privathänden sich befanden, und die Polizei über die Lebensmittel. Den

Privaten aber wird folgendes Sündenregister vorgehalten: Stinkende Gewerbe, Ställe, insbesondre Schweineställe, Mistgruben, Güllenbehälter, Abtritte, fehlerhafte Abzugsgräben von Wassersteinen u. s. w., schlechte Wohnungen, Unreinlichkeit und Ueberfüllung der Häuser.

Wer sich noch an die frühere Gestaltung unsrer Cloaca maxima, des Birsigs, erinnern kann, wer ferner weiß, mit welcher Vorliebe der Basler Bürger sein Säulein mästete, und wie derjenige, der diesen Sport nicht betrieb, doch die Speisereste seines Geschäfts und seiner Haushaltung sorgfältig aufbewahrte, bis ein Nachbar oder ein Verwandter diese „Säutränke" für seine Grunzer abholen ließ, wer sich endlich ferner erinnert, was für Düfte an vielen Stellen der Stadt infolge von Ställen oder aus andern nicht näher zu beschreibenden Gründen sich verbreiteten, der wird kaum finden, daß der Bericht der Cholerakommission allzu stark auftrage. Es war daher ein Glück, daß im Sommer 1856 sowohl eine Kommission, welche die Vorschläge des Generalberichts für Hebung bestehender Uebelstände zu prüfen und begutachten hatte, als auch ein Sanitätsausschuß eingesetzt wurde, an deren beider Spitze ein Mann von der Einsicht und der Energie eines Ratsherrn Karl Sarasin gestellt wurde. Von da an beginnt die allmäliche Sanierung unsrer Stadt, an welcher unsre Zeit noch stets mit großen Opfern weiter arbeiten muß. Denn die Riesenarbeit konnte keinen raschen Verlauf nehmen, nicht nur weil die enormen Kosten eine Verteilung auf eine Reihe von Jahren nötig machten, sondern weil aus Unverstand und Anhänglichkeit an die alten unzulänglichen Einrichtungen den wohltätigsten Vorlagen der Behörden oft der zäheste Widerstand entgegengesetzt wurde.

Erfreulicher als diese Dinge war das Anerbieten, welches am 14. Juni 1856 Christoph Merian-Burckhardt dem Kleinen Rate machte, auf eigene Kosten eine neue Elisabethenkirche, sowie ein Schulgebäude samt Lehrerwohnung bauen zu lassen. An dieses

hochherzige Vorgehen wurde nur die Bedingung geknüpft, daß der Staat den erforderlichen Bauplatz auf dem Areal des Steinenklosters zur Verfügung stelle, die nötigen Treppen, die Terrassenmauern und auch die Errichtung eines neuen Pfarrhauses übernehme. Die Liberalität Merians hatte auch noch das Gute, daß dadurch die Erhaltung des Steinenklosterareals, das nach Ablehnung des früher erwähnten Bahnhofprojektes für parzellenweise Veräußerung an Privaten ausersehen war, der Gesamtheit erhalten bleiben konnte. In der Großratssitzung vom 16. Juni 1856 stellte denn auch Professor Wilhelm Wackernagel einen Antrag auf Verwendung des umfangreichen Areals für öffentliche Zwecke.

Mit den Vorbereitungen zum Bau der Kirche — es war die erste neue Kirche in Basel seit der 1416 erfolgten Weihe der Karthäuserkirche — wurde sofort begonnen. Der Stifter bestimmte drei Preise; das Bauprogramm schrieb für die neu zu erbauende Kirche „die Bauformen der verschiedenen mittelalterlichen Kirchenformen" vor. Die auf Schweizer Architekten beschränkte Konkurrenz führte zur Erlangung von sechzehn Plänen, von denen elf die Kirche in gotischem, fünf in romanischem Stile ausführen wollten. Das Preisgericht erteilte zwei zweite und einen dritten Preis, die betreffenden Architekten waren Jeuch von Baden, Stadler von Zürich und von Rütte in Bern. Stadlers Plan wurde zur Ausführung empfohlen und erhielt auch die Billigung des Stifters, der mit der Leitung des Baues den Architekten Chr. Riggenbach betraute. Manches ist an dem ursprünglichen Plane Stadlers geändert worden, wohl nicht alles zu dessen Vorteil. Nichtsdestoweniger ist ein Ganzes entstanden, das der Baukunst zur Ehre und der Stadt zur Zierde gereicht und allgemeine Anerkennung gefunden hat. Leider sollten sowohl der Stifter als der Architekt die Vollendung des Baues nicht mehr erleben, indem Christoph Merian schon am 22. August 1858, Christoph Riggenbach am 11. Juni 1863 das Zeitliche

segneten. Die Uebergabe der Elisabethenkirche für den Gottesdienst aber erfolgte erst im Laufe des Jahres 1864.

Damit sind die umfangreichen Bauten, welche noch in das sechste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts fallen, aufgezählt, und es bleibt uns übrig, einer Anzahl kleinerer Anlagen Erwähnung zu tun, welche in den Jahren 1857—1860 zur Ausführung gekommen sind. Dahin gehört die Herstellung der früher als Turnhalle benützten St. Niklauskapelle für die mittelalterliche Sammlung, bei welchem Anlasse auch die nach dem Konziliensaale führende Wendeltreppe erstellt wurde. Im Jahre 1859 beschloß die Regierung den Umbau der Antisteswohnung. Veranlaßt wurde dieser durch die beabsichtigte Korrektion der überaus schmalen Durchfahrt hinter dem Münster. Infolge davon mußten ein Teil des Hauses sowie die gegenüberliegenden Magazine beseitigt werden. Auch am Kapitelhaus werden einige Aenderungen vorgenommen. So entstand der beinahe quadratische Münsterhof, der später durch den Bau der untern Realschule wieder eine veränderte Gestalt erhalten hat. Auch die Anlage des Klaraplatzes, wo die alte Helferwohnung abgetragen wurde, fällt in das Jahr 1859. Dadurch kam auch der neu erstellte Klarahof zu der ihm gebührenden Würdigung.

Größere Umbauten wurden angesichts der bevorstehenden vierten Säkularfeier am Universitätsgebäude geplant. Der Bauinspektor hatte sich im Auftrage des Baukollegiums an die Arbeit gemacht und legte seine Entwürfe der Behörde vor; aber die Zinnengiebel und Erkertürmchen fanden keinen Anklang bei den Vorgesetzten Merians, der sich über die Angelegenheit folgendermaßen ausspricht: „Nachdem ich vorher dem Herrn Präsidenten (Ratsherr Karl Sarasin) die Pläne erklärt, aus welchen Motiven dies so und jenes so gehalten wurde, brachte er dieselben vor die nächste Sitzung, erklärte sie und gab Herrn Stehlin das erste Votum. Dieser fand

die Dächer hoch und sagte, diese Aufgabe ließe sich mit flachen Dachungen hübscher lösen ꝛc. . . . ich möchte es nach seinen Andeutungen probieren." Unter der Hand erfuhr aber der Bauinspektor, daß Architekt Stehlin ebenfalls mit Anfertigung von Plänen beauftragt wurde, so daß er sich nun zur Demission entschloß. „Da es im letzten Quartal des Jahres 1859 war, ich 1835 mit Jahresanfang die Bauinspektorstelle angetreten, so war mit Jahresschluß die Dauer meiner Beamtung also gerade 25 Jahre, bis wohin ich meinen Austritt anzeigte mit der Erklärung, nach Neujahr noch die eingehenden Rechnungen für Arbeiten, die unter meiner Leitung ausgeführt wurden, zu verifizieren." Nicht ohne große Bitterkeit schied Merian aus dem Amte. In seinen Aufzeichnungen beschwert er sich darüber, daß ihm eine Reihe größerer Arbeiten entzogen worden sei, nachdem doch die Tüchtigkeit der von ihm hiefür angefertigten Pläne in Protokollen und Zeitungen allgemein anerkannt worden waren. Allenthalben witterte er wohl mit Unrecht Intriguen, die gegen ihn gespielt wurden. Der neuern Zusammensetzung des Baukollegiums wurde er nicht mehr gerecht, und daß ein Architekt wie J. J. Stehlin ihm in mehr als einer Hinsicht überlegen war, wollte er nicht einsehen. So sieht man denn den gewissenhaften Beamten, welcher seiner Vaterstadt die besten Arbeitsjahre gewidmet hatte, unbefriedigt aus seiner Stellung scheiden, und seine Aufzeichnungen lassen erkennen, wie sehr er sich zurückgesetzt und mißachtet muß gefühlt haben. Der kantonale Verwaltungsbericht von 1859 aber meldet kühl und kurz: „Der langjährige Bauinspektor ist auf seine Abbitte hin erlassen und dessen Stelle wieder besetzt worden." Das deutet doch darauf hin, daß Merian nicht unrecht hatte, wenn er annahm, im neuen Baukollegium herrsche keine ihm wohlwollende Stimmung.

Wenig umfangreich waren die Bauten des Staates in dem letzten hier zu behandelnden Jahre 1860. Damals sammelte man freiwillige Beiträge für eine zu gründende Sternwarte, welche auf

der Elisabethenschanze errichtet werden sollte. Anläßlich des eidgenössischen Musikfestes wurde zum erstenmale jenes kolossale Gerüst im Münster aufgeschlagen, das einen großen Teil des Mittelschiffes zu versperren pflegt. Endlich wurde mit dem Bau der Klingentalkaserne begonnen, deren Vollendung allerdings erst in das Jahr 1863 fällt. Präsident des Militärkollegiums war damals Oberst R. Paravicini, welcher J. J. Stehlin mit der Ausarbeitung der Pläne betraute. Bisher war immer von einer Million Franken die Rede gewesen, welche für einen derartigen Bau erforderlich sei; Stehlin machte sich anheischig, mit Fr. 600,000 auszukommen. „Die Lösung des Problems war allerdings nur durch eine knappe Disposition des Planes, bei welcher alles seinen Platz haben muß und keinerlei Raum verloren gehen darf, zu erreichen. Sowohl für die Mannschaftsräume als auch für die Stallungen wurden Formeln gesucht, welche bei kleinstem Raume die größte Leistung erzielen, die Gebäude selbst aber in konzentrischer Form angelegt und so disponiert, daß sie mit der ebenfalls als Kaserne verwendeten ehemaligen Klosterkirche einen großen als Exerzier- und Parkplatz bestimmten Hof umschließen.... In der Regel haben knappe, streng logische Dispositionen auch eine naturwüchsige aus der Sache hervorgehende Gruppierung zur Folge, welche die Gebäude ohne erhebliche architektonische Mittel zur Geltung kommen läßt. Auch unsere Kasernenbauten konnten daher in den einfachsten Formen gehalten werden, welche sich an die in den Plan einbezogene Klosterkirche mehr oder weniger anschließen" (Stehlin, Architektonische Mitteilungen 11/12).

Mit diesem ebenso einfachen als wirkungsvollen Bauwerke Stehlins, das sich würdig an sein Post- und an sein Gerichtsgebäude anreiht, nehmen wir von dem Hochbau im sechsten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts Abschied, um zunächst noch einen Blick auf das Schicksal der Festungsbauten zu werfen.

Eine sehr wichtige Frage war die, ob Basel Festung sein und bleiben solle. Wenn man sich auch nicht verhehlte, daß die bestehenden Werke einem ernstlichen feindlichen Angriff auf die Dauer keinen nachhaltigen Widerstand leisten konnten, so trennten sich doch anderseits die Bürger nicht so leichten Herzens von dem altgewohnten, beruhigenden Gefühle der fortifikatorischen Sicherung, besonders da sie in den Dreißiger Wirren über die Mauern und Tore recht froh gewesen waren, da man auch dem französischen Bahnhof zuliebe noch eine Erweiterung der Befestigungen durchgeführt hatte, und da endlich während der badischen Revolution der Nutzen solcher schützenden Werke aufs neue sich klar und deutlich gezeigt hatte. Dem gegenüber fiel aber in Betracht, daß bei der stetigen Zunahme der städtischen Bevölkerung der Mauergürtel zu enge werden mußte, und daß infolge davon eine Ueberfüllung und eine zunehmende Insalubrität der inneren Stadt unvermeidlich waren. Die Häuser daselbst waren ursprünglich für eine Haushaltung berechnet; Laden und Werkstatt im Erdgeschoß, zwei wohnliche Zimmer und die Küche im ersten Stockwerk und eine Anzahl Schlafräume auf der zweiten, eventuell auch der dritten Etage, das alles zusammen hatte einst reichlich genügt für den Meister, seine Familie und seine Gesellen. Das war die Regel des Wohnens, so lange Basel eine Stadt von 10—15,000 Einwohnern war. Allein nun preßte sich beinahe die dreifache Anzahl von Leuten in die nur wenig vermehrten Gebäude. Die großen Herrenhäuser erlitten keine stärkere Belastung, wohl aber die Wohnungen der kleinen Leute. Da wurden denn in den oberen Stockwerken Kammern und Vorratsräume zu Zimmern umgebaut, wurde eine zweite oder gar eine dritte Küche eingerichtet, wurden größere Fenster ausgebrochen, was alles dazu dienen mußte, damit Mieter, deren Zinse nicht zu verachten waren, aufgenommen werden konnten. Auf diese Weise muß man es sich erklären, daß bis auf den heutigen Tag die

Wohnungsverhältnisse in der inneren Stadt vielfach recht bedenkliche geworden sind; nicht unsere Vorfahren in den früheren Jahrhunderten tragen die Schuld, sondern die Verhältnisse, wie sie sich im Laufe der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gestaltet haben. Man vergleiche nur etwa das Wohnverzeichnis, wie es um 1600 Andreas Ryf zusammengestellt hat, mit dem „Neuen Nummernbüchlein" des Magisters Heinrich Weiß von 1834 oder mit dem schönen Nummern- und Adreßbuch der Stadt Basel von 1862, und das Gesagte wird keines weiteren Beweises mehr bedürfen.

Doch diese Anfüllung der bestehenden Häuser war ein Auskunftsmittel, das sehr bald seine Kraft versagen mußte. Es bedurfte einer anderen radikaleren Lösung, damit das Wohnen in Basel ein gesundes und angenehmes werden konnte. Einmal mußten die älteren großen Häuser der inneren Stadt, die noch zum guten Teil von vornehmen Leuten bewohnt wurden, von diesen geräumt und dem Handwerk und Gewerbe überlassen werden. Es ist dies ein Prozeß, der nun, wir dürfen wohl sagen, vollkommen durchgeführt ist. Mit Recht mag man bedauern, daß dabei die schönen, alten Häuser furchtbar mitgenommen worden sind, indem die ehemaligen in geschmackvollen Bogen sich öffnenden Erdgeschosse durch geschmacklose Devanturen ballhornisiert, indem die geräumigen Hausfluren unterschlagen, die breiten Treppen mit ihren Podesten durch schmale, leiternähnliche Stiegen ersetzt, alte gemalte Tapeten, bunte Oefen und Dessus de porte mit reizenden Landschaften entfernt wurden. Es ist wohl überflüssig, Beispiele anzuführen, ein Gang vom Blumenrain durch die Petersgasse und über den Nadelberg oder ein Blick in einzelne Häuser an der Bergseite der Freienstraße dürften genügen, um die Richtigkeit des soeben Angeführten darzutun. Doch wir fragen, wo siedelten sich die bisherigen, wohlsituierten Bewohner dieser großen Stadthäuser an? Zunächst suchte man die Vorstädte auf, wo noch ein ansehnliches un-

bebautes Territorium anzutreffen war. Schon im 18. Jahrhundert hatte eine solche Wanderung, und zwar nach St. Johann, stattgefunden, jetzt wurde St. Alban bevorzugt. Allein das reichte nicht aus; denn eine Anzahl ganz großer Gärten, deren Besitzer durchaus keine Parzellierung wünschten, machten eine ausgiebige, bauliche Benützung dieses Stadtteiles unmöglich. Dazu kam noch, daß neue Fabriken ebenfalls noch innerhalb der alten Befestigungen errichtet wurden, wodurch wiederum die Frage der Arbeiterwohnungen aufgeworfen wurde. Schon im Jahre 1853 debattierte die Gemeinnützige Gesellschaft über diese Angelegenheit, und im Dezember dieses Jahres kam sie zu dem Schlusse, auf der Breite 24 Wohnungen zu erstellen „infolge des in Basel immer mehr hervortretenden Mangels an gesunden und wohlfeilen Wohnungen für die unteren Stände." Damit war ein wichtiger Schritt getan, und allgemein wurde erwartet, daß nun auch Private, hauptsächlich Fabrikherren, diesem Beispiele folgen werden, was auch in mehreren Fällen geschehen ist.

Jedoch nicht nur die Arbeiter, auch die Fabrikanten und Kaufleute, welche an das Wohnen größere Anforderungen zu stellen immer mehr sich gewöhnten, und die hauptsächlich auch den Genuß eines Gartens nicht entbehren wollten, mußten ihr Domizil außerhalb der Stadt aufschlagen. Dazu kamen die neuen Verkehrsmittel, die beiden Bahnhöfe vor den Toren, die zunehmende Aussöhnung mit Baselland, kurzum eine Reihe Umstände, welche einer Stadterweiterung auf Kosten der Fortifikationen gebieterisch riefen. Natürlich wurde dieser hier in allgemeinen Zügen angedeutete Prozeß nur langsam geführt und nahm bis zu seinem legislatorischen Abschluß das ganze sechste Jahrzehnt in Anspruch. Suchen wir uns die Hauptstadien desselben an einzelnen Daten und besonders wichtigen Tatsachen zu vergegenwärtigen.

Schon zu Anfang des Jahrzehnts mehrten sich begreiflicherweise die Baubegehren im sogenannten Festungsrayon, ja es wurde

von mehreren spekulativen Grundbesitzern geradezu die Aufhebung jeglichen Bauverbotes in der Nähe der Befestigungen angeregt. Soweit wollten nun freilich die Behörden nicht gehen, sondern es wurde noch im Jahre 1854 nur ein Vorschlag gemacht, wonach die neue Baulinie nur hundert Fuß von der Kontre-Escarpe entfernt sein sollte, was dann auch im folgenden Jahre 1855 zum Beschluß erhoben wurde. Interessant war die erste Großratssitzung dieses Jahres, indem am 5. Februar Präsident Wölfflin den Anzug stellte, es solle ein neues Stadttor bei der Elisabethenschanze errichtet werden, damit für den gedrängten Verkehr durch das Aeschentor ein anderer Abfluß geschaffen werde; im übrigen sei der Antragsteller nicht der Meinung, daß unsere Tore und Mauern fallen sollen. Statthalter Heusler-Iselin wollte noch einen Schritt weiter gehen, indem er die Anregung auf eine allgemeinere Basis stellte und eine Untersuchung beantragte darüber, ob und an welchen Orten neue Ausgänge in der Stadtmauer anzubringen seien. Allein da trat als Warner Ratsherr Oswald auf; er verwahrte sich gegen ein mutwilliges Zerstören von Mauern und Gräben; eine Grenzstadt könne leicht bei Aufläufen in der Nachbarschaft in den Fall kommen, solcher zu bedürfen. Immerhin wurde der Anzug dem Kleinen Rate zur Begutachtung überwiesen, jedoch bei der Beratung im Großen Rate dahingestellt, bis die Bahnhoffrage entschieden sein würde.

Daß übrigens auf diese Festungswerke kein allzugroßes Gewicht mehr gelegt werden durfte, geht schon daraus hervor, daß im Laufe des Jahres 1855 ein Teil der Stadtmauer in den sogenannten Schindgraben fiel, und daß man um dieselbe Zeit kein Bedenken trug, den Stadtgraben zwischen dem nun abgetragenen Klarabollwerk und dem Riehentor aufzufüllen. Auch beim Spalentor mußten größere Reparaturen an der Stadtmauer vorgenommen werden. Daß nun aber die Ereignisse des Jahres 1856, als in-

folge des Neuenburger Konfliktes kriegerische Verwicklungen in Aussicht standen, und unter der Leitung des Obersten Delarageaz auf Kleinbasler Gebiet Feldschanzen sich erhoben und eine Schiffbrücke am Harzgraben erstellt wurde, nicht dazu angetan waren, um die Lust der Bürger, ihre Festungswerke zu schleifen, zu vermehren, ist selbstverständlich. Auch im folgenden Jahr 1857 bemühte sich das Baukollegium, die Fortifikationen in gutem Stande zu erhalten. Nur eine Konzession wurde gemacht, die darin bestand, daß die durch die eidgenössischen Genietruppen angebrachte Maueröffnung beim Waisenhaus an der sogenannten Baar, auf Ansuchen der Rheinfährengesellschaft und einiger Gutsbesitzer an der Grenzacherstraße unter dem Namen des Preußentörleins als Stadteingang zweiten Ranges erhalten blieb.

Doch nicht mehr lange war an dem Fortbestand der Fortifikationen festzuhalten; zu viele Petitionen liefen ein, welche bald da, bald dort ein Durchbrechen der Stadtmauer oder ein Auffüllen des Stadtgrabens verlangten. Unter solchen Umständen tauchte in dem Kleinen Rate der Gedanke einer sogenannten Oktroimauer auf, welche, bei der Mündung der Birs beginnend, sich bis zum Geigyschen Gut erstreckt, dann der Bahnlinie bis zum Milchhäuslein gefolgt wäre, um von da zum St. Johanntor hinunterzusteigen. Die Kosten einer solchen Mauer wurden auf 1,200,000 Franken berechnet. Glücklicherweise gab man dieser Anregung keine weitere Folge, sondern die Behörden begnügten sich mit einer Anzahl von weniger umfangreichen und kostspieligen Aenderungen zu Gunsten eines erleichterten Verkehrs, deren notwendige Folge dann allerdings die Beseitigung der Festungswerke sein mußte. Dabei ist nicht zu verhehlen, daß auch Landspekulationen, welche nur bei Oeffnung der Stadt möglich waren, mit ins Gewicht fielen, und daß bei diesen Spekulationen zum Teil sehr angesehene Persönlichkeiten mittelbar oder unmittelbar beteiligt waren. Noch wurde im Verwaltungs-

bericht von 1858 das Aeschentor als ein historisch interessanter Turm bezeichnet, dessen Beibehaltung so erwünscht sei, daß man sich mit einem provisorischen Seitenausgang und Auffüllung des Grabens begnügen solle. Zu gleicher Zeit wurde auch am Ausgang der damaligen Missionsgasse, der jetzigen Leonhardsstraße, die Stadtmauer durchbrochen und der Graben überbrückt. Noch wichtiger aber war der Umstand, daß nun infolge der Bahnhofbauten die Auffüllung des ganzen Stadtgrabens zwischen Aeschen- und Steinentor, sowie die Beseitigung des Aeschenbollwerks beschlossen wurde. Auch die Tatsache, daß von Ende Mai bis Mitte Dezember 1858 nicht weniger als 82 Baubegehren einliefen, welche das Befestigungsterrain betrafen, war von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Zur Beschleunigung einer weitgehenden Beschlußfassung trug wohl auch das ihrige die im Jahre 1857 angeregte und 1858 durchgeführte Verfassungsrevision bei, infolge davon der Personalbestand sowohl des Kleinen als des Großen Rates manche Aenderung erlitt. Felix Sarasin wurde als Bürgermeister bestätigt und an Stelle des zurücktretenden J. J. Burckhardt-Ryhiner Ratsherr J. J. Stehlin-Hagenbach zum zweiten Bürgermeister erwählt. Das Präsidium des Baukollegiums übernahm Ratsherr Karl Sarasin, die übrigen Mitglieder waren J. J. Burckhardt-Ryhiner, L. Burckhardt-Schrickel, Professor Rud. Merian, Architekt Riggenbach, H. Merian-VonderMühll, L. A. Burckhardt, J. U. D., Oberst W. Geigy und Architekt Stehlin-Burckhardt. Ratsherr Minder, welcher seit 1833 der Behörde vorgestanden war, und sich nun mit dem Statthalteramt begnügen sollte, verbat sich diese Ehre.

Es läßt sich nicht leugnen, daß durch diese Verschiebungen neues Leben in die bauliche Entwicklung unserer Stadt gekommen ist, daß hauptsächlich für die gewaltigen neuen Aufgaben, die nun einmal unabweisbar waren, jüngere, unternehmungslustige Leute nötig waren, und der Erfolg hat diese Veränderungen mehr als

gerechtfertigt. Damit sollen die Verdienste der früheren Generation, eines Ratsherrn Minder und eines Amadeus Merian, nicht im mindesten in Frage gestellt sein; die Betreffenden haben in den schwierigsten Zeiten dem Staat die treuesten Dienste geleistet, und beide sind auch Männer gewesen, welche für die Bedürfnisse der Zeit ein großes Verständnis an den Tag gelegt haben. Allein die Aufgabe wurde zu groß, und schon vor dem Wechsel im Baukollegium wurde neben dem Bauinspektor noch ein besonderer Beamter in der Person des Ingenieurs Hartmann von St. Gallen angestellt. Amadeus Merian erzählt in seinen Memoiren die Geschichte folgendermaßen: „Eines Tages kam Herr Ratsherr Stehlin als Vizepräsident des Baukollegiums zu mir auf das Baubureau, um die in Arbeit befindliche Disposition der Umgebung des Aeschentors zu besichtigen; als er dieselbe angesehen, sagte er: dies ist keine architektonische Lösung; wissen Sie was, die Quartiere und die Straßenanlagen um die große Stadt überlassen Sie mir, diejenigen der kleinen Stadt überlasse ich Ihnen." Bald aber zeigte es sich, daß eine besondere Kraft für die Lösung dieser gewaltigen Arbeit nötig war, und so beschloß der Kleine Rat die Anstellung Hartmanns, der vorher Kantonsingenieur in St. Gallen gewesen war. Als Bureau wurde für ihn der Zunftsaal zu Gelten gemietet, während dem Bauinspektor der bisherige Stadtratssaal im Rathaus (jetzt Regierungsratssaal) zugewiesen wurde.

Von der größten Wichtigkeit für die Entwicklung der Stadt war das am 27. Juni 1859 erlassene Gesetz über Erweiterung der Stadt, dessen § 4 folgendermaßen lautet: „Zu Herstellung angemessener Verbindungen zwischen den äußeren neuen Quartieren und der inneren Stadt durch Straßen und öffentliche Plätze ist der Kleine Rat ermächtigt, da wo es das Bedürfnis erheischt und die Verhältnisse es passend erscheinen lassen, die Stadtgräben je nach seinem Ermessen auszufüllen und neue Stadteingänge herzustellen,

auch die bisherigen Stadtmauern nebst daran liegenden Schanzen ganz oder teilweise zu beseitigen." Ausdrücklich ausgenommen von dieser Ermächtigung wurden die erst vor 15 Jahren erbauten Befestigungen beim französischen Bahnhof, der hohe Wall, die Bastionen zu St. Leonhard und bei St. Elisabethen, sowie die St. Albanschanze.

Am 29. August 1859 kam das Gesetz zustande „über Anlage und Korrektion von Straßen und über das Bauen an denselben," wodurch die rechtliche Grundlage für die nun beginnende, ungeahnte Erweiterung der Stadt gegeben war. Zugleich wurde auch ein Bebauungsplan des zu erschließenden Gebietes vorgelegt. Sofort wurde noch im Jahre 1859 eine ganze Reihe von Korrektionen in Angriff genommen, welche zum großen Teil mit dem Bau des neuen Bahnhofes in Verbindung standen, auch mußte nach der konzessionsgemäßen Bestimmung mehr als eine neue Straße durch die Centralbahngesellschaft ausgeführt werden. So wurde die Güterstraße angelegt und das bisher unbedeutende Nauengäßchen, ein schmaler Feldweg, verbreitert.

Im folgenden Jahre erfolgte die Korrektion der Münchensteinerstraße, sowie diejenige des Klingelberges und der Mittleren Straße. Ferner verursachten den Baubehörden viel Arbeit die Verhandlungen betreffend die Erstellung der Straßen zwischen dem Elisabethenausgang und dem St. Albantor, sowie die Oeffnung der Stadt bei der „Lyß."

Die Ausführung dieser Pläne und die großen Umbauten und Anlagen erfolgten erst in den folgenden Jahren. 1861 fiel das Aeschentor dem Zeitgeist zum Opfer, und bald verschwand ein Stück der alten Befestigungen, welche 500 Jahre lang die Stadt geschirmt hatten, nach dem anderen. Luft und Licht kamen zu ihrem vollen Rechte, und ein Gürtel reizender Parkanlagen legte sich um das alte Weichbild, alles Dinge, welche in erster Linie dem uner-

schütterlichen, schöpferischen Geiste Karl Sarasins zu verdanken sind. Wohl hätte man gerne da und dort, wo keine Verkehrsinteressen auf dem Spiele standen, vielleicht etwas mehr Schonung der alten Bauwerke gewünscht, hätte gerne der folgenden Generation neben den drei Toren auch noch ein Muster der alten Türme, Gräben, Mauern und Schanzen gerettet. Auf solche historisch-antiquarische Liebhabereien ging allerdings das damalige Baukollegium nicht ein; allein das, was an Stelle der alten Werke gesetzt wurde, ist so sehr gelungen, daß es auf alle Zeiten der Stolz und die Zierde unserer Stadt sein wird.

Drängte, wie gezeigt worden ist, alles dahin, daß die Befestigungen fallen und das vor denselben liegende Terrain notwendigerweise zum Bau von Wohnhäusern verwendet werden mußte, so wurde dafür mit Korrektionen innerhalb des alten Weichbildes eher langsamen Schrittes vorgegangen. Man scheute die Kosten, welche allenthalben der Umbau einer alten Stadt verursacht, und in den Behörden gab es stets bei jeder größeren Ausgabe eine Anzahl Leute, welche den finanziellen Ruin vor Augen sahen; so war, um nur ein Beispiel zu erwähnen, die Mahnung zum Sparen des „Ceterum censeo“ des Deputaten German La-Roche, welcher auch bei den notwendigsten Ausgaben seinen Abscheu vor dem Geldausgeben nicht zu unterdrücken vermochte.

Schon im Verlauf der bisherigen Darstellung sind einige kleinere Aenderungen und Verbesserungen, die in der alten Stadt vorgenommen wurden, erwähnt worden. Schauen wir, was sonst etwa noch geschehen ist.

Im Jahre 1852 kostete der gewöhnliche Unterhalt der Straßen in der Stadt Fr. 3855. 03, die Promenaden in der Stadt mit Einschluß der Bahnhofanlage zu St. Johann und des St. Jakobsdenkmales veranlaßten eine Ausgabe von Fr. 1912. 04. Eine größere Ausgabe (Fr. 15,854) verursachte die gänzliche Umpfläste-

rung des Münsterplatzes und eines Teils des Schlüsselbergs; auch im St. Rappoltshof, oder, wie man zu sagen pflegte, im Rumpel mußte mit einer neuen Pflästerung begonnen werden. Durch den Kanton erfolgte die Korrektion des Steinentorberges; „es gelang, denselben auf eine Steigung von 7 ½ % zu reduzieren, ohne dadurch die Verteidigungsfähigkeit jener Seite allzusehr zu beeinträchtigen." Auf Klagen einer Anzahl Bewohner der Weißen Gasse, welche unter den Unannehmlichkeiten der dortigen neuen School zu leiden hatte, konnte nur insoweit eingetreten werden, als der School ein größeres Quantum Abwasser vom Spitalsprungbrunnen zur Abführung der Unreinlichkeiten zugeteilt wurde. Wer sich noch der nicht sehr einladenden Geruchsverhältnisse, wie sie lange noch an der Weißen Gasse bestanden haben, erinnert, der wird den Klagen der Anwohner ihre Berechtigung wohl kaum absprechen wollen.

Eine entschieden bedeutendere Korrektion wurde im Jahre 1853 zunächst in dem Stadtrat erwogen, es ist dies die Erweiterung der untern Freienstraße, wozu hauptsächlich der Umbau des alten Kaufhauses zur Post Veranlassung gegeben hatte. Der Stadtrat kaufte vorsorglich die drei Liegenschaften zur Harmonie, zum Elefanten und zur schmalen Sonne und trat mit den Herren Christoph Burckhardt, Imhoff-Falkner, Franz Joseph Meyer und Christian Kirsch in Unterhandlung. Auch die Ueberwölbung des Birsigs wurde in Beratung gezogen, jedoch schließlich abgelehnt. Es fragte sich nun, wie die betreffenden Besitzer entschädigt werden sollten. „Dieselben wünschten diese Frage dadurch gelöst zu sehen, daß ihnen für den zur Straße abzutretenden Raum der gleiche Raum in der Breite zuerkannt werde, nebst einer angemessenen Geldentschädigung für die Baukosten. Die städtischen Behörden erklärten sich damit einverstanden. Auf diese Weise wurde die Strecke, an welcher bisher acht Häuser gestanden hatten, von denen nun eines, wie früher bemerkt, zur Post geschlagen wurde, fünf Neubauten aufgeführt (Freiestraße

2—10), indem die Bauplätze der vier erwähnten Eigentümer verbreitert wurden, wobei dann noch ein fünfter, die jetzige Georg'sche Buchhandlung, übrig blieb. Auch mit Herrn Georg Kiefer, der damals sein Geschäft im Hause zur Laute (Marktplatz 7) betrieb, gab es einige Anstände wegen zweier Giebellichter. Immerhin fand schließlich mit allen Interessenten eine Einigung auf friedlichem Wege statt; die Entschädigungssumme betrug Fr. 137,827, woran der Kanton laut Beschluß vom 15. Januar 1855 Fr. 50,000 beisteuerte. Den an das neue Postgebäude anstoßenden Bauplatz mit einem Flächenraum von 180 m^2 ersteigerte Alexander Viktor Pfander zum Preise von Fr. 39,536, so daß also der Quadratmeter auf Fr. 220 zu stehen kam. Welche Wertsteigerung haben der Grund und Boden an jener Lage in den letzten fünfzig Jahren erhalten!

Nicht um eine Straßenkorrektion, sondern um die Anlage einer ganz neuen Straße von 24 Fuß Breite handelte es sich, als der Bürgerspital die Armenherberge verkaufte, jenen historisch denkwürdigen Hof der Mönche von Landskron, in welchem 1305 König Albrecht durch den Bischof Otto von Grandson beinahe ermordet worden wäre, und der im Jahre 1421 von Junker Konrad zem Haupt auf ewige Zeiten für bequemere Beherbergung der fremden durchreisenden Armen, Pilger und Vertriebenen mit dem ganzen Inventar vergabt worden war. Im Jahre 1844 erfolgte die Uebergabe des Vermögens der Armenherberge an den Spital und neun Jahre später auch die räumliche Verschmelzung durch den Verkauf des Gebäudes. Bald wurden die alten Gebäude dem Erdboden gleich gemacht und an die frühere Institution erinnerte außer zwei Bettelvögten, welche noch mehrere Jahre ihr Dasein fristeten, der Name der neuen Herberggasse (Meyer-Merian, Die Armenherberge in Basel, Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Bd. VI, S. 209 ff.).

Heutzutage werden nicht mit Unrecht die Verhältnisse an der Einmündung der untern Gerbergasse gegen den Markt als unhaltbar bezeichnet; allein damals im Jahre 1854 glaubte der Stadtrat genügend gesorgt zu haben, wenn er dem Besitzer des Hauses zum Kleineck „behufs Erweiterung des Eingangs in die Rindermarktstraße für einen gebrochenen Eck an seiner Neubaute und gänzliche Entfernung eines Kellereingangs auf dem Trottoir“ Fr. 1500 zusprach.

Als eine Verkehrserleichterung muß auch die zu Anfang Novembers eröffnete Rheinfähre am Harzgraben angesehen werden. Die Künstlergesellschaft erhielt von der Regierung die diesbezügliche Konzession sowie einen Staatsbeitrag von Fr. 1000. Auch für eine Fähre beim Totentanz wurde der genannten Gesellschaft das Prioritätsrecht gewahrt. Die Regierung mochte annehmen, daß durch diese Fähren die Erfüllung des Wunsches nach Erbauung einer zweiten Rheinbrücke noch auf längere Zeit hinausgeschoben werden könne, was denn auch wirklich der Fall gewesen ist, während anderseits aus dem Ertrag der Fähren ein Kapital sich angesammelt hat, dem die Erbauung der Kunsthalle zum guten Teil zu verdanken ist.

Immer mehr machte sich bei den zunehmenden Veränderungen und der beständigen Ausdehnung der Stadt der Mangel eines Stadtplanes und allgemeiner Vorschriften für größere Bauanlagen vor den Toren geltend. In Bezug auf Richtung und Breite der Straßen, über die Stellung und Art der Bauten, in Bezug auf Ställe, Baugruben u. s. w. bestanden keine gesetzlichen Bestimmungen, weder für das Bauen innerhalb noch außerhalb der Stadt. Von einem allgemeinen Stadtplan war allerdings schon lange die Rede; allein die Ausführung war an der Größe der Kosten gescheitert. Wohl bestand eine Verordnung vom 3. Dezember 1846, wonach jeder, der im Stadtbann bauen wollte, gehalten war, dem Prä-

sidenten des betreffenden „Gescheids" Anzeige zu machen. Dieser sollte sich dann mit dem Präsidenten der Land- und Waldinspektion ins Einvernehmen setzen wegen der zu erteilenden Bewilligung. Am 21. März 1855 wurde beschlossen, es soll allenthalben, wo nicht sofort ohne Anstand die Bewilligung zum Bau erteilt werden konnte, der Stadtrat benachrichtigt werden, damit er sich über die Zulässigkeit einer solchen Baute aussprechen und namentlich da, wo es sich um ein neues Quartier handle, den Gegenstand begutachten und allfällig dem betreffenden Partikularen, welcher bauen will, die geeigneten Bemerkungen in seinem und im allgemeinen Interesse zugehen lassen könne. Zugleich setzte sich die Behörde mit dem Geometer Rudolf Falkner dem späteren Vorsteher des Baudepartements in Verbindung wegen Erstellung eines Stadtplanes. Man einigte sich auf die Planaufnahmen der Umgebungen der großen Stadt von den alten Stadtgräben aus; bis zu Ende 1856 war die Ausführung bis an die zwei letzten Blätter vollendet. Allein mit dieser nur die Vorstädte und das außerhalb der Stadtmauern gelegene Gebiet umfassenden Planaufnahme war noch nicht allen vorhandenen Ansprüchen Genüge geleistet, man mußte einen vollständigen regelrechten Stadtplan haben, und diese Aufgabe nahm nun die Regierung an die Hand, indem sie den Geometer Löffel mit deren Ausfertigung betraute. Bei dem Großen Rat wurde um einen Kredit von Fr. 18,000 nachgesucht, und die städtischen Behörden versprachen, dieses verdankenswerte und wichtige Werk nach Kräften zu fördern. So entstand jener große schöne Stadtplan, welcher die Grundlage für alle spätern ähnlichen Unternehmen bildet.

Mit den Straßenkorrektionen ging's unterdessen in sehr gemessenem Tempo vorwärts, und nur allzu oft waren es die großen Ausgaben, welche die Stadtväter von Unternehmungen abschreckten, deren Zweckmäßigkeit vollkommen klar vor Augen lag.

So war schon seit Jahren die Rede von einer Korrektion des Blumenrains mit Entfernung des St. Johannschwibbogens und Verminderung der starken Steigung. Die bedeutenden Schwierigkeiten und die unverhältnismäßigen Kosten hielten aber den Stadtrat von der Ausführung der diesbezüglichen Pläne ab, und im Jahre 1856 begnügte man sich mit einer einfachen Umpflasterung der Straße, und mit der Anlage eines beidseitigen hohen Trottoirs, dessen letzte Teile erst in diesem Jahre entfernt worden sind. Ebenfalls an einer Stelle, wo heute wieder weitgehende Umgestaltungen vorgenommen werden, fand 1858 eine nicht unbedeutende Korrektion statt, nämlich hinter der Rümelinsmühle und an der Kuttelgasse, dem heutigen Münzgäßlein. Die Fahrbahn mußte verbreitert werden, zu welchem Behufe der bis dahin offen fließende Rümelinbach mit Flecklingen über eisernen Balken bis zur Kuttelgaßbrücke bei dem alten Münzgebäude überdeckt wurde, was alles eine Ausgabe von Fr. 10,559. 83 veranlaßte.

Im Jahre 1859 ging das gesamte städtische Bauwesen mit Ausnahme des Brunnwesens an den Staat über, und sofort machte sich auch eine gesteigerte Tätigkeit in Bezug auf Straßenkorrektionen in der inneren Stadt geltend. In diesem Jahre wurde die Korrektion des rechten Rheinufers durch Aufstellung eines Schutzgeländers vollendet, wurde die Schlußrechnung über die nunmehr vollendete Umbauung der Rheinbrücke mit 247,792 Franken Ausgaben abgelegt, und für die Korrektion der St. Elisabethenvorstadt und die Anlage von neuen Straßen im Quartier der ehemaligen Spitalscheune ein Kredit von 130,000 Franken eröffnet. Von dieser Summe wurde ein ansehnlicher Teil für den Klosterberg verwendet. Die projektierte Straßenanlage bei der Spitalscheune war allerdings eine Spekulation des Bürgerspitals, durch welche jedoch laut Bericht für 1859 für die Stadt eine Anzahl angenehmer Bauplätze an freier und guter Lage gewonnen wurde.

Eine neue Abfahrt gegen den Rhein beim Seidenhof sollte durch eine Kreditbewilligung von 11,000 Franken erstellt werden, damit bezweckten die Baubehörden einmal eine bequemere Zufahrt zum Rhein in Brandfällen, und zweitens wurde dadurch die Anlage eines Rheinweges längs der St. Johannvorstadt ermöglicht.

Ebenfalls im Jahre 1859 wurde auch die anläßlich des Umbaues des Antistitiums schon erwähnte Straßenkorrektion hinter dem Münster beschlossen und begonnen. Ein höchst bedauerlicher Unglücksfall hatte bewiesen, daß diese notwendige Straßenverbreiterung durchaus geboten war. Damals erwarb die Regierung auch den neben dem „Delphin" gelegenen Diesbacher Hof, durch dessen Entfernung die Verbesserung der dortigen Kommunikation sehr gefördert wurde.

Nur erwähnen möchten wir noch, daß man sich zu gleicher Zeit vielfach mit einer neuen Straßenpflästerung beschäftigte; dabei ergab sich, daß das bisher hier verwendete Material, die Rheinkiesel, das vorzüglichste und zugleich das am wenigsten kostspielige sei, daß daher eine Verbesserung lediglich in der sorgfältigeren Behandlung und Zurüstung desselben und in einer rationelleren Behandlung des Straßenbaues zu suchen sei.

Die Korrektionen und neuen Straßenanlagen in der Umgebung des Bahnhofes nahmen ihren erfreulichen Fortgang, und mit großer Befriedigung sah man, daß die Centralbahn durch Erstellung eines nicht nur zweckmäßigen, sondern auch schönen Bahnhofes das Ihrige zu einer gelungenen Ausgestaltung des neuen Quartiers beitragen wollte. Dazu kam der Bau des mächtigen, das Birsigtal überbrückenden Viaduktes.

Keinen so erfreulichen Fortgang nahm der Neubau des badischen Bahnhofes, indem die Großherzoglich Badische Regierung sich durch die Kriegsrüstungen im Jahre 1859 veranlaßt sah, alle nicht unumgänglich nötigen Eisenbahnbauten sistieren zu lassen. Die

Basler Regierung erhob wegen dieser Verzögerung Einsprache und hatte wenigstens den Erfolg, daß die Fundamentierungsarbeiten für den badischen Bahnhof noch in dem genannten Jahre in Angriff genommen wurden.

Das Jahr 1860 brachte die Korrektion der Elisabethenstraße und des Klosterberges zu Ende. Auch wurde in Verbindung mit diesen Unternehmungen die Bastionstraße, die dann später den Namen Wallstraße erhielt, erstellt. Einige kleinere Arbeiten am Kohlenberg, hinter der Rümelinsmühle, an der oberen Rheingasse bei der sogenannten Meerenge und anderes mehr mögen neben der Fortsetzung der früher schon erwähnten und begonnenen Korrektionen nur angedeutet sein. Von viel größerer Bedeutung aber war, daß am 7. Mai 1860 die Regierung mit der französischen Ostbahn einen Vertrag abschloß, wonach diese ihren Bahnhof zu St. Johann aufgeben sollte, um in den neuen Centralbahnhof einzuziehen. Am 15. Juni wurde die Verbindungsbahn nach erfolgter Kollaudation dem Verkehr übergeben. So stand nun nichts mehr im Wege, daß sich die Stadt ungehindert zwischen den Stadtgräben und den neuen Bahnlinien ausdehnen konnte. Damals wurde der steinerne Ring, welcher die Stadt während fünf Jahrhunderten umschlossen hatte, gesprengt. Wohl niemand ahnte, daß schon nach vierzig Jahren der neue Schienenstrang als eiserner Ring empfunden werde, und daß die Beseitigung desselben ebenso sehr Lebensfrage für die Stadt Basel sein werde, wie es zu unserer Väter Zeit das Niederlegen der Festungswerke gewesen ist. Diesen Entwicklungsgang zu schildern, soll die Aufgabe des nächsten Jahrbuches sein.



Das künstlerische Leben in Basel
vom 1. November 1901 bis zum 31. Oktober 1902.

Ein Rückblick über Theater, Musik und bildende Kunst.

Von

Alb. Geßler, E. Th. Markees und A. Vischer-van Gaasbeek.



A. Theater.

1. Schauspiel.

Die Saison 1901/1902 stand wiederum unter der technischen und künstlerischen Leitung des Herrn Direktor Leo Melitz, und es ist unter ihm viel Gutes geleistet worden, trotzdem das Theater mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Das klassische Repertoire, das erfahrungsgemäß nicht die besten Einnahmen bringt, wurde nicht verkürzt; es sind darin z. B. „Wallenstein," „Emilia Galotti" und „Die Jüdin von Toledo" (Grillparzer) gegeben worden. Von Novitäten kamen Otto Erich Hartlebens „Rosenmontag" und des in Basel ansäßigen Dichters Hermann Stegemann schweizerisches Schauspiel „Nikolaus von Flüe" zur Darstellung; das letztgenannte Stück fand so vielen Beifall, daß es sechsmal vor vollem Hause wiederholt werden mußte. Sodann ist Henrik Ibsens „Rosmersholm" am 6. Februar zum erstenmal in Basel in Scene gegangen. Auch Otto Ludwigs Lustspiel „Hans Frei" und Calderons Komödie „Zwei Eisen im Feuer" wurden dem Basler Publikum zum erstenmal dargeboten. Größere

Gastspiele gab es zwei. Zuerst, noch im November, sahen wir Herrn Otto Eppens, unseren Mitbürger und vom Festspiel her allgeliebten Regisseur, als „Königslieutenant" (Gutzkow), als „Richter von Zalamea" (Calderon), als Wilhelm Tell und als Weller in Anzengrubers „Hand und Herz." Dann kam im Februar die in Basel seit ihrem vorjährigen Gastspiel äußerst beliebt gewordene Fräulein Irene Triesch aus Berlin und spielte „Nora" (Ibsen), Santuzza (in „Cavalleria rusticana" von Verga), Christine in Arthur Schnitzlers „Liebelei" und Magda in Sudermanns „Heimat." Ein weniger wichtiges, aber um so lustigeres Gastspiel hatten schon im Dezember die Tegernseer Bauern absolviert; sie hatten die beliebten Volksstücke „Almenrausch und Edelweiß," „Prozeßhansl," „Der Dorfbader," „Der Herrgottsspieler von Ammergau" und „Die Zwiderwurz'n" gespielt, alles mit bedeutendem Erfolg. Im Januar gab es etwas Exotisches, ein Gastspiel des japanischen Theaters der Sada Yacco: eine der interessantesten Darbietungen, die unser Theater je gesehen hat. Auch französische Truppen kehrten bei uns ein, im Dezember Herr Baret, im Januar Herr Coquelin j^ne^; der letztere spielte Molières „Bourgeois Gentilhomme." Erwähnung verdienen auch die von der Theaterkommission neu eingeführten Volksvorstellungen klassischer Stücke; sie fanden an Samstag Abenden zu billigen Preisen statt.

Die neue Saison begann im September 1902. Sie brachte zunächst einige Hauptänderungen im Personal. Die Herren Feldhaus, Dysing und Grundmann sind in den Fächern des ersten Helden, des jugendlichen Liebhabers und des Komikers durch die Herren Rüthling, Sundheim und Ruhtisch ersetzt worden, ohne daß allerdings der Ersatz völlig befriedigte. Im Fache der sentimentalen Liebhaberin hingegen scheint in Fräulein L. Baum unsere Bühne eine gute Acquisition gemacht zu haben. Hervorragende Mitglieder des Ensembles sind Frau Wagner (erste Lieb-

haberin), Herr Hagen (Charakterspieler), Herr Schmidthoff (Väter) und Frau Zoche (Mütter).

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß die Saison 1902 bis 1903 insofern unter günstigen Auspizien eröffnet worden ist, als mit Gewährung einer jährlichen Subventionserhöhung um 30,000 Franken der Große Rat den Fortbestand unseres Theaters überhaupt gesichert hat. In den beiden ersten Monaten des gegenwärtigen Spielwinters sind an klassischen Stücken „Don Carlos" und „Götz von Berlichingen," an Novitäten Meyer-Försters „Alt-Heidelberg," Sudermanns „Es lebe das Leben" und Ibsens „Hedda Gabler" zu sehen gewesen. Als Gast war Herr Adalbert Matkowsky aus Berlin da; er spielte Hamlet, Petrucchio (in Shakespeares „Zähmung der Widerspenstigen") und Kean (von Dumas Vater).

Im Anschluß an die Notizen über das Schauspiel sei auch noch der im November veranstalteten Soirée Erwähnung getan, in welcher der Deklamator Herr Emil Milan Erzählungen von Björnson und Tolstoj, sowie Gedichte von Dehmel, Münchhausen, Avenarius, Fontane und Rückert zu Gehör gebracht hat. Die feine Deklamations- und Charakterisierungskunst des Vortragsmeisters Milan hat in Basel viele Freunde. Er wird deshalb dann und wann auch in Privatkreise berufen.

2. Oper.

Das musikalische Leben Basels war auch im Winter 1901 bis 1902 wieder ein sehr reges. Den Löwenanteil an der Produktion auf diesem Gebiete trug natürlich das Stadttheater mit der Aufführung von 29 Opern klassischer und moderner Meister davon. Es waren darunter Werke, die zum erstenmal in unserer Stadt zu Gehör gebracht wurden. Die Eröffnung der Saison erfolgte am 17. September 1901 mit Verdis „Aïda"; im Laufe

des Winters (10. November) kamen dann als „Novitäten“ Richard Wagners Musikdrama „Siegfried“ (in einer unseren hiesigen Orchesterverhältnissen angepaßten Bearbeitung von Herrn Kapellmeister Trenkler) und am 5. Januar 1902 die Oper „Samson und Dalila“ von C. Saint-Saëns auf die Bühne. — Von namhaften Gästen seien hier Frau Erika Wedekind und Signor d'Andrade erwähnt. Die Spielzeit erreichte ihr Ende am 23. März 1902.

B. Konzerte.

In der Veranstaltung von Konzerten entfalteten Vereine und Private einen regen Wetteifer. An erster Stelle standen hier wieder die zehn Abonnementskonzerte der Allgemeinen Musikgesellschaft. Sie brachten uns, wie alljährlich, unter der Leitung von Herrn Kapellmeister Dr. Volkland eine Reihe schon bekannter und neuer Orchesterwerke; unter den letzteren war eine Symphonie (C-dur, Nr. 3) unseres Basler Komponisten Hans Huber. Das Werk wurde unter großem Beifall von dem Künstler selbst am 9. Februar vorgeführt. Ebenso kamen eine ganze Reihe zeitgenössischer Tonsetzer mit größeren und kleineren Werken zum Wort, unter ihnen Klughardt, Thuille, Grieg und andere. Von den Künstlern, die mit Solovorträgen in diesen Konzerten auftraten, seien besonders hervorgehoben die Pianisten Raoul Pugno, Eduard Risler und Frau Clotilde Kleeberg, dann die Geiger Eugène Ysaye und Jacques Thibaud. Der letztere erregte bei seinem Auftreten am 17. November eigentliche Sensation. Die Gesangskunst war vertreten durch auswärtige und einheimische Künstler und Künstlerinnen. Zu den ersteren gehören die Sängerinnen Frau Walter-Choinanus, Frau Lula Gmeiner, Frau Nina Faliero, zu den letzteren Fräulein Maria Philippi und Herr Robert Kaufmann.

Ein Unternehmen der Musikgesellschaft, das der größten Sympathie würdig gewesen wäre, aber leider nicht die Beachtung fand, die es wirklich verdient hätte, war die Veranstaltung von vier populären Symphoniekonzerten, in denen nur bekannte Orchesterwerke geboten wurden.

Bedeutend größeren Erfolg hatten die sechs Kammermusikabende der Gesellschaft, in denen die Produktionen des neugebildeten Streichquartetts der Herren Konzertmeister Kötscher, Wittwer, Schaeffer und Grimson die Hauptanziehungspunkte bildeten. Außerdem wurden einheimische und auswärtige Künstler in jeder Soirée zur Mitwirkung herangezogen.

Was nun die Vereine betrifft, so bemerken wir hier zum voraus, daß es in diesem Zusammenhang nicht möglich ist, des Längern über jeden Anlaß und jeden einzelnen Solisten zu berichten. Wir können nur in großen Zügen ein Bild des musikalischen Lebens in Basel entwerfen und nur solche Ereignisse registrieren, die wirkliche Markzeichen der Musikkultur Basels sind. Sehen wir, was die hier bestehenden Chorvereine — in alphabetischer Reihenfolge aufgezählt — produziert haben, so müssen wir zuerst die drei großen Konzerte des Basler Gesangvereins nennen. Der unter Leitung des Herrn Dr. Hans Huber stehende Chor gab auch dieses Jahr drei große Konzerte und eine Kantatenaufführung, letztere in der Pauluskirche. In den großen Konzerten wurden zu Gehör gebracht: am 23. und 24. November 1901 die Festspielmusik von Hans Huber zu der Wackernagelschen Kantate „Der Basler Bund." An den Chören beteiligte sich außer dem Gesangverein die Basler Liedertafel; die Solopartien lagen in den Händen bewährter einheimischer Kräfte. Dann brachte uns das Konzert vom 1. Februar 1902 eine Aufführung von Haydns „Jahreszeiten," in denen im Gegensatz zum vorigen Konzert lauter auswärtige Kräfte als Solisten mitwirkten:

die Herren Messchaert und Robert Kaufmann und Frau Rückbeil-Hiller.

Ein besonderes Ereignis für die Basler Musikfreunde bildete dann die am 25. Mai 1902 zum erstenmal in Basel gehörte Messe in C-moll von Mozart in der Bearbeitung von Aloys Schmitt. Die Aufführung, die uns auch die Bekanntschaft einer ausgezeichneten solistischen Kraft, der Frau Noordewier-Reddingius vermittelte, fand überall ungeteilte Anerkennung. Im Kantatenkonzert (22. Dezember 1901) konnten sich die Zuhörer an zwei prächtigen Werken von Sebastian Bach erbauen; es wurden dabei aufgeführt die Kantaten „Christen, ätzet diesen Tag" und „Halt im Gedächtnis."

Neben diesen Konzerten veranstaltete der Verein drei Kammermusikabende, an denen der kleine Chor des Gesangvereins, das Basler Vokalquartett, sowie hiesige und auswärtige Instrumental- und Vokalsolisten sich beteiligten. Zur Aufführung gelangten die verschiedenartigsten Kammermusikwerke klassischer und moderner Meister, und die Abende erfreuten sich eines starken Besuches.

Die Basler Liedertafel trat zum erstenmale in der Saison im Konzert für die Witwen- und Waisenkasse des Orchesters in der Martinskirche auf, und zwar mit Gernsheims „Wächterlied;" dann wirkte sie zusammen mit dem Gesangverein in der Aufführung von Hans Hubers „Festspielmusik" am 23. und 24. November 1901, und ebenso beteiligte sie sich an dem Benefizkonzert des Herrn Kapellmeisters Dr. A. Volkland (12. Januar 1902). In diesem wurde z. B. die von Herrn Munzinger komponierte Bundeskantate von Paul Reber zu Gehör gebracht.

Das Hauptereignis für den Verein war aber die Feier seines fünfzigjährigen Bestehens, die nach langen, sorgfältigen Vorbereitungen in künstlerischer Weise am 3. Mai 1902 mit einem großen Festkonzert im Musiksaal begangen wurde. Das Programm, in

dem natürlich alle von der Liedertafel gepflegten Gattungen des Chorgesanges enthalten waren, brachte als Glanzpunkt der Aufführung die Kantate „Rinaldo“ von Brahms, in der als Solist Herr Emil Pinks mitwirkte; dann Kompositionen von Ehrenmitgliedern, unter denen wir C. Attenhofer, Fr. Hegar, Hans Huber und C. Reinecke anführen. Nach dem Konzert, dem eine Menge Delegierter hiesiger und auswärtiger Vereine beigewohnt hatten, folgte der gesellige Teil der Feier. — Daß die Gesangskunst bei allen „Anläßen“ der Liedertafel eine große Rolle spielt, dürfte genügend bekannt sein. Wir können hier aber nur die eigentlichen Konzerte, nicht auch die mehr nur innerhalb der Vereine sich abspielenden Aufführungen berücksichtigen. Diejenigen Leser, die ein genaues Bild der Tätigkeit der musikalischen Institute zu erhalten wünschen, müssen wir auf die jeweilen erscheinenden Jahresberichte verweisen.

Als dritter großer Chorverein ist der Basler Männerchor mit zwei Konzerten auf dem Plan erschienen. Er feierte am 8. Dezember 1901 in ähnlicher Weise, wie die Liedertafel ihren fünfzigsten Geburtstag begangen hatte, sein fünfundsiebzigjähriges Jubiläum, und zwar mit einem großen Konzert im Münster; auch in diesem Falle gab der Verein im Programm gewissermaßen eine Uebersicht über sein Wirken und legte Proben seiner Kunst im Gesang ab, im einfachen Volkslied wie im komplizierten Kunstlied. Unter der Direktion des Herrn C. Jul. Schmidt vereinigten sich im zweiten Teile des Konzertes der Chor mit den Solisten Frau Ida Huber und Herrn Prof. Messchaert zu der Aufführung von Bruchs „Scenen aus der Frithjofsage.“ Das Liederkonzert des Vereins ging am 20. April 1902 vor sich.

An dieser Stelle sei auch des Ende Juni 1902 aus Gesundheitsrücksichten erfolgten Rücktrittes des Herrn Dr. A. Volkland von der Direktion der Konzerte der Allgemeinen Musikgesellschaft und

der „Liedertafel" gedacht. Der hochverdiente Künstler hat während mehr als 25 Jahren auf die musikalische Kultur Basels einen starken, nachhaltigen Einfluß ausgeübt, und sein Wirken wird bei den hiesigen Musikfreunden stets in guter Erinnerung bleiben. Ein Nachfolger ist ihm in der Person des Herrn Hermann Suter aus Kaiserstuhl gegeben worden.

Außer den oben angeführten Konzerten fand noch eine ganze Reihe von solchen statt, die hiesige und auswärtige Künstler gaben, die wir aber nicht besprechen können, da dies zu weit führen würde und es sich nicht um eine bis ins kleinste Detail durchgeführte Geschichte der Musik in unserer Stadt handelt, sondern, wie gesagt, um einen allgemeinen Ueberblick über das Musikleben Basels im Jahre 1901 bis 1902. Sollte dabei der oder jener, der an unserer musikalischen Kultur persönlich einen starken Anteil zu haben glaubt, seinen Namen nicht aufgeführt finden, so möge er deswegen keinen Groll hegen. Mit diesem Wunsche schließt unsere kleine Chronik.

C. Malerei und Plastik.

Nach der Ausstellung von F. v. Uhde, die in unserem letzten Berichte als eine Art Ereignis in der Basler Kunsthalle erwähnt war, kamen Franzosen bei uns zu Gaste, d. h. eigentlich Schweizer, die in Paris leben und dort ganz assimiliert worden sind. Einer von ihnen steht sogar an einer Spitze französischer Kunst: Eugène Grasset, der Graphiker, Illustrator, Landschafter, Glasmaler, Kunstgewerbler ist, und auf allen diesen Gebieten kraft seiner großen Phantasie, seiner technischen Sicherheit und Fertigkeit, vor allem durch sein verblüffendes Farben- und Formgefühl Hervorragendes und Neues leistet. Sodann waren Oelgemälde, Pastelle und Lithographien von Louise Breslau ausgestellt, sämtlich Werke von hochzuwertenden zeichnerischen und koloristischen Qualitäten,

meist Porträts. — Geistreiche Interpretationen des Pariserischen Sportslebens sind die farbigen Radierungen von Richard Ranft; auch Landschaften von feinem Reize waren von ihm da. — Pierre Bibert stellte sich als kräftigen, originellen Zeichner holzschnittartig behandelter Figuren vor. — Felix Vallotton gab delikat aufgefaßte Oelbilder und satirische Zeichnungen, die letzteren fast nur noch Andeutungen der Form, aber doch von packend geistvollem Inhalt. — In Gustave Poetzsch lernten wir einen Landschafter und Porträtisten von guter Empfindung kennen.

Gleichzeitig mit den Pariser Schweizern hatte der Basler Bildhauer August Heer eine Kollektion seiner Skulpturen ausgestellt, darunter seine schon bekannte noble Grabfigur, einige gelungene Porträtbüsten und ein paar Denkmalentwürfe.

Im Dezember ging dann die Sylvesterausstellung der Basler Künstler auf. Sie war gut beschickt. Im Porträtfach wiesen Hans Sarnjobst, Augusta Roßmann, Rudolf Löw, Heinrich Altherr, Hermann Meyer, Otto Mähly, Fritz Burger und Alfred Peter hervorragende Leistungen auf. Im Genrebild hatten Ernst Breitenstein und Franz Krauß Gutes zu zeigen, und als Landschafter traten Theophil Preiswerk, Fritz Völlmy, W. Degoumois, Emil Schill, W. Balmer, Karl Theodor Meyer, Hans Lendorff, Alfred Chatelain, Max Buri, Jakob Wagner, August Bauer, Gottfried Herzig und Emanuel Bürgy, sowie F. Mock, Emil Dill, Hans Süffert und Burkhart Mangold, die vier letztgenannten vornehmlich als Aquarellisten, mit zum Teil ganz ausgezeichneten Sachen den Kunstfreunden vor Augen. Reizende landschaftliche Lithographien hatten Marie La Roche und Gertrud Dietschy ausgestellt. Auch Minna Siebenmann, Rosalie Burckhardt und Esther Herzog zeigten, die beiden ersten in Landschaften und Blumen, die letztere als Tierzeichnerin, schönes Talent. Mit einem

kräftigen Interieurbilde rückte auch Louise David in die Reihe der ernst zu nehmenden Basler Malerinnen ein. — Als Glasmaler traten H. Drenckhahn und Sohn mit guten Stücken (Kopien und Originalien) auf den Plan. — In der Plastik zogen ein paar famose Bronzen von Frau S. Burger-Hartmann, eine Statuette von Heer und ein paar kunstgewerbliche Arbeiten des Medailleurs Hans Frei mit Recht die Aufmerksamkeit auf sich.

Die nächste Ausstellung brachte zunächst eine Serie von Aquarellen des seinerzeit sehr geschätzten Basler Malers Rudolf Müller (†), ferner eine Anzahl reizend frischer Landschaftsstudien von Hans Lendorff, zwei interessante Landschaften von Ferdinand Hodler, eine Anzahl Stilleben und Porträts der talentvollen Bertha Hildebrand, drei Tierstücke des Altmeisters Rudolf Koller, als Hauptmasse aber eine große Zahl holländischer Bilder und als Attraktionsstücke zwei Riesengemälde von Eugène Burnand: „Die Einladung zum großen Abendmahl“ und „Das hohepriesterliche Gebet.“ Dazu waren einige größere Skulpturwerke von R. Kißling zu sehen.

Im April geschah dann die eigentliche Tat unter den Ausstellungen des Jahres, die Zusammenfassung der Werke Hans Sandreuters. Wer die Ausstellung betrat, war entzückt: erstens von der geschmackvollen Anordnung, die Charles Giron, ein Freund des Verstorbenen, der Sache als Ganzes hatte angedeihen lassen, namentlich dann aber auch von der Fülle des Großen und Schönen, die aus diesem zu früh gebrochenen Künstlerleben uns zugewachsen ist. Man lernte da zunächst den talentvollen Böcklinschüler, sodann den selbständigen, ebenso großzügigen wie tiefempfindenden Landschafter, endlich den genialen Dekorateur Sandreuter kennen, und wer es bisher nicht hatte glauben oder zugeben wollen, daß Sandreuter einer der hervorragendsten Schweizermaler gewesen ist, der

mußte sich in dieser Ausstellung eines anderen belehren lassen. Man sah, es war wahr geworden, was Böcklin vor sechzehn Jahren an Sandreuter geschrieben hat: „Gehen Sie ruhig vorwärts, wie Sie bis jetzt gegangen sind. Dieser schönste Erfolg kann Ihnen nicht ausbleiben, daß Sie diejenigen für Ihre Kunst gewinnen, deren Beifall den größten Wert hat."

Nicht in der Kunsthalle, sondern im Gewerbemuseum waren im Mai etwa 200 Zeichnungen des talentvollen deutschen Graphikers Joseph Sattler ausgestellt, sämtlich Illustrationen zu der vierbändigen „Geschichte der rheinischen Städtekultur" von Professor Heinrich Boos in Basel.

Im Juni kam dann noch der „Turnus" des schweizerischen Kunstvereins; die meisten unserer Basler Künstler waren daran beteilgt, mit hier noch nicht gesehenen Bildern Fritz Völlmy, Hans Lendorff und W. Degoumois. Im ganzen war aber diese Ausstellung keine der bedeutenderen und es war gut, daß gleichzeitig im unteren Saale interessante Kollektionen von Fritz Burger-schen Porträts, kleinen Landschaften von Professor Wildermuth (†), Radierungen von H. Struck und zwei Landschaften von Adolf Stäbli (†) aufgehängt waren.

In der neuen Saison gab es zuerst eine interessante Ausstellung von Bildern und Studien des kürzlich (1901) verstorbenen, reich begabten Münchner Künstlers Wilhelm Volz, dazu eine Serie Landschaften von Franz Hoch und Porträts von Joh. Kleinschmidt nebst einigen Bildnissen der beiden talentvollen, jungen Basler Maler Heinrich Altherr und Hermann Meyer, sowie drei aus den 70er Jahren stammende Werke von C. Brünner. Eines der Volzschen Bilder „Der Traum der heiligen Cäcilia," wurde von einem Privaten erworben und der Sammlung des Kunstvereins geschenkt. Diese kleine Galerie, jüngst neu geordnet, ist auch durch ein Hauptbild von Sandreuter („Der verspottete Pan")

und durch eine Gipsbüste Professor Fritz Burckhardts, eine Arbeit von Max Leu (†) (Schenkung des Dargestellten) vermehrt worden.

Zuletzt erschien eine Ausstellung von lauter Berliner Bildern, unter denen recht bemerkenswerte Sachen zu sehen waren; manches aber gehörte zu jener Mittelware, mit der die „Reichshauptstadt" die „Provinz" ungestraft glaubt heimsuchen zu dürfen.

Der Basler Kunstverein zählt gegenwärtig 1327 Mitglieder. Im Jahre 1901 sind in seinen Ausstellungen 140 Gemälde für Fr. 71,352. 95 verkauft worden.

Die Skulpturhalle, seit Professor Wölfflin's Wegzug unter Leitung von Herrn Professor Dragendorff, hat eine Reihe neuer Nachbildungen nach antiken und Renaissance-Werken erhalten.

Als ein Ereignis im Basler Kunstleben darf die großherzige Schenkung von Bildern an das hiesige Museum aus dem Trauerhause Oberst R. Merian-Iselin sel. hier genannt werden. Es sind daraus besonders Böcklins „Petrarca" und eine große Landschaft von Calame zu erwähnen.

Neben dem Kunstverein existiert in Basel eine Künstlergesellschaft, die in einem originell ausgestatteten Lokale der Kunsthalle jeden Samstag Abend zusammenkommt. Mit Separatausstellungen ist sie schon seit längerer Zeit nicht mehr hervorgetreten; hingegen veranstaltet sie jedes Jahr eine Sylvesterverlosung für ihre Passivmitglieder.

D. Architektur.

Ihrem Umfange nach hat sich die Bautätigkeit in unserer Stadt während des verflossenen Jahres nicht nur auf der gleichen Höhe gehalten, wie im vorigen Jahre, sondern sie ist eher noch gestiegen; doch wir machen die Beobachtung, daß sie sich mehr wie bisher auf den Wohnhausbau, und zwar hauptsächlich in den äußeren Quartieren, beschränkt hat. Hier hat die Bebauung der

neuen Straßenzüge enorme Fortschritte gemacht, während es scheint, als ob in der alten Stadt nach den gewaltigen Umwälzungen der letzten Jahre ein ruhigeres Tempo eintreten sollte. Können wir doch von den innerhalb der alten Stadtmauern erstandenen Bauten kaum ein Dutzend Beispiele aufzählen, die als architektonische Schöpfungen Anspruch auf unsere Beachtung machen könnten. In der Freienstraße sind in Verfolg der Korrektion nur zwei Neubauten entstanden. Das Geschäfts- und Wohnhaus Ulmo (Architekt: G. Stehelin u. Cie.), dessen mit Barockornamenten verzierte Fassade bei der Forderung der enormen Montren für die unteren und der geschlossenen Ausbildung für die oberen Stockwerke einen organischen Aufbau nicht bieten konnte, und der Neubau „Zum Hermelin“ (Drogerie R. Mühlethaler) mit einer in spätgotischem Stile durchgeführten Fassade (Architekt: Basler Baugesellschaft, vormals Rud. Linder). Durch eine eigenartige Verwendung und malerische Gruppierung vorwiegend mittelalterlicher Motive interessieren uns die Wirtshäuser Falknerstraße 31 „Zum Paradies“ (Architekt E. Pfrunder) und Ecke Schnabel- und Trillengäßlein „Zum Schnabel“ (Architekt G. Doppler). Am Barfüßerplatz wurde nach den Plänen der Architekten Ganser und Bernoulli an der Stelle des alten Hauses „Zum Kienberg beim Eselsturm“ ein Neubau errichtet, der sich bei aller Erfüllung der Anforderungen unserer modernen Zeit dem Gesamtbild mit dem dominierenden Wildeck und der Leonhardskirche decent einfügt. In der äußeren Steinenvorstadt erwähnen wir sodann noch den Neubau A. Stehle-Weitnauer mit einer in freien, spätgotischen Formen sich aufbauenden, von einem hübschen Giebel bekrönten Fassade von den Architekten G. und J. Kelterborn. Wir möchten hier auf ein anderes Werk dieser Architekten zurückgreifen, auf den Umbau der Magazine „Zum Wilden Mann,“ von dem allerdings die Fassade an der Freienstraße nur ganz unwesentlich berührt wurde. Dagegen wur-

den die alten Flügelgebäude im Hof dieser Liegenschaft und das Hinterhaus am Schlüsselberg abgebrochen und an deren Stelle Neubauten errichtet, welche, mit dem Vorderhause in Verbindung gebracht, ein modernes Verkaufsmagazin von imposanter Größe ergaben. Ein großer überdeckter Lichthof, gegen den sich die Stockwerke galerieartig öffnen, bietet Platz für eine doppelarmige Treppenanlage, die, in der Mittelaxe des Erdgeschoßsaales aufsteigend, den Hintergrund reizvoll abschließt. Reichliche Zufuhr von Luft und Licht bei möglichster Uebersichtlichkeit der ganzen Anlage waren die maßgebenden Gesichtspunkte bei der Ausführung dieser Baute. Der innere architektonische Aufbau weist einfache moderne Formen, in hellen Tönen gehalten, auf.

Zwei Liegenschaften, die, in anderen Besitz übergegangen, durchgreifender Aenderung in baulicher Beziehung unterworfen waren, sind der Lützelhof und das Wohnhaus des Herrn Ratsherrn C. Burckhardt-Burckhardt sel.

Im August wurde mit dem Umbau des Lützelhofes zu Feuerwehrzwecken begonnen. Der Lützelhof, ursprünglich Eigentum der Abtei Lützel im Oberelsaß, wurde, nachdem er infolge der französischen Revolution mehrmals den Besitzer gewechselt hatte, im Jahre 1834 von Herrn Rud. Merian-Frischmann käuflich erworben, dessen Erben die Liegenschaft in diesem Jahre an den Staat verkauften. Die Umbauarbeiten beschränkten sich bei den alten Gebäuden auf die Einrichtung von Magazinen und Wachtlokalen, sowie eines großen Schlafsaales, wodurch einige Aenderungen an der Fassade notwendig wurden. Das Stallgebäude, als Werkstatt hergerichtet, blieb im Aeußeren nahezu intakt. Ein sowohl vom Schützengraben als auch von der Spalenvorstadt sichtbarer Steigerturm, an das Stallgebäude angebaut, verkündet die neue Bestimmung der Anlage, die von unserem Hochbaubureau (Architekt C. Leisinger) eingerichtet wurde.

Die Liegenschaft des Herrn Ratsherrn C. Burckhardt-Burckhardt sel. an der St. Leonhardstraße wurde zum Zwecke der Unterbringung der Musikschule angekauft. Das Wohnhaus an der Straße soll in wenig verändertem Zustande als Verwaltungsgebäude stehen bleiben, während als eigentliches Schulgebäude ein Neubau im Garten erstellt wurde. Für dieses Gebäude, das in zwei Stockwerken und einem Mansardenstocke je um einen Mittelkorridor gruppierte Lehrräume enthält, wurden schlichte Formen des 18. Jahrhunderts gewählt, die es erlauben, dem einfachen Utilitätsbaue doch dasjenige importante Ansehen zu geben, welches eine Anstalt von der Ausdehnung der Musikschule beanspruchen darf. Ein kleiner Konzertsaal, welcher das Schulgebäude flankieren soll, ist auf der linken Hofseite zwischen Verwaltungs- und Schulgebäude in Aussicht genommen und wird im nächsten Jahre erstellt (Architekten Fr. Stehlin und E. LaRoche).

In der Aeschenvorstadt ist die Fassade des neuen Gasthauses „Zum Bären" beinahe vollendet worden. Dieser von der Basler Baugesellschaft, vormals Rud. Linder, errichtete Neubau soll in seinen unteren Geschossen, bis an das Brunngäßlein reichend, Restaurationszwecken dienen, während die drei oberen Stockwerke als Hotel eingerichtet sind. Bei der Konzeption der Fassade lag die Idee zu Grunde, dem Gebäude einen heimischen Charakter zu geben; daher in Stil und künstlerischem Beiwerk eine starke Anlehnung an schweizerische Motive. Skulpturen von August Heer, Malerei von Burkhard Mangold.

Die in diesem Jahre vorgenommenen Arbeiten zum Erweiterungsbau unseres Rathauses entziehen sich infolge der Lage des Bauplatzes im Innern der Liegenschaft und an der wenig begangenen Martinsgasse etwas dem Auge des Publikums und haben deshalb nicht in dem Maße, wie im vorigen Jahre die Vollendung der verjüngten alten Rathausfassade mit ihren beiden mächtigen Trabanten, das Interesse des Volkes wachgehalten.

Das Vordergebäude ist im Laufe des Jahres im Innern fertig gestellt und bezogen worden. Die Malereien der Fassaden nach dem Hof und in den anstoßenden Hallen aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wurden, soweit sie erhalten, restauriert, die fehlenden Teile auf Grund von früheren Aufnahmen und vorhandenen Farbenspuren ergänzt.

Bei der Behandlung des Innern des Gebäudes ging das Bestreben der Bauleitung dahin, in der Formengebung und dem malerischen Schmuck unter Einhaltung eines dem Charakter des Rathauses entsprechenden, einheitlichen Zuges die Bestimmung der einzelnen Räume zu kennzeichnen.

Das Hintergebäude, das den Großratsaal mit seinen Dependenzen und einer Reihe von Arbeitszimmern und Räumlichkeiten für Archivzwecke enthält, ist im Rohbau vollendet worden.

Die Fensterfront des Großratsaales ist gegen den nördlich gelegenen, geräumigen Hof gerichtet, mit dem Blick auf das Archivgebäude und den stattlichen Turm der Martinskirche. Als Hauptzugang dient die alte Freitreppe im Haupthofe.

Von der Martinsgasse führt die gewölbte Säulenhalle, welche an zwei Seiten den kleinen Garten vor dem Archiv einschließt, einerseits nach dem Großratsaal, andererseits mittelst einer Freitreppe nach dem Marktplatz. Durch diese öffentliche Passage erhält das Publikum Zutritt zu den malerischen Partien in den verschiedenen aufeinanderfolgenden Höfen.

Den Abschluß des Gartens nach der Martinsgasse wird das schöne Barockgitter aus dem Reinacherhofe bilden.

In hohem Maße wurde zu Anfang des Jahres unser Interesse auf diejenige Stelle unserer Stadt gelenkt, deren geologischer Gestaltung Basel seine Gründung verdankt; wir meinen die Umgebung der Einmündung des Birsigs in den Rhein. Nachdem die von der hohen Regierung ausgeschriebene Rheinbrückenkonkurrenz ein in jeder Beziehung

reiches Resultat geliefert hatte, und aus der Reihe der prämierten Projekte das an erster Stelle genannte zur Ausführung empfohlen und von der Volksvertretung angenommen war, stand der definitiven Lösung einer vielumstrittenen Frage nichts mehr im Wege. Die alte Rheinbrücke wird fallen, und an ihre Stelle ein Werk treten, dessen künstlerische Urheber, Friedrich von Thiersch und Emil Faesch, für das Gelingen Gewähr leisten. Da mit dem Neubau der Rheinbrücke auch das Kleinbasler Ufer an jener Stelle eine durchgreifende bauliche Neugestaltung erfahren wird, müssen wir von manchem alten Bekannten Abschied nehmen. Das Haus „Waldeck" mit seinen Nachbarn wird verschwinden, wie die alte Gewerbehalle.

Die Schifflände, welche sich nach dem Abbruch des alten Rheintores und der anliegenden alten Häuser Jahrzehnte lang im Zustande des Provisoriums befunden hatte, konnte im vorigen Jahre, nach Durchführung der Birsigkorrektion, der definitiven Gestaltung näher geführt werden. Das früher behufs Landens der Schiffe tiefer liegende Niveau ist auf die Höhe der umliegenden Straßen und der Brücke gehoben worden. In diesem Jahre hat man sodann mit der Erstellung der Kantonalbank den ersten Schritt zur Umgebung jenes hervorragend gelegenen Platzes mit einer Reihe von Monumentalbauten getan. Die Architekten Gebrüder Stamm sind bei der Ausarbeitung ihres Werkes den Anforderungen der Lage gerecht geworden. Es handelte sich darum, für die mit der ansehnlichen Fassade des Hotels „zu den drei Königen" anschließende Häuserreihe zwischen dem Rhein und dem Blumenrain einen wuchtigen Abschluß zu finden, der besonders auch für den Standpunkt auf dem Kleinbasler Ufer zu berechnen war. Diese Erwägungen haben die Architekten zu der geschlossenen Massenhaltung geführt, die das jetzt im Aeußeren beinahe vollendete Gebäude aufweist. Ein kleineres Giebelrisalit trennt an den beiden Längsseiten die Fassaden von den drei Königen, während die der Schifflände zugekehrte Schmalseite des Gebäudes

durch einen mächtigeren Giebelaufsatz zur Hauptfassade gestempelt wird. Der Stil des Gebäudes bewegt sich in den Formen der Hochrenaissance mit Verwendung von Barockmotiven. Der Bau wird durch ein mächtiges, rotes Ziegeldach wirkungsvoll bekrönt.

Wir dürfen unseren Bericht über die Monumentalbauten nicht abschließen, ohne zweier wichtiger Verkehrswerke zu gedenken, auch wenn sie in diesem Jahre noch nicht vollendet sind, nämlich des neuen Bahnhofes der Schweizerischen Bundesbahnen und des Birsigviaduktes.

Vom neuen Personenbahnhof wurden in diesem Jahre drei Perronhallen aufgerichtet. Die Firma Alb. Buess u. Cie. A.-G., welcher die Konstruktion dieser Hallen übertragen ist, hat in anerkennenswerter Weise hiebei einen Architekten zu Rate gezogen, um hinsichtlich der architektonischen Gestaltung der Stützen und Bögen eingehende Studien zu machen. Die Formen schmiegen sich der gegebenen Konstruktion an und benutzen wo irgend möglich die Glieder derselben zu architektonischer Wirkung. Der modernen Entstehung des Eisenbaues Rechnung tragend, sind alle Gliederungen in Schmiedeisen ausgeführt, und zwar in ganz freier Form, ohne irgendwelche historische Reminiscenz (Architekt E. Faesch).

Von der nach den Plänen des Kantonsingenieurs Bringolf ausgeführten Verbreiterung des Birsigviaduktes ist die südliche Hälfte fertig erstellt.

Es erübrigt noch, aus der großen Zahl der in den äußeren Quartieren ausgeführten Neubauten einige beachtenswerte zu nennen.

Im äußeren St. Albanquartier haben wir einige Einfamilien-Wohnhäuser größerer Art entstehen sehen;

Am Gellert, Ecke der Grellingerstraße, ein im gotischen Stile durchgeführtes Wohnhaus mit reich gegliedertem Dach. (Architekten LaRoche, Stähelin u. Cie.).

Das gegenüber gelegene, durch J. J. Stehlin im Tudor-Stile erbaute „Schlößli“ hat einen Anbau erhalten, der dem Hause einen

großen Salon nebst Veranda beifügt. Architekt Fr. Stehlin hat diesen Annex in pietätvoller Weise dem Gesamtbau eingeordnet; er ergänzt das Haus wirksam und trägt dazu bei, die in Basel weniger häufig vertretene Stilart vielleicht noch prägnanter zum Ausdruck zu bringen, als dies bis jetzt der Fall war.

Ecke Hirzbodenweg und Sonnenweg ein Backsteinbau mit Hausteindetails; als Abschluß einer Häuserreihe gedacht, soll das Haus mit Hilfe eines hochgeführten Giebelrisalits und eines breiten Turmaufbaues einen entschiedenen Endpunkt bilden. (Architekt Fr. Stehlin.)

St. Albananlage 52, Wohnhaus W.-R., Putzbau mit dezenter Verwendung von Hausteindetails in freier Anwendung von gotisierenden Motiven. (Architekt Basler Baugesellschaft, vormals Rud. Linder.)

Wartenbergstraße 45—49, Drei-Häuser-Gruppe in einfacher Anwendung französischer Motive der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. (Architekt Basler Baugesellschaft, vormals Rud. Linder.)

An der St. Jakobsstraße, auf der hochgelegenen Terrasse vis-à-vis dem St. Jakobsdenkmal, wurde das Wohnhaus D.-B. errichtet. Die Auffindung der richtigen Situation bot besondere Schwierigkeiten. Einesteils die Höhenlage über der Straße, andererseits sehr einschneidende Baulinien und endlich der Wunsch der Erhaltung einer prächtigen auf dem Terrain stehenden Baumallee verlangten besondere Berücksichtigung. Das Haus wurde demnach parallel mit der allerdings noch gründlich zu korrigierenden Münchensteinerstraße gestellt. Der Zugang befindet sich an der St. Jakobsstraße en niveau mit derselben, so daß sich auf dieser Seite des Hauses ein in den Hügel eingeschnittener Vorhof bildet. Es ermöglichte diese Art der Anlage, das Haus in Bezug auf die Exposition der Fenster der verschiedenen Wohnräumlichkeiten richtig zu plazieren, d. h. die Wohnräume nur um ganz weniges über das hochgelegene Gartenniveau zu heben und sie so in möglichst nahen

Kontakt mit dem Garten zu bringen. Das Haus ist in einfachen aber monumentalen Formen des Louis XVI.-Stiles erbaut, welcher sowohl zum St. Jakobsdenkmal, als auch zum Sommerkasino passend sein dürfte. (Architekt Fr. Stehlin.)

Das Gundoldinger Quartier, das besonders in seinem östlichen Teil eine große Anzahl Neubauten aufweist, entwickelt sich vorzugsweise als ein Quartier von Etagenwohnungen. Die meisten Häuser sind zwei- oder dreistöckig. Es ist aber als ein erfreulicher Fortschritt zu verzeichnen, daß bei vielen der neuen Fassaden ein Zug nach selbständiger und rationeller Gestaltung zu Tage tritt.

Im Gegensatz zum Gundoldinger- finden wir im äußern Steinenquartier vielfach eine offenere Bauweise vorgeschrieben. Es entstehen dort Gruppen von zwei und drei Häusern, wechselnd mit geschlossenen Häuserreihen, und so erhält dieses Quartier ein viel abwechslungsvolleres Aussehen. Auch sind einzelne Bauten von interessanter Durchbildung zu sehen (Oberwilerstraße 63 u. a. m.)

Im äußeren Spalenquartier erwähnen wir das von Architekt Rud. Sandreuter erbaute schweizerische israelitische Waisenhaus an der Gotthelfstraße, das zur Unterkunft von 30 Waisenkindern bestimmt ist. Das Aeußere ist in französischer Renaissance, in einfachen dem Zwecke entsprechenden Formen gehalten. Ecke Missionsstraße und Maiengasse ein in gotisierenden Formen erbautes Wohnhaus von wohnlichem Charakter. (Architekten Preiswerk u. Cie.)

Ferner Ecke Pilgerstraße und Nonnenweg ein in einfachen Formen der deutschen Renaissance entworfenes Wohnhaus (Architekten Basler Baugesellschaft, vorm. Rudolf Linder) und am Nonnenweg noch zwei Arbeiten von Rud. Sandreuter, Nr. 29, Anbau an das Wohnhaus M.-F. und Nr. 4 ein Wohnhaus.

Im äußern St. Johannsquartier haben wir noch der in diesem Jahre ausgeführten Bauten im Schlachthaus Erwähnung zu tun. Es sind dies das Kühlhaus, das am 1. Juni dieses Jahres dem

Betriebe übergeben wurde, ferner die Großvieh- und die Schweineschlachthalle.

Es bleiben uns noch im Kleinbasel, wo speziell im Horburgquartier eine gleich rege Bautätigkeit herrscht, wie in den Außenquartieren auf Großbasler Seite, einige Bauten der Architekten Romang und Bernoulli zu nennen, die sich durch eine geschickte Anwendung mittelalterlicher Motive bemerkbar machen, nämlich zwei Wohnhäuser am Lindenberg und drei Wohnhäuser am Schaffhauser Rheinweg.

Auf eine Anzahl in den verschiedenen Außenquartieren im Bau begriffener Werke werden wir uns erlauben, im nächsten Bericht zurückzukommen.





Basler Chronik

vom

1. November 1901 bis 31. Oktober 1902.

Von Dr. Fritz Baur.



November 1901.

1. Antrittsvorlesung des Herrn Professor v. Herff über das Verhältnis der Geschlechter.

2./3. Bei der periodischen teilweisen Erneuerung der Gerichte wird auf eine neue Amtsdauer zum Präsidenten des Appellationsgerichts gewählt Professor Dr. Andreas Heusler, zu Appellationsrichtern Professor Dr. K. Chr. Burckhardt-Schazmann, Dr. Hermann Christ, Professor Dr. F. Fleiner, Hermann La Roche-Burckhardt und Professor Dr. Karl Wieland; zu Präsidenten des Civilgerichts die DDr. Brodtbeck, Huber und Ostertag, zu Präsidenten des Strafgerichts die DDr. Hübscher, Schär und Völlmy, sämtliche mit Ausnahme von Professor K. Chr. Burckhardt bisherige Inhaber der Stelle.

3. Bei der Reformationskollekte, die in diesem Jahre für die junge protestantische Gemeinde im benachbarten Laufen (Bern) bestimmt ist, werden an unseren Kirchtüren mehr als 5000 Franken zusammengelegt.

4. Eine große Menge rumänische Juden mit Frauen und Kindern, im ganzen etwa 400 Personen, passieren auf der Durchreise nach Argentinien unsere Stadt.

4. 5. Ein kleiner Italienerkrawall entsteht, weil einem Bauunternehmer sein Parlier mit der zur Löhnung der Arbeiter bestimmten Summe verschwand und der Baumeister sich weigert, seine Leute auszuzahlen. Diese streikten, demonstrierten gegen ihren Arbeitgeber und suchten Arbeitswillige an der Arbeit zu hindern. Die Polizei schritt ein. Am 5. wurde die Angelegenheit durch Vermittlung der Regierung vorläufig geschlichtet.

6. Das Strafgericht verurteilt den 24-jährigen Friedrich Kirchhofer aus Auenstein (Aargau), der am 26. Juli d. J. seine Frau beim Jakobsberger Holz erschoß, wegen Mordes zu lebenslänglichem Zuchthaus.

7. Der Weitere Bürgerrat weist einen Vorschlag zur baulichen Erweiterung des Markgräfischen Palastes zu gunsten des erweiterungsbedürftigen Pfrundhauses an den Engern Bürgerrat zurück und erledigt den Prüfungsbericht für 1900 und eine Reihe von Bürgeraufnahmen.

8. Bei der Rektoratsfeier spricht der abtretende Rektor Professor Dr. Fr. Fleiner über die Entwicklung des katholischen Kirchenrechts im 19. Jahrhundert. Die Preisfragen haben keine Lösung gefunden. Das Rektoratsprogramm stammt von Professor Dr. Wille und untersucht das Gedächtnis nach der psycho-physiologischen Seite. Wie üblich schließt sich an den ernsten Akt das Rektoratsessen an, gleichzeitig der Schmaus der akademischen Zunft.

10. Im überfüllten Münster spricht der Hofprediger a. D. Adolf Stöcker über das Thema „der Herr fordert Leben,“ und am folgenden Tag behandelt er vor einem engeren Kreis eine für Männer und Jünglinge besonders brennende Frage.

12. Im Alter von 52 Jahren stirbt nach kurzer Krankheit Pfarrer August Steiger, gebürtig aus dem Kanton St. Gallen.

Er amtierte zuerst in Ebnat und in Herisau, später, von 1892 an, als Pfarrer zu St. Elisabeth in Basel, von 1895 an als Oberstheller am Münster. Er war ein Vorkämpfer der kirchlichen Reform und genoß in den Kreisen seiner Gesinnungsgenossen großes Ansehen.

13. Die Regierung stellt das Budget für 1902 fest mit 10,437,320 Fr. Einnahmen, 11,824,438 Fr. Ausgaben und 1,387,118 Fr. Defizit, wozu noch 830,000 Fr. für Straßenbauten zu Lasten des Kontos für Bahnhoferweiterung kommen. — Die Regierung ernennt zum Major Hauptmann Wilhelm Dietschy und überträgt ihm das Kommando des neuen, baselstädtischen Bataillons 97. — Der Recitator Emil Milan trägt in der Aula des Museums eine Anzahl prosaische und poetische Kunstwerke zum Entzücken seiner zahlreichen Zuhörer vor.

12./13. Auftreten des Prestidigitateurs und Illusionisten Belle im Stadtkasino.

14. Großer Rat. Nach Ratifikation von 49 Bürgeraufnahmen werden ein Landankauf zur Vergrößerung des Zoologischen Gartens und ein Landverkauf für ein israelitisches Waisenhaus an der Gotthelfstraße bewilligt, weiter ein Gesetzesentwurf angenommen, der verschiedene neue Stellen im Finanzdepartement schafft, und der Entwurf eines Großratsbeschlusses betr. Bau eines größeren Reservoirs und Anlage von Filtern für das Wasserwerk auf dem Bruderholz (Kosten 950,000 Fr.) an eine Kommission gewiesen; auf den Ratschlag betr. Durchführung der verlängerten Margarethenstraße tritt der Rat nicht ein, und die Vorlage betr. Abänderung des Gesetzes einer Organisation des Baudepartements weist er mit Motivierung zurück.

16. Nach einer Trockenheit von mehreren Wochen und einem zum Teil sehr schönen und warmen Nachsommer bringt der heutige Morgen den ersten Schnee.

17. Die neu erbaute Pauluskirche, das zweite Gotteshaus der St. Leonhardgemeinde, wird unter sehr starker Beteiligung der ganzen Gemeinde feierlich eingeweiht. Am folgenden Tag (18.) vereinigt ein Bankett im Musiksaal die Gemeindeangehörigen beider kirchlichen Richtungen zu schöner Geselligkeit.

18. Die Liedertafel wählt zu ihrem Präsidenten Dr. M. Böniger.

19. Die Regenz wählt zum Rektor der Universität für 1902 Professor Dr. A. Baumgartner.

20. ffg. Das zweite baselstädtische Bataillon wird an Stelle vom Schützenbataillon 4 in das XVI. Infanterie-Regiment und also in den Verband der IV. Division eingeteilt, erhält die Bataillonsnummer 97 und wird organisiert.

23./24. Die Wahlen von sechs Civil- und sieben Strafrichtern, die im periodischen Austritt waren, fallen bestätigend aus. Ein Versuch der sozialdemokratischen Partei, einige Sessel für sich zu erobern, wird zurückgewiesen. In der Volksabstimmung wird der die Holzpflästerungs-Initiative ablehnende Großratsbeschluß verworfen mit 2532 gegen 1739 Stimmen.

25. Bei der Jahresversammlung der Positiven Gemeindevereine in der Burgvogteihalle spricht Antistes v. Salis über die Psalmen.

26. Die freiwillige Schulsynode wählt zu ihrem Präsidenten für das Jahr 1902 Reallehrer J. Fr. Schär. Hierauf wird ein Thema aus dem Gebiete des Rechnungsunterrichts behandelt. Die Diskussion darüber zieht sich so lange hin, daß ein zweites noch in Aussicht genommenes Thema muß verschoben werden.

28. Großer Rat. Nach der Entgegennahme der Wahl- und Abstimmungsergebnisse vom 23./24. wird die Erstellung der Volta- und der Großpeterstraße beschlossen und der Bericht der Rechnungskommission für 1901 besprochen. Das von einer Groß-

ratskommission durchberatene Bürgerrechtsgesetz wird in erster Lesung durchberaten.

30. Bei der Eröffnung des Testaments des in dieser Woche gestorbenen J. Beck-Gamper ergibt sich, daß dem Zoologischen Garten ein Legat von 750,000 Fr. zufällt.

Dezember 1901.

1. Der Redakteur des sozialdemokratischen „Vorwärts," Arnold, hatte auf Grund eines strafgerichtlichen, vom Appellationsgericht bestätigten, aber von seinen Parteigenossen als ungerecht kritisierten Urteils eine Strafe von drei Tagen Haft abzusitzen. Seine heutige Entlassung wurde von Partei wegen zu einer großen Demonstration benützt, bei der allerhand Reden gehalten wurden und die Genossen sich in langem Zuge durch die Stadt bewegten. — Es wird in allen evangelischen Kirchen der Stadt ein besonderes Opfer für die Mission erhoben; es ergibt nicht weniger als 6000 Fr., wovon eine Summe von ca. 200 Fr. dem allgemeinen evangelischen Missionsverein, der Rest der Basler Mission zufällt.

7. Als Rektor der Mädchensekundarschule wird von der Regierung bestätigt der vom Erziehungsrat gewählte Dr. Edwin Zollinger. — Das Testament des in dieser Woche verstorbenen C. E. Ryhiner wird eröffnet. Es setzt eine allerdings noch nicht unmittelbar frei werdende Summe von 300,000 Fr. für die Universität aus und zwar sollen die Zinsen des Kapitals benützt werden zur Besoldung eines Theologen, eines Biologen und eines Philosophen, deren Aufgabe die Pflege voraussetzungsloser Wissenschaft sein soll. Ein Kuratorium hat über der Ausführung der Stiftung zu wachen.

8. Der Basler Männerchor begeht das Jubiläum seines 75-jährigen Bestandes mit einem großen Konzert im Münster und einem Bankett im Musiksaal.

9. Die Universität zählt im laufenden Wintersemester 529 Studierende, darunter 8 Damen, und 88 nicht immatrikulierte Hörer, darunter 13 Damen. Unter den Studierenden sind vertreten Baselstadt mit 173 (11 Theologen, 20 Juristen, 54 Mediziner, 88 Philosophen), die ganze Schweiz mit 390, das Ausland mit 139 Personen. Nach den Fakultäten verteilen sich die Studierenden auf Theologie 42, Jurisprudenz 44, Medizin 147 und Philosophie 296. Gegen das letzte Semester trat eine Abnahme der Frequenz um zwei Studierende ein.

12. Großer Rat. Nach einer Interpellation über den von Deutschland projektierten Bau eines deutschen Forts auf der Tüllinger Höhe und Validierung der Richterwahlen vom 23./24. November wird der Kredit für Verbreiterung des Birsigviaduktes und die Expropriation für einzelne zur Birsuferstraße und Birskorrektion erforderliche Landstücke bewilligt und der Bericht der Prüfungskommission für 1900 entgegengenommen.

14./15. Beim ersten Wahlgang der Wahlen zu den gewerblichen Schiedsgerichten kommen von 120 Wahlen 90 zustande. Die 30 nicht besetzten Stellen betreffen sämtlich solche von Arbeitgebern.

15. Die Pestalozzigesellschaft hält ihre Jahresversammlung mit Abendunterhaltung in der Burgvogteihalle ab.

17. Der neue Extraordinarius für Kunstgeschichte, Professor H. A. Schmid, hält seine Habilitationsvorlesung über Probleme und Technik der Kunstgeschichte. — Eine Protestkundgebung der Frauen und Jungfrauen Basels gegen die Behandlung, die in den Konzentrationslagern Südafrikas den Boerenfrauen und -Kindern zu teil wird, vereinigt binnen kurzer Zeit über 20,000 Unterschriften. Dazu kommen 7000 aus Baselland. Die Bewegung verbreitet sich von Basel aus auf die übrige Schweiz.

18. Die Eröffnung des Testaments der am 14. verstorbenen Frau Adèle Merian-Iselin ergibt für einen homöopathischen

Spital in Basel unter Aufsicht der Gemeinnützigen Gesellschaft 700,000 Fr., für diese Gesellschaft 100,000 Fr., für verschiedene andere wohltätige, gemeinnützige und religiöse Institute total 225,000 Fr. Den öffentlichen Kunstsammlungen fallen zum Teil sehr wertvolle Gemälde aus dem Nachlaß zu.

19. Der Weitere Bürgerrat beauftragt den Engeren Bürgerrat mit einer Eingabe an den Großen Rat, in der dieser Behörde für die zweite Beratung des Bürgerrechtsgesetzes soll ans Herz gelegt werden, das Basler Bürgerrecht nicht, wie in erster Lesung geschehen, denen, die ein Recht darauf haben, es anzusprechen, von Gesetzes wegen anzutragen. Außerdem werden eine Reihe Bürgerrechtsbegehren erledigt.

20. Es wird bekannt gemacht, daß das Komitee zur Sammlung von Geldern für den Bau eines neuen Raubtierhauses im Zoologischen Garten angesichts des Legates Beck-Gamper auf weitere Sammlung verzichtet, nachdem bis dahin ca. 11,000 Fr. erzielt worden sind.

21./22. Der zweite Wahlgang für die Wahlen der Gewerblichen Schiedsgerichte bildet den Schluß der Wahlgeschäfte dieses Jahres.

23. ffg. Im Stadtkasino hängen die blau-weißen Fahnen heraus und es verkündet eine große Inschrift den V. Zionistenkongreß, nachdem schon in den letzten Tagen die zionistische Jugend Israels, meist Akademiker und Akademikerinnen, in ansehnlicher Zahl in Basel (Gasthaus zum Storchen) getagt und ihre Gedanken ausgetauscht haben. Die offiziellen Sitzungen fanden unter starkem Andrang am 26., 27. und 29. Dezember statt. Nur mit Hilfe von Nachtsitzungen konnte der Kongreß die Traktanden bewältigen und erst am Silvester früh vier Uhr ging die letzte allgemeine Versammlung auseinander. Die Leiter sind wie bei den früheren Basler Kongressen Dr. Theodor Herzl aus Wien und Dr. Max Nordau aus Paris.

30. Die Venia legendi für Ophthalmologie erhält Dr. O. Hallauer, als Lektor für englische Sprache an der Universität wird admittiert Dr. phil. Reinle.

Januar 1902.

1. Im abgelaufenen Jahr wurden im Kanton Baselstadt vollzogen 1105 (1900: 1170) Trauungen (eingerechnet 139 auswärts getraute Paare, wo der Bräutigam im Kanton wohnhaft war); es ereigneten sich 3644 (3576) Geburten und 1884 (2074) Todesfälle. Bei Geburten und Todesfällen sind 121 Totgeburten mitgerechnet. Unter den 3523 (3459) Lebendgeborenen waren 1756 Knaben und 1767 Mädchen. Unter den 1763 Gestorbenen (ohne die Totgeburten) waren 862 männliche und 901 weibliche Personen.

2. Der neue Güterbahnhof St. Johann wird dem Verkehr übergeben.

6. Bei der Konkurrenz für Pläne einer mittleren Rheinbrücke, deren Ergebnis heute eröffnet wird, erhalten einen ersten Preis die Herren Alb. Bueß & Cie. und Professor Fr. v. Thiersch in München und Konsorten; einen zweiten die Herren Professor Zschokke in Aarau und Basler Baugesellschaft und Konsorten; je einen dritten Preis die Maschinenfabrik Eßlingen und Konsorten, die Herren Phil. Holzmann & Cie. in Frankfurt und Architekt Eml. LaRoche in Basel und Konsorten, und die Herren Professor Zschokke in Aarau und Basler Baugesellschaft und Konsorten für ein weiteres Projekt. Die Projekte wurden vom 11. bis zum 26. Januar im Gewerbemuseum ausgestellt.

7./8. Postdirektor Maurer feiert in engstem Kreis das Jubiläum seines vor sechzig Jahren erfolgten Eintritts in den Postdienst.

8. Im Genossenschaftsrat des A. C. V. werden einige Wahlen getroffen und Beschlüsse gefaßt über ein Konsumverein-

Organ, das demnächst erscheinen wird; für die Arbeitslosen werden 1500 Fr. ausgeworfen; weitgehende und kostspielige Bauprojekte des Verwaltungsrates (Bebauung des Rümelinbachareals) werden abgelehnt und bloß 45,000 Fr. für Erweiterung der Bäckerei bewilligt; endlich wird dem Verwaltungsrat die Frage zum Studium überwiesen, ob und auf welche Weise ein regelmäßiger amtlicher Kontakt zwischen Genossenschaftsrat und Personal des A. C. V. zu schaffen sei.

9. Im Großen Rat wird eine Interpellation betr. die dem Verkehrsverein übergebene Sorge für die Reklame-Affichen angehört. Der Rat bestätigt weiter 52 Bürgeraufnahmen, erklärt die Schiedsrichterwahlen gültig, beauftragt die Regierung mit der Ausarbeitung einer Vorlage betr. Beseitigung der Beiträge der Anwänder an die Kosten der Holzpflästerung, erledigt das Gesetz betr. Neueinteilung der Quartiere in zweiter Lesung und nimmt es an, genehmigt einen Antrag der Regierung betr. Abtausch von Land auf der Klybeckinsel, ratifiziert den von der Regierung abgeschlossenen Vertrag betr. die Straßenbahn von Basel nach Arlesheim und überweist der Regierung den Anzug betr. Uebernahme der Geschäfte der Gemeinde Riehen durch den Staat.

15. Beinahe achtzigjährig stirbt der ehemalige Baumeister J. Müller-Stähelin, der, abgesehen von seiner Berufstätigkeit, auch in zahlreichen kantonalen und bürgerlichen Aemtern dem allgemeinen Wohle diente und vielfach in religiösen Vereinen tätig war.

18. Es erscheint die erste Nummer des Genossenschaftlichen Volksblattes, Organs des Allgemeinen Konsumvereins und des Basler Fremdenblattes, das dem Fremdenverkehr dienen will.

18./19. Zum Pfarrer am Münster (Obersthelfer) an Stelle des verstorbenen Aug. Steiger wird ohne Opposition der positiven Partei gewählt der Reformer Leonhard Ragaz, zur Zeit in Chur.

23. Der Große Rat nimmt Kenntnis von dem Rücktrittsgesuch von Regierungsrat Philippi, beschließt, die Stelle des Staatsanwalts nicht auszuschreiben, wählt je zehn Ersatzrichter für das Civil- und für das Strafgericht, genehmigt den Ankauf der Liegenschaften Rebgasse 52 und Riehenthorstraße 17, lehnt die Durchführung der Maiengasse nach der Hebelstraße ab und berät das Budget für 1902 durch, so daß es jetzt definitiv aufweist an Einnahmen 10,435,820 Fr., an Ausgaben 11,786,098 Fr., also ein Defizit von 1,350,278 Fr., wozu noch ungedeckte 830,000 Fr. für Eisenbahnumbauten kommen. Eine Eingabe des Personals der Straßenbahnen um Vermehrung ihres Urlaubs wird in empfehlendem Sinn an die Regierung gewiesen. — Im Alter von 58 Jahren stirbt an einem Hirnschlag Heinr. Pfisterer-Stockmeyer, Pelzhändler, der sich mancherlei religiösen und gemeinnützigen Bestrebungen mit Hingebung gewidmet hat.

25. Generalversammlung des baselstädtischen Turnverbandes.

31. Die Witterung des Januars hielt nicht, was man von dem Monat zu erwarten pflegt. Das Thermometer bewegt sich meist um den Nullpunkt. Doch brachte hauptsächlich die erste Hälfte des Monats eine Reihe schöner sonniger Tage und da es nie nennenswert geschneit hatte, so war es meist ein Tauwetter ohne Feuchtigkeit und frei von Kot. Am 25. war ein Gewitter mit Donner, Blitz und Hagelsturm.

Februar 1902.

1. Zum Professor für Botanik wird berufen Dr. Alfred Fischer, derzeit in Leipzig. — V.D.M. Georg Finsler, Religionslehrer am hiesigen Gymnasium, wird von der philosophischen Fakultät der Universität zum Dr. phil. hon. c. ernannt wegen seiner reformationsgeschichtlichen Forschungen und seiner Arbeiten

über Zwingli. — In seinem 79. Lebensjahr stirbt alt Stadtrat W. Müller, früher in mancherlei bürgerlichen Aemtern mit vielem Verdienst tätig.

2. Die deutsche Kolonie begeht ihre Kaiserfeier.

2./3. Bei der Jahresfeier der Evangelischen Gesellschaft für Stadtmission tritt als Hauptredner auf der Vorsteher der Stadtmission in Halle a./S. Simsa.

5. Professor J. Piccard wird von seinem Lehramt von der Regierung auf Ende des Sommersemesters 1902 entlassen. — Professor Jakob Wackernagel nimmt einen Ruf nach Göttingen als ordentlicher Professor der vergleichenden Sprachwissenschaften an.

12. Zum kantonalen Gewerbeinspektor wird von der Regierung ernannt Dr. Hermann Blocher. — Mit ihrem üblichen Aschermittwochmahl verbindet die Safranzunft die Einweihung ihres künstlerisch ausgeschmückten großen Festsaales im neuen Zunftgebäude.

13. Großer Rat. Nach Ratifikation zweier Kleinhüninger Bürgeraufnahmen werden angenommen die Anträge der Regierung betr. Zurücksetzung des Hauses Nr. 11 Freiestraße, ein Vertrag betr. Abtausch eines Stückes Land am vormals Walter-Dürst'schen Gute, die Ankäufe des Lützelhofes in der Spalenvorstadt und des Hauses zum Pilger in der Eisengasse, alles mit Dringlichkeit. Die Forderung eines weiteren Kredites für Umbau des Rathauses, die eine Ueberschreitung des ursprünglichen bewilligten Kredites um etwa eine halbe Million bedeutet, wird an eine Kommission gewiesen; die Motionen Wullschleger betr. ein kantonales Arbeiterschutzgesetz und Zoller betr. Wahl der Mitglieder des Ständerats und des Nationalrats an dem nämlichen Tage werden überwiesen; die Regierung wird infolge einer Petition aufgefordert, neuerdings die in einer der letzten Sitzungen abgelehnte Verbindungsstraße zwischen Heuwagplatz und St. Margarethenübergang zu prüfen. Hierauf wird das Gesetz

betr. Erhöhung der Besteuerung anonymer Erwerbgesellschaften in erster Lesung erledigt und das Gesetz betr. Anlegung und Korrektion von Straßen in zweiter Lesung durchberaten und mit großer Mehrheit gegen zwei Stimmen angenommen.

15. Die Regierung erteilt die nachgesuchte Entlassung dem Rektor des Gymnasiums Professor Fritz Burckhardt auf den Herbst und dem nach Göttingen berufenen Professor Jakob Wackernagel auf Ende des Wintersemesters.

16. Ein in den späteren Abendstunden im äußeren St. Johannquartier ausgebrochenes Schadenfeuer kann auf seinen Herd beschränkt werden.

17ffg. Die Fastnacht geht in den hergebrachten Formen vor sich, nur daß sie am Montag durch einen in den vorhergehenden Tagen gefallenen Schnee, noch mehr aber am Mittwoch durch Tauwetter behindert wird.

20. Im Weitern Bürgerrat werden eine Reihe von Bürgerrechtbegehren erledigt.

23. In der Burgvogteihalle hält unter ungeheurem Andrang Prinz Max von Sachsen, zur Zeit Professor der Theologie an der Universität Freiburg in der Schweiz, einen Vortrag über die Pflichten des katholischen Mannes. — Am Abend stirbt nach kurzem Krankenlager sechsundfünfzigjährig Emanuel Wackernagel-Oser, seit sechzehn Jahren Verleger der „Basler Nachrichten."

25. Privatdozent Dr. Gustav Senn hält seine Habilitationsvorlesung über die Chromatophoren der Pflanzen und ihre Geschichte. — Am Nachmittag werden drei etwa siebenjährige Knaben aus dem Gundeldingerquartier, die auf dem Bruderholz ihren Spielen oblagen, von halb verwilderten Hunden überfallen. Der eine wurde getötet, ein anderer schwer verletzt; der dritte kam mit kleineren Wunden davon.

26. Die Regierung erteilt dem langjährigen Helfer zu St. Peter Pfarrer August Linder die erbetene Entlassung auf den 1. Oktober 1902.

28. Die Witterung behielt den im wesentlichen milden Charakter bei, der schon den Januar gekennzeichnet hatte. Starke Niederschläge blieben aus, abgesehen von einem gegen die Mitte des Monats gefallenen sehr starken Schnee, der aber bei einem rasch folgenden Umschlage der Witterung in der Frühlingswärme des 18 ffg. in unseren Lagen rasch dahin schmolz, auf den Basel umgebenden Höhen sich aber lange noch hielt.

März 1902.

1. Zum ordentlichen Professor der Philosophie an der Universität wird ernannt Professor Dr. Karl Joël, bisher außerordentlicher Professor.

2. Auf den Zünften finden heute und an den folgenden Sonntagen, 9. und 16. März, die Erneuerungswahlen je des halben Vorstandes auf sechs Jahre statt und etwaige Ergänzungswahlen. — Nachdem er schon am vorangegangenen Tag im engeren Kreise gesprochen hat, hält der Heilsarmee-General Booth unter großem Andrang in der Burgvogteihalle nicht weniger als drei Versammlungen ab.

5. Vom Regierungsrat wird der langjährige Sekretär des Polizeidepartements Ludwig Lutz auf seinen Wunsch mit bestem Dank für seine Dienste aus dem Staatsdienst entlassen. — Der Bundesrat teilt mit, daß angesichts der ablehnenden Haltung Deutschlands die Verlängerung des Hüninger-Kanals auf Schweizergebiet dermalen als unausführbar erscheint.

10. Es wird durch eine Mitteilung in den Zeitungen bekannt gemacht, daß der bisherige Centralbahnhof von jetzt an amtlich den Namen führt S. B. B.-Bahnhof Basel.

11. Die bisher als Privatsache betriebene Anstalt für schwachsinnige Taubstumme in Bettingen geht an eine gemeinnützige Kommission über.

12. Auf einer Rundreise durch Süddeutschland berührt der deutsche Kronprinz auch Basel. Die Nacht vom 11. zum 12. hat er im Gasthofe drei Königen zugebracht. Am 12. besuchte er mit seinem kleinen Gefolge die öffentlichen Sammlungen und reiste dann nach Luzern weiter.

13. Großer Rat. Es wird interpelliert über die Stellung der baselstädtischen Polizei zu dem Unglück mit den Hunden auf dem Bruderholz (25. Februar) und über den Einzug von Dohlenbeiträgen. Hierauf werden eine Reihe Bürgeraufnahmen ratifiziert, der zweite Staatsanwalt und der zweite Untersuchungsrichter ohne Ausschreibung in ihrem Amte bestätigt, die Abbitte von Regierungsrat Philippi an eine Kommission gewiesen, eine Anzahl Liegenschaftkäufe zur Korrektion der Aeschenvorstadt ratifiziert, der Regierungsantrag betr. Speiseleitungen nach dem Gundeldingerquartier angenommen; dann wird in zweiter Lesung das Gesetz betr. Besteuerung anonymer Erwerbgesellschaften erledigt, die Pflästerung der St. Jakobstraße mit einigen Aenderungen am Regierungsantrag angenommen und die staatliche Subvention an das Theater von 25,000 auf 55,000 Fr. erhöht.

18. Nationalrat Wullschleger wird von seinen Parteifreunden entgegen einem früher kundgegebenen Entschluß veranlaßt, eine Kandidatur zu den bevorstehenden Regierungswahlen anzunehmen.

21. Eine Versammlung der Warensektion des Handels- und Industrievereins zu Safran faßt Beschlüsse, die eine Herabsetzung der Ansätze für Nahrungs- und Genußmitteln in dem den eidgenössischen Räten zur Zeit vorliegenden Entwurf zu einem neuen Zolltarif anstreben.

22. Dem Dr. med. und phil. Gustav Preiswerk wird die venia legendi als Lektor für Zahnheilkunde an der medicinischen Fakultät erteilt. — Zum Direktor der Kantonalbank an Stelle des nach Zürich übersiedelnden Direktor Kundert wird ernannt der bisherige Prokurist August Burckhardt-Hartmann aus Basel.

26. In den Verwaltungsrat der Handelsbank wird gewählt Regierungsrat Dr. Paul Speiser, der seinen Rücktritt aus der Regierung auf die bevorstehenden Neuwahlen erklärt hat.

31. Was die Witterung anbetrifft, so ließ sich der Monat März sehr günstig an mit warmen, sonnigen Tagen und die Vegetation zurückhaltender nächtlicher Kälte. Die zweite Hälfte dagegen war regnerisch und ungemütlich, etwa vom 16. weg, den ein starkes Gewitter auszeichnete. Auch die Ostertage (Ostern 30. März) brachten kein angenehmes Wetter.

April 1902.

3. Der Bürgerrat heißt einen ihm vom Engern Bürgerrat vorgelegten generellen Erweiterungsplan des Bürgerspitals grundsätzlich gut und beschließt zu dessen Ausführung den ersten Schritt zu thun mit einer Verlängerung des Pfrundhauses in der Hebelstraße. Dazu wird ein Kredit von 330,000 Fr. bewilligt. Die Kommission der Gemeinnützigen Gesellschaft zu einem Altersasyl für Niedergelassene steuert weitere 220,000 Fr. bei. Hierauf werden eine Reihe von Bürgerrechtsbegehren erledigt. — Zum Präsidenten des Museumsvereins wird gewählt an Stelle des nach Göttingen übersiedelnden Professors Jakob Wackernagel Prof. Karl VonderMühll.

6. An der Delegiertenversammlung des Schweizerischen Schützenvereins im Stadtkasino unter dem Vorsitze von Oberst Adrien Thélin nahmen etwa 400 Delegierte teil, als Vertreter der Regierung von Baselstadt Regierungsrat Dr. Isaak Iselin. Es

wurde eine längere Reihe von Traktanden erledigt und dann im Musiksaal bei gemeinsamer Tafel fröhlich bankettiert.

7. Der Bundesrat entläßt den Direktor des Postkreises Basel, J. Maurer, auf sein Gesuch aus dem Postdienst, in dem er seit 1842 stand.

8. Nach langem, schwerem Leiden stirbt im Alter von wenig über 50 Jahren Carl Stähelin-Burckhardt, der in den verschiedensten Zweigen der Wohltätigkeit und Gemeinnützigkeit, namentlich auch in religiösen Unternehmungen, eifrig tätig war.

9. Zum ordentlichen Professor für klassische Philologie und Sprachwissenschaften an Stelle des nach Göttingen übersiedelnden Professor Jakob Wackernagel wird ernannt Dr. Ferdinand Sommer, derzeit Privatdozent in Leipzig.

10. Großer Rat. Nach einer Interpellation Dr. Stehlins betr. Kassierung des Brunngäßchens und der Bestätigung einer Anzahl Bürgeraufnahmen wird der Bankrat auf eine weitere Amtsdauer bestätigt. Hierauf wird der Rückständebericht des Regierungsrates durchberaten, von dem mehrere Punkte zu Diskussionen Anlaß bieten. In der Nachmittagsitzung wird der Vertrag mit den Ehegatten Rittmann betreffend Abtausch von Land an der Hüningerstraße ratifiziert, die Abbitte Regierungsrat Philippis und die Dr. S. Scheuermanns vom Sekretariat des Großen Rates bewilligt und dem erstern eine Pension, dem letztern eine Abschiedsgratifikation zugesprochen. Der israelitischen Gemeinde wird die Anlegung eines besondern Kirchhofs bewilligt, der Bau eines Kesselhauses und die Aufstellung eines weitern Dampfkessels in der Gasfabrik, der Ankauf der Liegenschaft Brunngäßlein 4 beschlossen, die zweite Vorlage betr. Verlängerung der Margarethenstraße angenommen, die Petition der Liegenschaftsbesitzer am Spalenring um Ermäßigung ihrer Beiträge an die Kosten der Herstellung der neuen Ringstraße auf Antrag der Petitionskommission mit Motivierung abgewiesen

und gegenüber dem Anzug Müller-Ott betr. das Affichen- und Reklamewesen Tagesordnung beschlossen. Der Präsident schließt Sitzung und Legislaturperiode mit einer Ansprache, worin er aus Anlaß der eben aus Bern eingetroffenen Nachricht vom Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Italien den Bundesrat des Zutrauens des Volkes von Baselstadt und seiner Hingabe ans Vaterland versichert.

Professor Friedrich Müller nimmt einen Ruf als Nachfolger Ziemßens nach München an.

11. Zum Schreiber der Gemeinnützigen Gesellschaft wird gewählt Dr. Theodor Stähelin; ferner bewilligt die Gesellschaft den für einen Neubau zur Musikschule auf dem für die Anstalt erworbenen Areal in der Leonhardstraße erforderlichen Kredit von 360,000 Fr.

11. 12. 13. Es unterziehen sich den kaufmännischen Lehrlingsprüfungen 22 junge Leute, von denen sämtliche die Prüfung bestanden. Den Schlußakt mit Diplomverteilung und mannigfachen unterhaltenden Produktionen beging man in dem großen Saale des neuen Safranzunftgebäudes.

12. Bei der Austragung des Championnats der Schweizerischen Fechtunion siegte die Société d'escrime de Genève. Die hiesige Société d'escrime à l'épée, die die Organisation übernommen hatte, schloß dann einen Assaut an, der durch Teilnahme auswärtiger Meister besonderes Interesse gewann. — Unabhängig hievon veranstaltete der Basler Fechtklub am Sonntag 13. April zur Feier seines 25-jährigen Bestehens einen Assaut im Musiksaal und am Abend ein belebtes Bankett. — Nach einem Krankenlager von vielen Monaten stirbt 62 Jahre alt Architekt Rudolf Fechter, der durch das rege Interesse, das er den antiquarischen Fragen entgegenbrachte, und durch sein feines Verständnis für ältere Kunst in die Kommission für das Basler Historische Museum und in

den Vorstand der schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Denkmäler geführt wurde.

16. Die Regierung beschließt im Grundsatz, eine Rettungsanstalt für verwahrloste Mädchen zu gründen mit Sitz im Banne Riehen.

19. Die Basler Kreditanstalt und Basler Sparkasse meldet ihren Konkurs an. — Dem Zoologischen Garten sind von den naturwissenschaftlichen Anstalten in Parà, die unter Leitung von schweizerischen Gelehrten stehen, eine Anzahl Vertreter der südamerikanischen Fauna zugesandt worden, unter anderm ein Ameisenbär und ein Faultier.

22. Promotionsfeier des Obern Gymnasiums in der Aula des Museums. — Eine totale Mondfinsternis, die schon vor Mondaufgang begann und für uns während des größten Teils ihrer Dauer vortrefflich zu beobachten gewesen wäre, bleibt wegen ungünstiger Witterung unsichtbar.

24. Die Basler Sparkasse unter Leitung der Basler Kreditgesellschaft hat sich gleichfalls insolvent erklärt (vergl. zum 19. April).

26. 27. Beim ersten Wahlgang für die Regierungs- und Großratswahlen rückten die Freisinnigen und die Konservativen mit der Zahl nach vollständigen, der Parteifarbe nach gemischten Listen auf; die Sozialisten schlugen unvollständige Listen mit ausschließlich sozialistischen Kandidaten vor, für die Regierung einzig ihren Vertrauensmann, Nationalrat Wullschleger; die Katholiken empfahlen für die Wahl der Regierung und für die Großratswahlen in einigen Quartieren Enthaltung, für andere Quartiere gaben sie selbständige, in den meisten Punkten mit den Konservativen übereinstimmende Listen heraus. Außerdem gab es Listen der Handwerker und des Wirtevereins, ferner im Aeschenquartier eine solche, die die Sonderinteressen des Gundeldinger Quartiers im Auge hatte, und im Horburgquartier eine Liste dissidenter Sozialisten.

In der Regierung waren die zwei durch den Rücktritt der Regierungsräte Philippi und Speiser erledigten Sessel neu zu besetzen. Die Freisinnigen schlugen vor Professor Dr. Albert Burckhardt-Finsler und Dr. Emil Göttisheim, die Konservativen Civilgerichtschreiber Dr. Hans Burckhardt-Fetscherin und Dr. Alfred Wieland, die Sozialisten wie erwähnt einzig Nationalrat Wullschleger. Bei der Regierungswahl gaben von 17,205 Stimmberechtigten 9620 gültige Stimmzettel ab. Bei einem absoluten Mehr von 4811 wurden gewählt die Bisherigen Dr. Isaak Iselin (6428), Dr. Heinrich David (6417), Dr. Richard Zutt (6196), Oberst Wilhelm Bischoff (5922) und Heinrich Reese (5875). Weitere Stimmen erhielten Nationalrat Wullschleger (4552), Professor Albert Burckhardt (3806), Dr. Hans Burckhardt (3361), Dr. Emil Göttisheim (2820) und Dr. Alfred Wieland (2728); es hat also ein zweiter Wahlgang stattzufinden.

Bei den Großratswahlen lagen für 130 Sitze nahe an 300 Kandidaturen vor. Im ersten Wahlgang gingen mit wenig Ausnahmen nur solche Kandidaten durch, die auf mehr als einer der beiden Hauptlisten standen, in Kleinbasel auch diese nicht alle. Im ganzen kamen bloß 56 Wahlen zustande. Kein einziges Quartier hat seine Abordnung gleich im ersten Wahlgang ernannt. Die drei Quartiere Kleinbasels mit zusammen 47 Großratsmitgliedern haben nur neun gewählt, es bleiben also für die Nachwahl hier noch 38! Aus dem Wahlgeschäft ergaben sich für die gegenwärtige Stärke der hauptsächlichsten Parteien in Basel folgende Ziffern: Freisinnige 40 %, Konservative 35 %, Sozialisten 25 %.

Die Vorlage betreffend die Aufhebung der Beitragpflicht der Anwänder von mit Holz gepflästerten Straßen (Holzpflaster-Initiative) wurde angenommen mit 5232 Ja gegen 3755 Nein.

29. Eine Gläubigerversammlung der falliten Basler Kreditgesellschaft ernannte eine fünfgliedrige Konkursverwaltung

und einen Gläubigerausschuß. Aus dem Umstand, daß der Versammlung rund 400 zumeist sogenannte kleine Leute beiwohnten, ist zu entnehmen, welche Kalamität für Basel der Zusammenbruch der Bank bedeutet; vielleicht noch schmerzlicher empfundene Verluste brachte der Fall der Sparkasse der Kreditgesellschaft. Die beiden Fallimente nehmen das allgemeine Interesse fast noch mehr in Anspruch als die Wahlpolemik.

30. Die Regierung ernennt zu außerordentlichen Professoren an der philosophischen Fakultät die Privatdozenten DDr. Daniel Burckhardt und Friedrich Münzer.

Die Witterung war in der ersten, größern Hälfte des Monats der Vegetation außerordentlich günstig. Ein Wechsel von sonnigem Frühlingswetter und warmem Regen lockte das Grün und die Blüten mächtig hervor, so daß Feld, Baumgarten und Rebgelände zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Gegen Ende des Monats trat eine Abkühlung ein. Ueber Nacht wurde es wiederholt empfindlich kalt. Am 29. und 30. gab's sogar Frost, doch Schaden wurde, wie es scheint, nicht angerichtet.

Mai 1902.

1. Die Maifeier wickelt sich in den üblich gewordenen Formen ab. Ein fröstеliger Regen am Nachmittag tut der Beteiligung Eintrag und schränkt den zweiten Akt in den Langen Erlen bedeutend ein.

2. In einer Sitzung des Handwerker- und Gewerbevereins wird mitgeteilt, daß das Defizit der Gewerbe-Ausstellung von 1901 etwa 30,000 Fr. betrage und daß für die Deckung dieser Summe in der nächsten Zeit Mittel und Wege müssen gefunden werden.

3. Die Einnahmen der Staatsrechnung für 1901 betragen 12,065,747 Fr. (Budget 10,945,373), die Ausgaben 12,033,003 Fr.

(12,590,928); es ergibt sich ein Ueberschuß der Einnahmen von 32,743 Fr. statt des budgetierten Defizits von 1,645,552 Fr. Zu Lasten des Staatsvermögens wurden außerdem Ausgaben gemacht für Bahnhofumbauten und damit zusammenhängende Arbeiten im Betrag von 1,219,424 Fr. (1,450,000). — Im Alter von 62 Jahren stirbt Advokat Dr. Severin Scheuermann, langjähriger erster Sekretär des Großen Rates, Mitglied des altkatholischen Kirchenvorstandes.

3./4. Auf den zweiten Wahlgang der Regierungs- und Großratswahlen wurde zwischen der freisinnigen und sozialistischen Partei ein Kompromiß abgeschlossen. Für die Regierungswahlen brachten die Sozialisten wieder einzig ihren Kandidaten Wullschleger; der freisinnige Wahlvorschlag enthielt, da sich Dr. Göttisheim zurückgezogen hatte, die Namen Burckhardt-Finsler und Wullschleger; die Konservativen rückten einzig mit dem Namen Burckhardt-Fetscherin auf, da auch Dr. Wieland zurückgetreten war. Wenn die Liste der Freisinnigen und Sozialisten im zweiten Wahlgang ohne Aenderung durchgegangen wäre — sie enthielt außer drei Konservativen nur noch Radikale und Sozialisten — so hätte der Große Rat bestanden aus 79 Freisinnigen, 25 Sozialisten, 21 Konservativen und 5 Wilden.

Für den Regierungsrat wählten gültig 9381 Stimmberechtigte. Gewählt wurden Nationalrat Wullschleger mit 5261 und Professor Burckhardt-Finsler mit 3949 Stimmen, während Dr. Hans Burckhardt-Fetscherin 3633 Stimmen machte. Bei den Großratswahlen wurden 8816 gültige Stimmen eingelegt. Der neue Große Rat besteht nunmehr, da der zweite Wahlgang nicht auf der ganzen Linie den Sieg der Kompromißliste brachte, aus 66 Freisinnigen, 34 Konservativen, 21 Sozialisten, 7 Wilden und 2 Katholiken. Doch sind zwei Kandidaten doppelt gewählt und die Sitze der beiden neuen Regierungsräte neu zu besetzen.

3./4. Die Liedertafel feiert unter Anwesenheit zahlreicher Gäste von auswärts und aus Basel das Jubiläum ihres 50-jährigen Bestehens mit Konzert, Bankett und Ball. Für die Einzelheiten sei auf die Chronik der musikalischen Ereignisse verwiesen.

4. Im Vormittagsgottesdienst im Münster wird der neugewählte Oberstthelfer Pfarrer Ragaz durch den Präsidenten des Kirchenrats A. v. Salis feierlich in sein Amt eingeführt.

6. Der Verwaltungsrat der Basler Handelsbank wählt zu seinem Vizepräsidenten auf eine Amtsdauer von zwei Jahren alt Regierungsrat Dr. Paul Speiser.

9. Die Gläubigerverwaltung der mit der Kreditgesellschaft in Verbindung stehenden falliten Basler Sparkasse bestellt eine Konkursverwaltung und einen Gläubigerausschuß. — Die Generalversammlung der Genossenschafter des Allgemeinen Konsumvereins beschließt nach Antrag des Verwaltungsrats für 1901 eine Dividende von 8 %.

9. 10. Vor Strafgericht beginnen die Verhandlungen gegen die Basler Baugesellschaft wegen des Einsturzes des Neubaues an der Aeschenvorstadt (28. August 1901). Doch gedeihen die Verhandlungen einstweilen noch nicht über Vernehmung der Angeklagten und das Verhör eines größeren Teiles der zahlreichen Zeugen hinaus.

10. In Hausen i. W. findet wie üblich das Hebelmähli statt. — Der Jahresbericht der Basler Straßenbahnen für 1901 beziffert die Zahl der Passagiere im Laufe des Jahres incl. die Abonnenten auf 11,228,241. Die Einnahmen betrugen 1,284,742 Fr.; der Ueberschuß der Einnahmen von 349,470 Fr. erlaubte zum erstenmal nicht, eine Abschreibung am Anlagekapital vorzunehmen.

11. Die Konsekration der neuen katholischen St. Josephkirche im Horburgquartier wird durch den Bischof von Basel,

Leonhard Haas, bei Anwesenheit der Aebte von Einsiedeln und Mariastein vorgenommen.

12. 13. Nachdem nochmals zwei Tage über die Baukatastrophe in der Aeschenvorstadt verhandelt worden, fällt am Abend das Strafgericht sein Urteil. Wegen fahrlässiger Tötung und Körperverletzung werden der Angeklagte Linder zu einem Monat Gefängnis, der Angeklagte Jenidunia zu 100 Fr. Buße, event. zehn Tage Haft verurteilt. Die Angeklagten Wernli und Bendler werden freigesprochen, tragen aber einen Teil der Kosten.

13. In Bern stirbt 63-jährig als Vorsteher des dortigen Diakonissenhauses Adolf Vischer-Sarasin, früher in Basel ein Haupt vielverzweigter Evangelisationstätigkeit, auch eine Zeitlang Großratsmitglied und Ehrichter, langjähriger italienischer Konsul.

14. Im Regierungsrat spricht der Präsident David den ausscheidenden Mitgliedern Speiser und Philippi den Dank aus für ihre während langer Jahre treu geleisteten Dienste.

15. Großer Rat. Die konstituierende Sitzung wird in Abwesenheit des Alterspräsidenten F. Wittmer durch das zweitälteste Mitglied G. Hediger mit einer passenden Ansprache eröffnet. Zum Präsidenten wird gewählt Dr. O. Zoller, zum Statthalter Dr. A. Wieland und das Bureau bestellt aus drei Freisinnigen und zwei Konservativen. Zum Präsidenten der Regierung für 1902 wird gewählt Oberst Bischoff, zum Vizepräsidenten Dr. R. Zutt. Nach der Wahl der Wahlprüfungskommission wird ein Anzug Stehlin betr. Kassierung des Brunngäßleins zwischen Malzgasse und Dufourstraße der Regierung überwiesen. In der Nachmittagsitzung wird die Petitionskommission bestellt (Präsident Dr. Emil Stöcklin) und die Wahl der Regierung validiert, ferner eine Baulinie am Gemsberg gelegt, das Gebäude der Handwerkerbank Elisabethenstraße 1 gekauft und die Legung eines Tramgeleises in der äußeren Elisabethenstraße beschlossen.

16. Die Regierung verteilt ihre Departemente wie folgt: Regierungsräte Bischoff: Sanität; Burckhardt: Erziehung; David: Finanzen; Iselin: Justiz, Militär- und Löschwesen; Reese: Bauten; Wullschleger: Inneres und Zutt: Polizei. — Der neue Professor für Philologie, Dr. Ferd. Sommer, hält seine Antrittsvorlesung über die indogermanische Ursprache.

17. Regierungsrat Wullschleger erklärt, daß er sein Nationalratsmandat niedergelegt habe. — Der nach München berufene Kliniker unserer Universität, Professor F. Müller, erhält seine Entlassung. — Zum Sekretär des Polizeidepartements an Stelle des zurücktretenden L. Lutz wird gewählt G. Haller.

21. Eine vom Arbeiterbund einberufene Versammlung in der Burgvogtei erhebt Protest gegen das Urteil erster Instanz im Prozeß betr. die Baukatastrophe in der Aeschenvorstadt (s. 12. und 13. ds.). Gegen das Urteil ist übrigens vom Staatsanwalt und von den Verurteilten Linder und Jenidunia appelliert worden.

22. Der Weitere Bürgerrat beschließt den Ankauf eines Hauses in der Elisabethenstraße für die Christoph Merian'sche Stiftung, genehmigte die ihm vorgeschlagene Verteilung des diesjährigen Ertrags der Christoph Merian'schen Stiftung und erledigt eine Reihe Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

23. Dr. Otto Hallauer hält seine Antrittsvorlesung über die Brille und ihre Geschichte. — In der Schlußsitzung der Gemeinnützigen Gesellschaft wird zum Vorsteher gewählt Wilhelm Heusler-VonderMühll. Da die Gesellschaft ihr 125. Jahr vollendet, fügt der abtretende Vorsteher, Professor Speiser, zu seinem statutengemäßen Schlußvortrag einen zweiten Vortrag mit einem Rückblick auf die Geschichte der Gesellschaft im letzten Vierteljahrhundert. Ein belebtes Nachtessen auf der Safranzunft beschließt den Festtag.

23./24. Zum Pfarrer an der St. Petersgemeinde zum Ersatz des zurücktretenden August Linder wird ohne Opposition ge-

wählt der Kandidat des Positiven Gemeindevereins St. Peter, Pfarrer Jakob Probst, zur Zeit in Horgen.

27. Der neue Professor für Botanik, Dr. Alfred Fischer, hält seine Habilitationsvorlesung über die Pflanze und den Stickstoff.

28. Der Schah von Persien reist auf dem Wege von Rom nach Berlin in Basel durch und wird auf dem Bundesbahnhof von Vertretern des deutschen Kaisers begrüßt.

29. Im Großen Rat werden die Großratswahlen validiert; hierauf wird der Erziehungsrat bestellt aus den Professoren Fritz Burckhardt, L. G. Courvoisier, Ed. Hagenbach-Bischoff, H. Kinkelin und P. W. Schmidt, ferner W. Heusler-VonderMühll, Emil Müry-Flück und Regierungsrat Zutt. Ein Wirtschaftsrekurs und die Petition eines Polizeimanns sowie eine Petition in Erbschaftssachen werden abgewiesen und in die Beratung der Vorlage betr. Anlage eines Reservoirs auf dem Bruderholz eingetreten.

31. Für die Witterung dieses Maien können die meteorologischen Tabellen keine Parallele angeben. Wir hatten tatsächlich kaum einen einzigen Tag ohne Regen. Die Sonne kam höchstens für Viertelstunden zum Vorschein. Die Temperatur glich mehr einem Februar als einem Maien. Meist wurde den ganzen Monat hindurch noch geheizt. Erst in den letzten Tagen nahm die Witterung eine Wendung zum Bessern. Doch hat der naßkalte Mai in der Landwirtschaft, wie es scheint, weniger geschadet als man befürchtet. Er hat die durch den außergewöhnlich milden April etwas überstürzte Entwicklung der Pflanzen zurückgehalten, weniges direkt verdorben.

Juni 1902.

1. Die Anstalt für schwachbegabte Taubstumme in Bettingen wird wieder eröffnet unter einer neuen Kommission und neuen Hauseltern, nachdem sie längere Zeit geschlossen gewesen war.

2. Der provisorische Bahnhof, der während des Umbaues des frühern Centralbahnhofs, d. h. auf eine Zeit von etwa vier Jahren den Verkehr mit der Schweiz und mit Elsaß bedienen soll, wird eröffnet. — In der Sitzung der Synode der evangelisch-reformierten Landeskirche wird an Stelle des verstorbenen Obersthelfer August Steiger zum Präsidenten gewählt Otto Zellweger, zum Vizepräsidenten Pfarrer P. Böhringer und an Stelle des verstorbenen alt Ratsherrn Dr. C. Burckhardt-Burckhardt zum Mitgliede des Kirchenrats Professor C. Chr. Burckhardt-Schazmann; hierauf wird der Jahresbericht des Kirchenrats genehmigt und die Sitzung geschlossen.

3. Vertreter der eidgenössischen Post-, Zoll- und Eisenbahnbeamten beschließen auf ein Referat von Regierungsrat Wullschleger, sich zu einem gemeinsamen Verband eidgenössischer Beamter und Angestellter zusammenzuschließen, der, wenn auch eine lockere Organisation, über den gemeinschaftlichen Rechten der Mitglieder wachen soll.

4. Im Sommersemester 1902 zählt die Universität 546 Studierende und 72 nicht immatrikulierte Hörer. Von jenen sind 50 Theologen, 53 Juristen, 148 Mediziner und 295 Angehörige der philosophischen Fakultät. Von den 174 Baselstädtern studieren 10 Theologie, 28 Jurisprudenz, 60 Medizin und 76 an der philosophischen Fakultät. — Nach mehrwöchentlicher Dauer wird ein Streik der Steinhauer der Basler Baugesellschaft durch Eingreifen des staatlichen Vermittlungsamtes (Präsident Regierungsrat Reese) beigelegt.

5. Großer Rat. Nach einer Interpellation betr. die Streikklausel beim Vertrag über den Bau des Kantonalbankneubaus, der Ratifikation einer Bürgeraufnahme und Wahl der Kantonalbank-Kontrollstelle wird die Erstellung eines Reservoirs für Grellingerwasser auf dem Bruderholz nach den Anträgen der Regierung

und der Kommission beschlossen. In der Nachmittagssitzung beschließt der Rat, das Vermessungsbureau bis 1906 fortbestehen zu lassen, einen Adjunkten des Baupolizeiinspektors und einen vierten Straßenmeister anzustellen, das im allgemeinen Kanalisationsprogramm für 1902 vorgesehene Netz von Kanälen auszuführen, die Wahl des Ständerats am Tage der Nationalratswahl vorzunehmen und die Großratswahlen in Zukunft in den Mai statt in den April zu legen; weiter werden geänderte Baulinien für die Südostseite des Marktplatzes angenommen und endlich wird ein Großratsbeschluß gefaßt betr. Landerwerb zur Markgräflerstraße.

7. Zum Professor für innere Medizin wird gewählt Dr. Wilhelm His, derzeit Spitaldirektor in Dresden. — Jahresversammlung des schweizerischen Lehrerinnenvereins im Blaukreuzhaus.

8. Der Gesangverein veranstaltet einen Ausflug nach Bad Lauterbach und Zofingen, der Kunstverein fährt auf dem Rhein zu einem Mittagessen nach Neuenburg, nachdem noch vor Tisch der Kirche in Othmarsheim ein Besuch ist abgestattet worden.

12. Im Alter von 82 Jahren stirbt J. J. v. Salis, 1864 bis 1899 Strafanstaltsdirektor, früher Pfarrer zu Stampa im Bergell.

In diesen Tagen begehen Dr. Albert Teichmann an der juristischen und Dr. Gustav Soldan an der philosophischen Fakultät der Universität das Jubiläum ihrer 25-jährigen Professorentätigkeit.

14. Vor Strafgericht kommt der Fall zur Verhandlung, wo auf dem Bruderholz drei Basler Knaben am 26. Februar von halb verwilderten Hunden angefallen wurden. Die Eigentümer der Tiere wurden von strafrechtlicher Verantwortung freigesprochen; dagegen bleiben den Opfern des Hundeüberfalls ihre civilrechtlichen Ansprüche gewahrt.

14. 15. Von vier Nachwahlen in den Großen Rat im Riehen- und im Bläsiquartier kamen zwei zustande, während für zwei, beide im Bläsiquartier, ein zweiter Wahlgang nötig wird. — Die schweizerische Gesellschaft für Schulhygiene hält ihre Versammlung in Basel ab. Es wird verhandelt über Schule und ansteckende Krankheiten, über die Schulhäuser der Stadt, über Schule und Kurzsichtigkeit und über die in Basel bestehenden Wohlfahrtseinrichtungen auf dem Gebiete der Schulhygiene.

16. Im Sommerkasino tagen die Delegierten des Verbands schweizerischer Verkehrsvereine und beschließen Errichtung eines Generalsekretariats für den Fall, daß dem Verband die Propaganda für die schweizerischen Bundesbahnen übertragen wird.

18. Nach langen und schweren Leiden stirbt Professor Jakob Mähly, geb. 1828, in frühern Jahren Lehrer an unsern mittlern und obern Schulen und Professor der klassischen Philologie an der Universität, in weiten Kreisen als fruchtbarer Schriftsteller bekannt, ein Mann glänzendster Begabung.

19. Großer Rat. Zunächst werden einige Bürgeraufnahmen ratifiziert und zwei Ersatzrichter für das Strafgericht gewählt; dann erledigt der Rat die zweite Beratung des Bürgerrechtsgesetzes und nimmt es an. In der Nachmittagssitzung werden zwei Anzüge betr. staatliche Beaufsichtigung von Sparkassen überwiesen, wird der Ankauf des Hauses Stapfelberg 7 (Frauenarbeitsschule) vom Staat ratifiziert, der Gesetzentwurf betr. Universitätsgut ꝛc. an eine Kommission verwiesen, für Pflästerung der St. Jakobsstraße der nötige Kredit bewilligt und von dem Schlußbericht über den Hüningerkanal Kenntnis genommen. — Kapellmeister Dr. Alfred Volkland tritt aus Gesundheitsrücksichten von der Leitung der hiesigen musikalischen Institute zurück.

20. Die „Basler Nachrichten“ werden von einem Konsortium, für das die Firma Haasenstein und Vogler bot, an öffentlicher

Gant ersteigert. Infolge dessen geht die „Allgemeine Schweizer Zeitung" nach beinahe 30-jährigem Bestand auf den 30. Juni ein und ihre Redaktoren traten zu den „Basler Nachrichten" über. — Die Gemeinnützige Gesellschaft weist die Anträge betreffend Gründung eines homöopathischen Spitals (Legat der Frau Adèle Merian-Iselin im Betrage von Fr. 700,000) an den Vorstand zu weiterer Beratung zurück.

21. 22. Zwei Großratsersatzwahlen im Bläsiquartier fallen im zweiten Wahlgang zu gunsten der freisinnigen Kandidaten aus.

27. Auf einem Automobil-Wettfahren von Paris nach Wien rasen am Vormittag von 8 bis nach 12 Uhr weit über hundert Automobile an unserer Stadt vorüber. Sie kamen aus dem Birstal auf der Reinacher Landstraße. Beim Ruchfeld war Kontrollstelle; dann gings den Walkeweg hinunter und über den St. Jakob-Steg nach der Rheinfelder Landstraße. Die eigentliche Wettfahrt ging aber bloß von Paris bis Belfort und von Bregenz nach Wien. Die Strecke Belfort-Bregenz war neutralisiert worden. Das Publikum von Basel bewies dem Schauspiel viel Interesse.

29. Das im benachbarten Binningen gefeierte basellandschaftliche Kantonalgesangfest bringt viel Leben auch in die Stadt.

30. Die Witterung des Monats Juni läßt sich nicht rühmen. Die größere erste Hälfte verlief in einer Weise, daß man, um einen gleich kalten und regnerischen Juni zu finden, in entlegene Zeiten zurücksuchen mußte. Bis in die Mitte des Monats wurde bei uns vielfach geheizt und fiel auf den benachbarten Jura-, Schwarzwald und Vogesenhöhen Schnee. Erst von der Sonnenwende an kam langsam das gute Wetter und blieb beständig bis Ende des Monats.

30. Juni—4. Juli. Die Woche der religiösen Jahresfeste in Basel alias das Missionsfest wickelt sich in den üblichen Formen bei dem alt gewohnten prächtigen Sommerwetter unter Anwesenheit zahlreicher Gäste von nah und fern ab.

Juli 1902.

1. Der Weitere Bürgerrat hält Sitzung und behandelt ausschließlich Gesuche um Aufnahme ins Bürgerrecht.

2. Die Regiernng bestätigt die vom Erziehungsrat getroffene Wahl von Dr. Fritz Schäublin zum Rektor des Gymnasiums.

3. Großer Rat. Nach der Erledigung einer Interpellation betr. die Urlaubverhältnisse der Straßenbahnangestellten, der Verschiebung zweier Petitionen und der Validierung der Großrats-Nachwahlen beschließt der Rat auf Antrag der Regierung mit allen gegen eine Stimme Neubau der mittleren Rheinbrücke nach den Plänen der Firma Buß u. Cie. und Holzmann u. Cie.; die Kosten werden getragen werden von dem Ertrag der Chr. Merianschen Stiftung, soweit er dem Staate zufällt. Ferner bewilligt der Rat Kredite für allerlei Bauten im Brausebad an der Klaramatte und beschließt Beibehaltung und Korrektion des Brunngäßleins. In der Nachmittagsitzung wird das Gesetz betr. Abänderung des Wahlgesetzes in zweiter, das betr. Unvereinbarkeit öffentlicher Aemter in erster Lesung erledigt, endlich die Errichtung eines Feuerwehrhauptdepots im Lützelhof und eines Nebendepots in der Rebgasse 3 beschlossen.

5. 6. Der vierte schweizerische Abstinententag zählte etwa 800 Teilnehmer. Haupttag war der Sonntag, 6. Juli. Nach einem Festzug am Vormittag, in dem verschiedene Gruppen in schweizerischen Landestrachten auffielen, sprach in der Burgvogtei Dr. Courvoisier aus Biel über das Wirken des Aktionskomitees im abgelaufenen Jahr, Gewerbeinspektor Blocher über Wehr-

kraft und Alkohol. Am Nachmittag bei einer öffentlichen Versammlung in der Pauluskirche sprachen die Pfarrer Ernst Stähelin und Leonhard Ragaz. Am Abend fand die konstituierende Versammlung des schweizerischen Abstinenten-Frauenbundes statt.

6. In Kleinhüningen wird das baselstädtische Kantonal-Turnfest bei prächtiger, beinahe allzu heißer Witterung gefeiert. Namentlich am Nachmittag zum Festzuge herrschte ein ungeheurer Andrang des Volkes. Es kamen 240 Preise zur Verteilung, deren Gewinner hier aufzuzählen zu weit führen würde. — Im benachbarten Langenbruck wird ein Neubau der von Basel aus gegründeten und unterhaltenen Kinderheilstätte zur Au eingeweiht.

7. Das Appellationsgericht bestätigte das Urteil erster Instanz vom 13. Mai in Sachen der Baukatastrophe an der Aeschenvorstadt (Ende August 1901). — Im Alter von über 60 Jahren stirbt Missionar Kühne-Brenner, der in den Siebzigerjahren mit Ramseyer und dessen Frau die vielbesprochene Gefangenschaft bei den Aschantees durchmachte und von Sir Garnet Wolseley befreit wurde.

10. Großer Rat. Nach Ratifikation einer Reihe von Aufnahmen ins Stadtbürgerrecht beschließt der Rat Ankauf des Hauses Friedensgasse 19 als vierten Pfarrhauses der Petersgemeinde, erledigt in zweiter Lesung das Gesetz betr. das Verfahren bei Unvereinbarkeit öffentlicher Stellungen, geht über einen Anzug betr. Bewilligung von Urlaub an provisorische Straßenbahnangestellte zur Tagesordnung, beschließt Erneuerung des Holzpflasters in der obern Gerbergasse, erteilt einen Kredit von 170,000 Fr. für das Mobiliar des Rathauses, weist einen Baurekurs ab, erklärt Beitritt des Kantons zum Konkordat über Befreiung von Sicherheitsleistung für Prozeßkosten und ändert einige Bestimmungen der Civilprozeßordnung ab; endlich wird ein Nachtrag zum Budget bewilligt, dann tritt der Rat seine Sommerferien an.

11. Musikdirektor Hermann Suter in Zürich übernimmt die Direktion der Liedertafel und des Orchesters der Allgemeinen Musikgesellschaft.

12. Die medizinische Fakultät veranstaltet im Schützenhaus ein von Professoren und Aerzten stark besuchtes Abschiedsessen zu Ehren des nach dreijähriger Tätigkeit in Basel nach München übersiedelnden Professor Friedrich Müller.

13. Die medizinische Fakultät überreicht Professor Rudolf Massini, der vor 25 Jahren als Professor in die Fakultät aufgenommen worden ist, ein Glückwunschschreiben.

14. Die französische Kolonie feiert ihr Nationalfest im Sommerkasino.

16. Zum Kantonsstatistiker wählt die Regierung Dr. Fritz Mangold von Basel.

19. Es wird dem Regierungsrat von 2167 Stimmberechtigten das Referendumbegehren gegen den Großratsbeschluß vom 15. Juni betreffend Festsetzung der Baulinien an der untern Gerbergasse, dem Marktplatz und der untern Freienstraße eingereicht. Die Volksabstimmung wird in der Sitzung der Regierung vom 25. Juli auf den 23./24. August, gleichzeitig mit der Nationalrats-Ersatzwahl für Regierungsrat Wullschleger festgesetzt. — Beginn der großen Sommerferien (Bündelitag).

24. Nach kurzer Krankheit stirbt, noch in kräftigem Alter, Fritz Rüegg-Krayer, Direktor der Seidentrocknungsanstalt, der sich nicht nur in seinem Beruf ausgezeichnet, sondern auch auf dem Felde der Gemeinnützigkeit betätigt hat.

27. Die deutsche Kolonie feiert mit Reden, Gesang und Tanz ein Sommerfest im Sommerkasino.

31. Die Witterung des Monats Juli 1902 darf als normal bezeichnet werden. Die zum Teil recht hohe Temperatur wurde wiederholt durch Gewitter gemildert, deren heftigste in der

Nacht vom 9. auf den 10. und am Abend des 31. eintraten. Das letztere hat an mehreren Orten der Stadt eingeschlagen, an einem auch gezündet, doch konnte das Feuer sofort gelöscht werden.

August 1902.

1. Die Gründung des Schweizerbundes wird in üblicher Weise durch das Geläute sämtlicher Glocken der Bevölkerung in Erinnerung gebracht. Die Landsmannschaften der verschiedenen Kantone, Zürcher-Verein, Berner Leist u. s. f. vereinigen sich in der Burgvogtei, um den Tag gemeinsam mit patriotischen Reden und Gesängen zu begehen.

7. Professor Hans Dragendorff erhält vom Regierungsrat die nachgesuchte Entlassung.

13. Professor Wilhelm Bornemann erhält vom Regierungsrat die nachgesuchte Entlassung.

14 ff. Im Musiksaal wird das große Jungfrau-Relief (Maßstab 1 : 2500) der Herren Imfeld und Becker ausgestellt.

17. Eine internationale sozialistische Vereinigung mit Volksversammlung im Kasernenhof und Demonstrationszug durch die Stadt geht in Basel vor sich. Es sprachen im Kasernenhof der deutsche Reichstagsabgeordnete Hoch, ein Italiener und Regierungsrat Wullschleger. Eine Resolution gegen die Polizeiwillkür in Rußland wird einstimmig angenommen.

18. Der schweizerische Verein vom Blauen Kreuz feiert sein 25., der baslerische sein 20. Jahresfest unter zahlreicher Beteiligung — ca. 2500 Teilnehmer — mit Versammlungen in verschiedenen Kirchen und Ansprachen aller Art, mit Banketten in verschiedenen Lokalen, einem Demonstrationszug durch die Stadt mit vielen Fahnen und Musiken und endlich einem Picknick im Margarethengut.

23. 24. Zum Nationalrat an Stelle des wegen seiner Wahl in die Regierung zurückgetretenen Regierungsrat Wullschleger wird gewählt mit 3472 Stimmen alt Regierungs- und Nationalrat Dr. Paul Speiser. Sein einziger Gegenkandidat, der von den Freisinnigen portierte Dr. Otto Zoller machte 2590 Stimmen. Die Sozialisten hatten Wahlenthaltung proklamiert. — Gleichzeitig wurde abgestimmt über die Gestaltung der Südostseite des Marktplatzes, eine Baulinienfrage, die durch das Referendum vor die Volksabstimmung war gezerrt worden. Die Mehrheit der Stimmenden, 3543, bestätigte den Beschluß des Großen Rates vom 5. Juni; mit Nein stimmten 2137.

26. Das diesjährige St. Jakobsfest hat unter ungünstiger Witterung zu leiden. Da es den ganzen 25. August und den Vormittag des 26. hindurch geregnet hatte, wagte man den Zug aufs Schlachtfeld nicht. Die Festrede wurde vor dem Denkmal durch alt Bundesrat Emil Frey gehalten. Dann begab man sich in die Burgvogtei, wo nach einer Ansprache des Festpräsidenten Nationalrat Köchlin die für das Schlachtfeld in Aussicht genommenen Musik-, Gesang- und Turnproduktionen abgewickelt wurden. Das Fest fand seinen Abschluß durch Feuerwerk und lebende Bilder, sogenannte Marmorgruppen, nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Münsterplatz.

28. In einer zweiten Gläubigerversammlung der falliten Basler Sparkasse wurde die Konkursverwaltung ermächtigt, die vorhandenen Aktiven in freier Weise, und ohne sie an eine Steigerung zu bringen, zu veräußern.

30. 31. Zweitägiger Ausmarsch der Kadetten von Laufen über den Paßwang nach Mümliswil und über den obern Hauenstein nach Liestal.

31. Die Witterung des abgelaufenen Monats war überaus veränderlich. Es ist als ob es dieser Sommer nie zu einer meh-

rere Tage anhaltenden Wärme und zu dauerndem Sonnenschein brächte. Dennoch stehen die Kulturen meist recht gut. Eine befriedigende Ernte liegt hinter uns, und es scheint, auch der Herbst wolle nicht schlimm ausfallen. Am 8. August ging ein gewaltiger Hagelschlag nieder, dessen Verheerungen sich zum Glück auf einen Teil der Stadt und ihrer Bannmeile beschränkte. Im Anschluß daran kamen eine Reihe geradezu empfindlich kühle Tage.

September 1902.

1. In der Morgenfrühe zwischen 2 und 3 Uhr fährt im Extrazug auf der Rückreise von Potsdam der König von Italien hier durch, nachdem er am 26. August auf der Hinfahrt mit dem Bundesrat in Göschenen eine Begegnung gehabt hat.

2. Am Abend um halb 9 Uhr entgleisten wegen falscher Weichenstellung von einem von Waldshut hereinfahrenden Güterzug zwei Lokomotiven und fünf Wagen. Menschen wurden nicht verletzt. Der Schaden an Material ist sehr bedeutend.

5. Am frühen Morgen langte von Schaffhausen her in seinen vier Extrazügen Barnum und Baileys amerikanisches Vergnügungsetablissement an, das sich den Namen der größten Schaustellung auf Erden beilegt und zugleich Menagerie, Zirkus und Abnormitäten-Ausstellung ist. Es gab am 5., 6. und 7. je zwei Vorstellungen in eigenem Zirkus auf der Schützenmatte, verreiste in der Nacht vom 7. auf den 8. und gab am 8. nachmittags in Belfort eine Vorstellung.

6. 7. Es findet in Basel eine Vereinigung von Delegierten und Vorturnern der schweizerischen Männerturnvereine statt.

10. Das neu gebildete Bataillon 97 (Major Wilhelm Dietschy) rückt in die Herbstübungen des IV. Armeekorps zwischen Sursee und Zürich ein. Es ist das erste Mal, daß diese neue Einheit zusammentritt.

13. Die Regierung ernennt zum ordentlichen Professor für Theologie den bisher außerordentlichen Professor Paul Mezger, zum außerordentlichen Professor den bisherigen Privatdozenten an der theologischen Fakultät, Lic. Eberhard Vischer.

14. Pfarrer August Linder zu St. Peter hält vor überfüllter Kirche seine Abschiedspredigt, nachdem er bei 30 Jahren an der Gemeinde im Segen gewirkt hat.

18. Das am Abend des 17. aus dem Manöver zurückgekehrte Bataillon 97 wird entlassen.

19. Eine Versammlung der Kampf- und Streitgenossenschaft der Basler Kreditanstalt befaßt sich u. a. mit der Frage der Rekonstruktion des Unternehmens. — Der Positive Gemeindeverein St. Peter veranstaltet dem aus seinem Amte scheidenden Pfarrer August Linder ein Abschiedsfestchen im Gesellschaftshaus zur Mägd.

24. 25. Die Diakonissenanstalt im benachbarten Riehen, deren Angehörige vor allem in Basel ihr Wirkungsgebiet sehen und hier schon unendlich viel Gutes gewirkt haben, begeht in Bescheidenheit und Stille, von ihren Freunden mit Glück- und Segenswünschen erfreut, das Jubiläum ihres 50-jährigen Bestandes.

25. Der Zirkus Lorch schlägt für einige Tage sein Zelt auf dem Landhof auf.

29. Es erscheint die erste Nummer eines neuen Blattes „Basler Zeitung und Handelsblatt“ unter der Leitung des frühern Redaktors der Basler Nachrichten, Dr. Otto Zoller, der sich der Unterstützung der DDr. Reinhold Günther und Otto Hartmann erfreut.

30. Die Witterung des Monats September blieb mit ihrer Unbeständigkeit dem allgemeinen Charakter des ganzen Sommers getreu. Zwei für das Jahr 1902 besonders lange andauernde Gutwetterperioden, 1. bis 4. und 18. bis 24. September machten allerseits viel Freude. Sonst herrschte wetterwendische Launenhaf-

tigkeit. Doch sind bei dieser Witterung Obst und Gemüse wohl geraten; nur der Wein droht sauer zu werden.

Oktober 1902.

4. Nach 50-jährigem Schuldienst tritt Professor Fritz Burckhardt, seit 30 Jahren Rektor des Gymnasiums, in den Ruhestand. Seine Schüler veranstalten ihm zu Ehren bei diesem Anlaß bescheidene Abschiedsfeierlichkeiten.

Vor dem Appellationsgericht wird ein Ehrbeleidigungshandel zwischen den sozialistischen Führern Dr. Hans Müller und Dr. Niklaus Wassilieff entsprechend der ersten Instanz in dem Sinne entschieden, daß beide Parteien in gleiche Schuld und Strafe verfällt werden. Dr. Hans Müller, der aus der sozialdemokratischen Partei des Kantons ausgestoßen wurde, hatte seine Demission als Präsident des Grütlivereins Großbasel eingereicht; sie wurde aber nicht angenommen. — Die Birseckbahn wird eröffnet, eine elektrische Straßenbahn von Basel (Aeschenplatz) über Münchenstein nach Arlesheim und Dornachbruck, die an die Basler Straßenbahnen angeschlossen ist und von ihnen betrieben wird.

6 ff. Da der Umbau des Rathauses, wenigstens was das Vorderhaus anbetrifft, vollendet ist, so ziehen einstweilen das Finanzdepartement und das Departement des Innern darin ein. Auch die Räume der Gesamtregierung werden bezogen und die dadurch frei werdenden Lokale des Rollerhofes andern Zwecken dienstbar gemacht.

9. In der ersten Sitzung des Großen Rates nach den Sommerferien wird nach der Ratifikation einiger Bürgeraufnahmen und der Entgegennahme einiger Abbitten und des Ergebnisses des Marktplatzreferendums die Korrektion der Ecke Marktplatz-Eisengasse aufgeschoben; ferner genehmigt der Rat den Vertrag mit Binningen betr. den Anschluß dieser Gemeinde an die baslerische

Kanalisation. Der Ratschlag betr. Beiträge der Anstößer an die Kosten der Unterhaltung der Wiesen- und Rheinufer wird an eine Kommission gewiesen, endlich eine Baulinie an der Ecke Aeschenvorstadt-Elisabethenstraße angenommen. Die Sitzung geht zur Ausnahme nach kaum zweistündiger Dauer zu Ende.

12. In der St. Peterskirche wird der neue Pfarrer der St. Petersgemeinde, Jakob Probst, bisher Pfarrer in Horgen am Zürichsee, in seinem Amte eingeführt. Am folgenden Tag bereiten ihm seine positiven Gesinnungsgenossen bei einem Familienabend einen freundlichen Empfang. — Der militärische Vorunterricht schließt mit einer Inspektion die Sommerübungen ab. — Durch einen Unglücksfall stirbt plötzlich in rüstigem Mannesalter Dr. Anton Schwendt, ein tüchtiger Otologe und Privatdozent an der medizinischen Fakultät der Universität.

15. Auf der Reise von Holland nach der Riviera berührt Paul Krüger, der Präsident der gewesenen südafrikanischen Boerenrepublik Transvaal, in der Morgenfrühe die Stadt Basel.

16. Der Weitere Bürgerrat bestätigt den Bürgerratschreiber Dr. Hermann Hübsch auf eine weitere sechsjährige Amtsdauer und vollzieht 28 Aufnahmen ins Stadtbürgerrecht; der Engere Bürgerrat gibt Kenntnis davon, daß er 38 Petenten aufgenommen hat. Es sind dies die ersten Aufnahmen, bei denen das neue Bürgerrechtsgesetz in Wirksamkeit trat.

17. Die Gemeinnützige Gesellschaft übernimmt die finanzielle Ueberwachung des Legates Merian-Iselin zur Gründung eines homöopathischen Spitals. — Zur Feier der 25-jährigen Amtstätigkeit des frühern Regierungsratsekretärs und Staatsarchivars Dr. Rudolf Wackernagel findet eine Feier im „Storchen" statt, wobei der Verdienste des Jubilars gebührend gedacht wird.

20. Erste Sitzung der Historischen Gesellschaft im Winter 1902/3.

22. In der St. Martinskirche halten in der Abendstunde die Freunde der Buren eine Versammlung ab, bei der Rechenschaft abgelegt wird über die diesem Volk gespendeten Gaben. Es sprachen Antistes v. Salis, Oberstthelfer Ragaz und Professor v. Orelli.

25. Zum ordentlichen Professor mit Lehrauftrag für klassische Philologie wird ernannt der bisherige außerordentliche Professor Dr. Friedrich Münzer. — Der Basler Lehrerverein veranstaltet eine bescheidene kleine Feier zu Safran zur Erinnerung an die 50-jährige Mitgliedschaft von Professor Fritz Burckhardt, alt Rektor des Gymnasiums.

25. 26. Bei den Integralerneuerungswahlen in den Nationalrat waren infolge der Volkszählung von 1900 sechs statt vier Sitze zu versehen. Es lagen dafür nicht weniger als elf Kandidaturen vor; einer der bisherigen Vertreter, Nationalrat Köchlin, hatte eine Wiederwahl abgelehnt. Die Freisinnigen schlugen vor Regierungsrat David (bish.), Ludwig Dietrich, Emil Müry-Flück und Dr. Otto Zoller, eine dissidente Gruppe „unabhängige Freisinnige" statt des letztern Dr. Emil Stöcklin; die Quartiervereine und der Eidgenössische Verein schlugen vor Regierungsrat Iselin, alt Regierungsrat Speiser (beide bish.) und alt Centralbahndirektor Wilhelm Heusler, die Sozialisten Dr. Alfred Brüstlein in Bern und Redaktor Wilhelm Arnold, die Katholiken Dr. Ernst Feigenwinter. Der erste Wahlgang blieb resultatlos, indem bei einem absoluten Mehr von 4581 die Stimmen sich wie folgt verteilten: Speiser 4378, David 4233, Iselin 4086, Müry 3555, Heusler 3370, Zoller 3217, Brüstlein 2598, Dietrich 2553, Arnold 2161, Feigenwinter 2026, Stöcklin 798. Von 17,886 Stimmberechtigten hatten sich 9161 beteiligt. Ein zweiter Wahlgang am 2. November, bei dem einzig die Katholiken mit einer neuen Liste aufrückten, nämlich Feigenwinter, Iselin, Speiser, David, Müry,

Brüstlein, die andern Parteien aber alle mit den nämlichen gebrochenen Listen, wie am 26. Oktober, brachte bei einer Beteiligung von 9994 Stimmen die folgende Entscheidung: David mit 5060, Speiser mit 5038, Iselin mit 4734, Müry mit 4604, Brüstlein mit 3834 und Zoller mit 3504 Stimmen gewählt. Weitere Stimmen erhielten Heusler 3308, Dietrich 2842, Arnold 2404 und Feigenwinter 1964. Stöcklin wurde nicht mehr portiert.

Gleichzeitig wurde als Ständerat bestätigt mit 5868 von 6442 Stimmen Dr. Paul Scherrer. — Zu Mitgliedern des Civilgerichts wurden gewählt Wilhelm Frey-Freyvogel und Direktor Ernst Bauer; bei der Wahl von zwei Strafrichtern erreichte keiner der drei Vorgeschlagenen das absolute Mehr. Hier fiel der zweite Wahlgang am 2. November zu gunsten von F. Zweifel-Bienz und G. Passavant aus.

26. Die Messe, die morgen eingeläutet werden soll, nimmt schon heute Sonntag Abend ihren Anfang auf dem Barfüßerplatz. Sie bringt außer den gewohnten Sehenswürdigkeiten und Lustbarkeiten nichts besonderes.

31. Die Witterung war während des ganzen Monats veränderlich mit vorherrschender Neigung zum Regen, so daß kaum ein schöner Herbsttag uns beschieden war.



6—



